

IMMANUEL KANT'S
BRIEFE,
ERKLÄRUNGEN.
FRAGMENTE
AUS
SEINEM NACHLASSE.

HERAUSGEGEBEN
VON
FRIEDR. WILH. SCHUBERT.

LEIPZIG,
LEOPOLD VOS S.

1842.

IMMANUEL KANT'S

BRIEF

FÜR KÄRNER

FRAGMENTE



SEITE 11

HERAUSGEGEBEN

FRIEDR. WILH. SCHUBERT

LEIPZIG

LEOPOLD VOS

1842

B R I E F E.

KANT'S WERKE. XI.

B
R
I
E
F

Die hier mitgetheilten Briefe werden zum grössten Theile hier zum ersten Male aus der Handschrift des abgesandten Originals oder des von Kant eigenhändig gemachten Entwurfs öffentlich bekannt gemacht. Solche Entwürfe befinden sich mehrfach in dem der Königsberger Universitätsbibliothek angehörenden Nachlasse Kant's. Ich habe jedoch nur solche zum Abdruck hier gewählt, die durch ein vollständigeres Detail im Zusammenhange für sich selbst ein wissenschaftliches Interesse in Anspruch nehmen. Andere, namentlich kleine Handschreiben, welche vorzugsweise zur Charakteristik Kant's in seinem gelehrten Wirken und in seinem Verhalten gegen Freunde und Amtsgenossen dienen, werden am angemessensten in die Biographie selbst verflochten: ich bezeichne darunter das Handschreiben an den Professor der Physik Reusch über das Fahrenheit'sche Thermometer und a. Die Zahl der Briefe ist allerdings für ein so ausgedehntes reiches literarisches Leben sehr gering. Aber Kant's grosse Abneigung gegen das Briefschreiben trat schon in seinen jüngeren Jahren ein, wie bereits Johann George Hamann 1759 klagte und nahm mit den Jahren so zu, dass nach den Entwürfen oft von ihm selbst gern gegebene Antworten doch Jahre lang verspätet wurden. Dessen ungeachtet würde die Anzahl stattlicher ausfallen müssen, wenn alle mir verheissenen Zusagen von Briefen Kant's, auf deren Einsendung ich sehnstüchtig wartete, erfüllt worden wären. Um so mehr fühle ich mich von dem herzlichsten und angelegentlichsten Danke gegen diejenigen Männer durchdrungen, die diesem Unternehmen ihre thätigste Beihülfe gewährten: ich werde ihre Unterstützung bei den einzelnen Mittheilungen dankbar besonders erwähnen.

In diese Sammlung sind nicht mit aufgenommen:

- 1) der Brief an Fräulein Ch. von Knobloch über Swedenborg vom 10. Aug. 1758; ist bereits abgedruckt in Bd. VII, Abthlg. I. S. 1 — 11.
- 2) der Brief an Frau von Funk über den Tod ihres Sohnes vom 6. Jun. 1760; schon abgedruckt in Bd. VII, Abthlg. I. S. 123 — 34.
- 3) der Briefwechsel zwischen Lambert und Kant, vom 13. Novbr. 1765 — 1770; bereits abgedruckt in Bd. I. S. 343 — 70.

Schubert.

1.

An

Moses Mendelssohn

in Berlin

1766—83*

A Monsieur

Monsieur Moses Mendelssohn

à Berlin.

Mein Herr

Es giebt keine Umschweife von der Art, wie sie die Mode verlangt, zwischen zwei Personen, deren Denkungsart durch die Ähnlichkeit der Verstandesbeschäftigungen und die Gleichheit der Grundsätze einstimmig ist. Ich bin durch Dero gütige Zuschrift erfreut worden und nehme Ihren Antrag wegen künftiger Fortsetzung der Correspondenz mit Vergnügen an. Herr Mendel Koshmann hat mir den jüdischen Studenten Leon zusammt Dero Empfehlung zugeführt. Ich habe ihm sehr gern meine Collegien und andere Dienstleistungen zugestanden. Allein vor einigen Tagen ist er zu mir gekommen und hat sich erklärt, dass er sich der Gelegenheit, welche die jetzigen polnischen Zufuhren geben, bedienen wolle, um eine kleine Reise zu den Seinigen zu thun, von da er um Ostern allhier wieder einzutreffen gedenkt. Es scheint, dass er sich bei der hiesigen jüdischen Gemeinde durch einige Vernachlässigung in der

* Diese vier Briefe verdanke ich der wohlwollenden Beisteuer des Herrn Bennoni Friedländer in Berlin, dessen reiche Sammlungen bei dem hochherzigen Sinn des wahrhaft gelehrten Besitzers zur Förderung literarischer Unternehmungen gern sich öffnen.

Observanz ihrer gesetzmässigen Gebräuche nicht gänzlich zu seinem Vortheile gewiesen habe, und da er ihrer nöthig hat, so werden Sie ihm deswegen künftig die gehörige Vorschrift geben, in Ansehung welcher ich ihm schon zum voraus einige Erinnerung, die die Klugheit gebeut, habe merken lassen.

Ich habe durch die fahrende Post einige Träumerei an Sie überschickt und bitte ergebenst, nachdem Sie beliebt haben, ein Exemplar für sich zu behalten, die übrigen an die Herren: Hofpred. Sack, Oberconsist. R. Spalding, Propst Süsmilch, Prof. Lambert, Prof. Sultzer und Prof. Formey gütigst abgeben zu lassen. Es ist eine gleichsam abgedrungene Schrift, und enthält mehr einen flüchtigen Entwurf von der Art, wie man über dergleichen Fragen urtheilen solle, als die Ausführung selber. Dero Urtheil in diesen und andern Fällen wird mir sehr schätzbar seyn. Gelehrte Neuigkeiten Ihres Orts und eine Bekanntschaft durch Dero Vermittelung mit den guten Köpfen Ihrer Gegend wird mir nützlich und angenehm seyn. Ich wünschte, dass ich meiner Seits etwas zu Ihrem Vergnügen ausrichten könnte und bin mit wahrer Hochachtung,

mein Herr,

Königsb. d. 7. Febr. 1766.

Dero ergebenster Diener

I. Kant.

Mein Herr.

Die gütige Bemühung, die Sie in Bestellung einiger überschickten Schriften auf mein ergebenstes Ersuchen zu übernehmen beliebt haben, erwiedere ich mit dem ergebensten Danke und der Bereitwilligkeit zu allen gefälligen Gegendiensten.

Die Befremdung, die Sie über den Ton der kleinen Schrift äussern, ist mir ein Beweis der guten Meinung, die

Sie sich von meinem Charakter der Aufrichtigkeit gemacht haben, und selbst der Unwille, denselben hierin nur zweideutig ausgedrückt zu sehen, ist mir schätzbar und angenehm. In der That werden Sie auch niemals Ursache haben, diese Meinung von mir zu ändern, denn was es auch für Fehler geben mag, denen die standhafteste Entschliesung nicht allemal völlig ausweichen kann, so ist doch die wetterwendische und auf den Schein angelegte Gemüthsart dasjenige, worin ich sicherlich niemals gerathen werde, nachdem ich schon den grössesten Theil meiner Lebenszeit hindurch gelernt habe, das meiste von demjenigen zu entbehren und zu verachten, was den Charakter zu corrumpiren pflegt, und also der Verlust der Selbstbilligung, die aus dem Bewusstseyn einer unverstellten Gesinnung entspringt, das grösseste Ubel seyn würde, was mir nur immer begegnen könnte, aber ganz gewiss niemals begegnen wird. / Zwar denke ich vieles mit der allerkläresten Überzeugung und zu meiner grossen Zufriedenheit, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke. \ 12

Ich weiss nicht, ob Sie bei Durchlesung dieser in ziemlicher Unordnung abgefassten Schrift einige Kennzeichen von dem Unwillen werden bemerkt haben, womit ich sie geschrieben habe; denn da ich einmal durch die vorwitzige Erkundigung nach den Visionen des Schwedenborg sowohl bei Personen, die ihn Gelegenheit hatten selbst zu kennen, als auch vermittelt einiger Correspondenz und zuletzt durch die Herbeischaffung seiner Werke viel hatte zu reden gegeben, so sahe ich wohl, dass ich nicht eher vor der unablässigen Nachfrage würde Ruhe haben, als bis ich mich der bei mir vermutheten Kenntniss aller dieser Anekdoten entledigt hätte.

In der That wurde es mir schwer, die Methode zu ersinnen, nach welcher ich meine Gedanken einzukleiden hätte, ohne mich dem Gespötte auszusetzen. Es schien mir also am rathsamsten, anderen dadurch zuvorzukommen, dass ich über mich selbst zuerst spottete, wobei ich auch

ganz aufrichtig verfahren bin, indem wirklich der Zustand meines Gemüths hiebei widersinnig ist und sowohl, was die Erzählung anlangt, ich mich nicht entbrechen kann, eine kleine Anhänglichkeit an die Geschichte von dieser Art, als auch, was die Vernunftgründe betrifft, einige Vermuthung von ihrer Richtigkeit zu nähren, ungeachtet der Ungereimtheiten, welche die erstere, und der Hirngespinnste und unverständlichen Begriffe, welche die letztere um ihren Werth bringen.

Was meine geäußerte Meinung von dem Werthe der Metaphysik überhaupt betrifft, so mag vielleicht hin und wieder der Ausdruck nicht vorsichtig und beschränkt genug gewählt worden seyn, allein ich verhehle gar nicht, dass ich die aufgeblasene Anmaassung ganzer Bände voll Einsichten dieser Art, sowie sie jetziger Zeit gangbar sind, mit Widerwillen, ja mit einigem Hasse ansehe, indem ich mich vollkommen überzeuge, dass der Weg, den man gewählt hat, ganz verkehrt sey, dass die im Schwang gehende Methode dem Wahn und den Irrthümern aller dieser eingebildeten Einsichten nicht so schädlich seyn könne als die erträumte Wissenschaft mit ihrer so verwünschten Fruchtbarkeit.

Ich bin soweit entfernt, die Metaphysik selbst, objectiv erwogen, für gering oder entbehrlich zu halten, dass ich vornämlich seit einiger Zeit, nachdem ich glaube, ihre Natur und die ihr unter den menschlichen Erkenntnissen eigenthümliche Stelle einzusehen, überzeugt bin, dass sogar das wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechts auf ihr ankomme, eine Anpreisung, die einem jeden andern als Ihnen phantastisch und verwegen vorkommen wird. Solchen Genies wie Ihnen, mein Herr, kommt es zu, in dieser Wissenschaft eine neue Epoche zu machen, die Schnur ganz aufs neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs blosse Gerathewohl angebauten Disciplin mit Meisterhand zu zeichnen. Was aber den Vorrath vom Wissen betrifft, der in dieser Art öffentlich feil steht, so ist es kein leichtsinniger Unbestand, sondern die Wirkung einer langen Untersuchung, dass ich in Anse-

hung desselben nichts rathsamer finde, als ihm das dogmatische Kleid abzuziehen und die vorgegebenen Einsichten skeptisch zu behandeln, wovon der Nutzen freilich nur negativ ist (*stultitia caruisse*), aber zum positiven vorbereitet; denn die Einfalt meines gesunden aber ununterwiesenen Verstandes bedarf, um zur Einsicht zu gelangen, nur ein Organon; die Scheineinsicht aber eines verderbten Kopfs zuerst ein Katartikon. Wenn es erlaubt ist, etwas von meinen eigenen Bemühungen in diesem Betracht zu erwähnen, so glaube ich seit der Zeit, als ich keine Ausarbeitungen dieser Art geliefert habe, zu wichtigen Einsichten in dieser Disciplin gelangt zu seyn, welche ihr Verfahren festsetzen und nicht blos in allgemeinen Aussichten bestehen, sondern in der Anwendung als das eigentliche Richtmaass brauchbar sind. Ich schicke mich allmählig an, so viel als meine übrige Zerstreungen es erlauben, diese Versuche der öffentlichen Beurtheilung, vornämlich aber der Ihrigen vorzulegen, wie ich mir denn schmeichle, dass, wenn es Ihnen gefiele, Ihre Bemühungen in diesem Stück mit den meinigen zu vereinigen (worunter ich die Bemerkung ihrer Fehler mit begreife), etwas Wichtiges zum Wachsthum der Wissenschaft könnte erreicht werden.

Es gereicht mir zu keinem geringen Vergnügen zu vernehmen, dass mein kleiner und flüchtiger Versuch das Glück haben werde, gründliche Betrachtungen über diesen Punct von Ihnen herauszulocken, und ich halte ihn alsdann für nützlich genug, wenn er zu tieferen Untersuchungen anderer die Veranlassung geben kann. Ich bin überzeugt, dass Sie den Punct nicht verfehlen werden, auf den sich alle diese Erwägungen beziehen und welchen ich kenntlicher würde bezeichnet haben, wenn ich die Abhandlung nicht bogenweise hintereinander hätte abdrucken lassen, da ich nicht immer voraussehen konnte, was zum besseren Verständnisse des folgenden voranzuschicken wäre, und wo gewisse Erläuterungen in der Folge wegbleiben müssen, weil sie an einen unrichten Ort würden zu stehen gekommen seyn. Meiner Meinung nach kommt alles darauf an,

die Data zu dem Problem aufzusuchen, wie ist die Seele in der Welt gegenwärtig sowohl den materiellen Naturen als den anderen von ihrer Art. Man soll also die Kraft der äusseren Wirksamkeit und die Receptivität von aussen zu leiden bei einer solchen Substanz finden, wovon die Vereinigung mit dem menschlichen Körper nur eine besondere Art ist. Weil uns nun keine Erfahrung hiebei zu statten kommt, dadurch wir ein solches Subject in den verschiedenen Relationen könnten kennen lernen, welche einzig und allein tauglich sind, seine äussere Kraft oder Fähigkeit zu offenbaren und die Harmonie mit dem Körper, der das Gegenverhältniss des inneren Zustandes der Seele (des Denkens und Wollens) zu dem äusseren Zustande der Materie unseres Körpers, mithin kein Verhältniss einer ~~inneren~~ ^{äusseren} Thätigkeit zu einer äusseren Thätigkeit entdeckt, folglich zur Auflösung der Quaestion gar nicht tauglich ist, so fragt man, ob es an sich möglich sey, durch Vernunfturtheile *a priori* diese Kräfte geistiger Substanzen auszumachen. Diese Untersuchung löst sich in eine andere auf, ob man nämlich eine primitive Kraft d. i. ob man das erste Grundverhältniss der Ursache zur Wirkung durch Vernunftschlüsse erfinden könne, und da ich gewiss bin, dass dieses unmöglich sey, so folgt, wenn mir diese Kräfte nicht in der Erfahrung gegeben sind, dass sie nur gedichtet werden können. Diese Erdichtung aber (*fictio heroistica, hypothesis*) kann niemals auch nur einen Beweis der Möglichkeit zulassen und die Denklichkeit (deren Schein daher kommt, dass sich auch keine Unmöglichkeit davon darthun lässt) ist ein blosses Blendwerk, wie ich denn die Träumerei des Swedenborg selbst, wenn Jemand ihre Möglichkeit angriffe, mir zu vertheidigen getraute und mein Versuch von der Analogie eines wirklichen sittlichen Einflusses der geistigen Naturen mit der allgemeinen Gravitation ist eigentlich nicht eine ernstliche Meinung von mir, sondern ein Beispiel, wie weit man und zwar ungehindert in philosophischen Erdichtungen fortgehen kann, wo die Data fehlen, und wie nöthig es bei einer solchen Aufgabe

S. Anmerkungen

Name

sey, auszumachen, was zur Solution des Problems nöthig sey und ob nicht die dazu nöthigen Data fehlen. Wenn wir dennoch die Beweisthümer aus der Anständigkeit oder den göttlichen Zwecken so lange bei Seite setzen und fragen, ob aus unseren Erfahrungen jemals eine solche Kenntniss von der Natur der Seele möglich sey, die da zureiche, die Art ihrer Gegenwart im Weltraume sowohl in Verhältniss auf die Materie als auch auf Wesen ihrer Art daraus zu erkennen, so wird sich zeigen, ob Geburt (im metaphysischen Verstande), Leben und Tod etwas sey, was wir jemals durch Vernunft werden einsehen können. Es liegt hier daran, auszumachen, ob es nicht hier wirklich Grenzen gebe, welche nicht durch die Schranken unserer Vernunft wie in der Erfahrung, die die Data zu ihr enthält, festgesetzt sind. Jedoch ich breche hiemit ab und empfehle mich Dero Freundschaft, bitte auch, dem Hrn. Prof. Sultzer meine besondere Hochachtung und den Wunsch, mit seiner gütigen Zuschrift beehrt zu werden, zu entdecken und bin mit der grössesten Hochachtung,

mein Herr,

Königsb. d. 8. April 1766.

Dero ergebenster Diener

I. Kant.

Verehrungswürdiger Freund.

Mit dem grössesten Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit, wenn es auch nur in der Absicht wäre, Ihnen meine Hochachtung und den herzlichen Wunsch zu bezeigen, dass Sie in dem Genusse einer mit fröhlichem Herzen verbundenen Gesundheit eines Lebens geniessen mögen, an dessen zurückgelegten Theil Sie mit Zufriedenheit sich zu erinnern so viel Ursache haben. Herr Joël, der in der Meinung, dass Sie mich mit einigem Zutrauen beehrten, verlangt, seinen Zutritt zu Ihnen mit meiner Empfehlung

zu begleiten, ist Ihrer Gewogenheit und Vorsorge nicht unwürdig. Wenn er gleich nicht mit so vorzüglichem Talente als Herr Herz beglückt ist, so lässt doch sein gesunder Verstand, sein Fleiss, Ordnung des Lebens, vornehmlich die Gutartigkeit seines Herzens erwarten, dass er in Kurzem als ein geschickter und geachteter Arzt auftreten werde. Ich weiss, dass diese Eigenschaften allein Sie, mein geehrtester Freund, schon hinreichend bewegen können, einige Bemühungen auf die Forthelfung eines hoffnungsvollen jungen Mannes zu verwenden.

Mein Gesundheitszustand, den ich nur durch eine gewisse Gleichförmigkeit der Lebensart und der Gemüthsbeschäftigung erhalten kann, hat es mir unmöglich gemacht, der guten Meinung des verehrungswürdigen Ministers von mir (woran Sie, wie ich glaube, einen vorzüglichen Antheil haben) mich folgsam zu bezeigen und dadurch Gelegenheit zu bekommen, Ihnen und Herren Herz persönlich meine Ergebenheit zu beweisen, welches ich jetzt und künftig nur schriftlich thun kann als

meines höchstschätzbaren Freundes

ergebenster treuer Diener

Königsb. d. 13. Juli 1778.

I. Kant.

Verehrungswürdiger Herr!

Allerdings konnte keine wirksamere Empfehlung für den hoffnungsvollen Jüngling den Sohn des Hrn. Gentz gefunden werden, als die von einem Manne, dessen Talente und Charakter ich vorzüglich hochschätze und liebe, von welcher Gesinnung gegen Sie, es mir reizend ist zu sehen, dass Sie solche in mir voraussetzen und darauf rechnen, ohne dass ich nöthig hätte, Sie davon zu versichern. Auch kann ich jetzt dem würdigen Vater dieses jungen

Menschen, den ich in meine nähere Bekanntschaft aufgenommen habe, mit Zuversicht die seinen Wünschen vollkommen entsprechende Hoffnung geben, ihn dereinst von unserer Universität an Geist und Herz sehr wohl ausgebildet zurück zu erhalten; bis ich dieses thun konnte, ist meine sonst vorlängst schuldige Antwort auf Ihr gütiges Schreiben aufgeschoben worden.

Die Reise nach dem Bade, von dessen Gerüchte Sie so gütig sind auf solche Art zu erwähnen, dass mir die Idee davon das Gemüth mit angenehmen Bildern eines viel reizendern Umganges, als ich ihn jemals hier haben kann, erfüllt, ist auch allhier ausgebreitet gewesen, ohne dass ich jemals den mindesten Anlass dazu gegeben hätte. Eine gewisse Gesundheitsregel, die ich, ich weiss nicht bei welchem englischen Autor vor langer Zeit antraf, hat schon vorlängst den obersten Grundsatz meiner Diätetik ausgemacht: Ein jeder Mensch hat seine besondere Art gesund zu seyn, an der er, ohne Gefahr, nicht ändern darf. In Befolgung dieser Lehre habe ich zwar immer mit Unpässlichkeit zu kämpfen, ohne doch jemals krank zu seyn; übrigens finde ich, dass man am längsten lebe, wenn man am wenigsten Sorge trägt, das Leben zu verlängern, doch mit der Behutsamkeit, es nicht durch die Störung der wohlthätigen Natur in uns abzukürzen.

Dass Sie sich der Metaphysik gleichsam für abgestorben ansehen, da ihr beinahe die ganze klügere Welt abgestorben zu seyn scheint, befremdet mich nicht, ohne einmal jene Nervenschwäche (daran man doch im Jerusalem nicht die mindeste Spur antrifft) hiebei in Betracht zu ziehen. Dass aber an deren Stelle Kritik, die nur damit umgeht, den Boden zu jenem Gebäude zu untersuchen, Ihre scharfsinnige Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen kann, oder sie alsbald wieder von sich stösst, dauert mich sehr, befremdet mich aber auch nicht; denn das Product des Nachdenkens von einem Zeitraume von wenigstens zwölf Jahren hatte ich innerhalb etwa 4 bis 5 Monaten, gleichsam im Fluge, zwar mit der grössten Aufmerksam-

keit auf den Inhalt, aber mit weniger Fleiss auf den Vortrag und Beförderung der leichten Einsicht für den Leser, zu Stande gebracht, eine Entschliessung, die mir auch jetzt noch nicht leid thut, weil ohne dies und bei längerem Aufschube, um Popularität hineinzubringen, das Werk vermuthlich ganz unterblieben wäre, da doch dem letzteren Fehler nach und nach abgeholfen werden kann, wenn nur das Product seiner rohen Bearbeitung nach erst da ist. Denn ich bin schon zu alt, um ein weitläufiges Werk mit ununterbrochener Anstrengung, Vollständigkeit und zugleich mit der Feile in der Hand, jedem Theile seine Rundung, Glätte und leichte Beweglichkeit zu geben. Es fehlte mir zwar nicht an Mitteln der Erläuterung jedes schwierigen Puncts, aber ich fühlte in der Ausarbeitung unaufhörlich die, der Deutlichkeit eben sowohl widerstreitende Last der gedehnten und den Zusammenhang unterbrechenden Weitläufigkeit, daher ich von dieser vor der Hand abstand, um sie bei einer künftigen Behandlung, wenn meine Sätze, wie ich hoffte, in ihrer Ordnung nach und nach würden angegriffen werden, nachzuholen; denn man kann auch nicht immer, wenn man sich in ein System hineingedacht und mit den Begriffen desselben vertraut gemacht hat, für sich selbst errathen, was dem Leser dunkel, was ihm nicht bestimmt, oder hinreichend bewiesen vorkommen möchte. Es sind wenige so glücklich, für sich und zugleich in der Stelle anderer denken und die ihnen allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. Es ist nur ein Mendelssohn.

Wie wäre es aber, mein werthester Herr, wenn Sie, gesetzt Sie wollten sich nicht weiter mit schon zur Seite gelegten Sachen selbst beschäftigen, Ihr Ansehen und Ihren Einfluss dazu zu verwenden beliebten, eine nach einem gewissen Plane verabzuredende Prüfung jener Sätze zu vermitteln und dazu auf eine Art, wie sie Ihnen gut dünkt, aufzumuntern. Man würde also 1. untersuchen, ob es mit der Unterscheidung der analytischen und synthetischen Urtheile seine Richtigkeit und mit der Schwierigkeit, die

Möglichkeit der letzteren, wenn sie *a priori* geschehen sollen, einzusehen, die Bewandniss habe, die ich ihr beilege, und ob es auch von so grosser Nothwendigkeit sey, die Deduction der letzteren Art von Erkenntnisse zu Stande zu bringen, ohne welche keine Metaphysik statt findet. 2. Ob es wahr sey, was ich behauptet habe, dass wir *a priori* über nichts als über die formale Bedingung einer möglichen (äusseren oder inneren) Erfahrung überhaupt synthetisch urtheilen können, sowohl was die sinnliche Anschauung derselben, als was die Verstandesbegriffe betrifft, die beiderseits noch vor der Erfahrung vorhergehen und sie allererst möglich machen. 3. Ob also auch meine letzte Folgerung richtig sey, dass alle uns mögliche speculative Erkenntniss *a priori* nicht weiter reiche, als auf Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nur mit dem Vorbehalte, dass dieses Feld möglicher Erfahrung nicht alle Dinge an sich selbst befasse, folglich allerdings noch andere Gegenstände übrig lasse, ja sogar als nothwendig voraussetze, ohne dass es uns doch möglich wäre, von ihnen das mindeste bestimmt zu erkennen. Wären wir erst so weit, so würde sich die Auflösung, darin sich die Vernunft selbst verwickelt, wenn sie über alle Grenze möglicher Erfahrung hinaus zu gehen versucht, von selbst geben, ingleichen die noch nothwendigere Beantwortung der Fragen, wodurch denn die Vernunft getrieben wird, über ihren eigentlichen Wirkungskreis hinauszugehen, mit einem Worte, die Dialektik der reinen Vernunft würde wenig Schwierigkeit mehr machen und von da an würde die eigentliche Annehmlichkeit einer Kritik anheben, mit einem sicheren Leitfaden in einem Labyrinthe herum zu spazieren, darin man sich alle Augenblicke verirrt und eben so oft den Ausgang findet. Zu diesen Untersuchungen würde ich gern an meinem Theile alles mir Mögliche beitragen, weil ich gewiss weiss, dass, wenn die Prüfung nur in gute Hände fällt, etwas Ausgemachtes daraus entspringen werde. Allein meine Hoffnung zu derselben ist nur klein. Mendelssohn, Garve und Tetens scheinen dieser Art von Ge-

schäfte entsagt zu haben und wo ist noch sonst jemand, der Talent und guten Willen hat, sich damit zu befassen? Ich muss mich also damit begnügen, dass dergleichen Arbeit, wie Swift sagt, eine Pflanze sey, die nur aufblüht, wenn der Stock in die Erde kommt. Vor dieser Zeit denke ich indessen doch ein Lehrbuch der Metaphysik nach obigen kritischen Grundsätzen und zwar mit aller Kürze eines Handbuchs, zum Behuf akademischer Vorlesungen, nach und nach auszuarbeiten und in einer nicht zu bestimmen, vielleicht ziemlich entfernten Zeit, fertig zu schaffen. Diesen Winter werde ich den ersten Theil meiner Moral, wo nicht völlig, doch meist zu Stande bringen. Diese Arbeit ist mehrer Popularität fähig, hat aber bei weitem den das Gemüth erweiternden Reiz nicht bei sich, den jene Aussicht, die Grenze und den gesammten Inhalt der ganzen menschlichen Vernunft zu bestimmen, in meinen Augen bei sich führt, vornämlich auch darum, weil selbst Moral, wenn sie in ihrer Vollendung zur Religion überschreiten will, ohne eine Vorarbeitung und sichere Bestimmung der ersteren Art unvermeidlicher Weise in Einwürfe und Zweifel, oder Wahn und Schwärmerei verwickelt wird.

Herr Friedländer wird Ihnen sagen, mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich in Ihrem Jerusalem gelesen habe. Ich halte dieses Buch für die Verkündigung einer grossen ob zwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewusst, die man ihr gar nicht zuge-
traut hätte und dergleichen sich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, dass auch endlich die Kirche unserer Seits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigen und drücken kann, von der ihrigen absondere, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspuncte vereinigen muss;

denn alle das Gewissen belästigende Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht. Ich missbrauche aber Ihre Geduld und Ihre Augen, und füge nichts weiter hinzu, als dass Niemandem eine Nachricht von Ihrem Wohlbefinden und Zufriedenheit angenehmer seyn kann, als

Ihrem ergebensten Diener

Königsb. d. 18. Aug. 1783.

I. Kant.

2.

An

Dr. Marcus Herz

in Berlin

und ein Brief von Marcus Herz

1770 — 1797*.

Moses Mendelssohn

an

I. Kant in Königsberg in Pr.

d. 23. Dec. 1770.

Herr Marcus Herz, der sich durch Ihren Unterricht, und, wie er mich selbst versichert, noch mehr durch Ihren weisen Umgang, zum Weltweisen gebildet hat, fährt rühmlich auf der Laufbahn fort, die er unter Ihren Augen zu betreten angefangen. So viel meine Freundschaft zu seinem guten Fortkommen beitragen kann, wird ihm sicherlich nicht entstehen. Ich liebe ihn aufrichtig, und habe das Vergnügen, fast täglich seines sehr unterhaltenden Umgangs zu geniessen. Es ist wahr, die Natur hat viel für ihn gethan. Er besitzt einen hellen Verstand, ein weiches Herz, eine gemässigte Einbildungskraft, und eine gewisse Subtiligkeit des Geistes, die der Nation natürlich zu seyn

* Die 19 ersten Briefe Kant's sind mir gleichfalls von Herrn Ben. Friedländer geneigtest übersandt, der die Originale in seiner reichen Sammlung von Autographen besitzt. Die Einleitung zu diesem Briefwechsel von Moses Mendelssohn an Kant ist aus einer Abschrift von David Friedländer's Hand entnommen.

scheint; allein welch ein Glück für ihn, dass eben diese Naturgaben so frühzeitig vom Wahren zum Guten und Schönen geführt worden sind. Wie Mancher, der dieses Glück nicht gehabt, ist in dem unermesslichen Raume von Wahrheit und Irrthum sich selbst überlassen geblieben, und hat seine edle Zeit und seine beste Kraft durch hundert vergebliche Versuche verzehren müssen, dergestalt, dass ihm am Ende Beides, Zeit und Kraft, fehlen, auf dem Wege fortzufahren, den er, nach langem Herumtappen, endlich gefunden hat. Hätte ich von meinem zwanzigsten Jahre einen Kant zum Freunde gehabt.

Ich habe Ihre Dissertation mit der grössten Begierde in die Hand genommen und mit recht vielem Vergnügen durchgelesen, ob ich gleich seit Jahr und Tag, wegen eines sehr geschwächten Nervensystems, kaum im Stande bin, etwas Speculatives von diesem Werthe mit gehöriger Anstrengung durchzudenken. Man sieht, diese kleine Schrift ist die Frucht von sehr langen Meditationen, und als ein Theil eines ganzen Lehrgebäudes anzusehen, das dem Verf. eigen, und wovon er vor der Hand nur einige Proben zu zeigen Willens ist. Die erscheinende Dunkelheit selbst, die an einigen Stellen zurückgeblieben ist, verräth einem geübten Leser die Beziehung auf ein Ganzes, das ihm noch nicht vorgelegt worden. Indessen wäre zum Besten der Metaphysik, die leider! jetzt so sehr gefallen ist, zu wünschen, dass Sie den Vorrath Ihrer Meditationen uns nicht zu lange vorenthalten. Das menschliche Leben ist kurz, und wie leicht überrascht uns das Ende, indem Wir immer den Vorsatz haben, es noch besser zu machen. Und warum scheuen Sie es auch so sehr, etwas zu wiederholen, das schon vor Ihnen gesagt worden? In Verbindung mit Ihrem System erscheint das Alte selbst doch immer neu, von einer neuen Seite, und bietet Aussichten dar, an die noch nicht gedacht worden ist. — Da Sie übrigens vorzüglich das Talent besitzen, für viele Leser zu schreiben, so hofft man, dass Sie sich nicht immer auf die wenigen Adepten einschränken werden, die sich nur nach dem Neuen

umsehen und aus dem Halbgesetzten das Verschwiegene zu errathen wissen.

Da ich mich nicht ganz zu diesen Adepten zähle, so wage ich es nicht, Ihnen die Gedanken alle mitzutheilen, die Ihre Dissertation bei mir veranlassen hat. Erlauben Sie mir dasjenige herzusetzen, was mehr Nebenbetrachtungen als Ihre Hauptideen angeht.

H S. 2. 3. Ähnliche Gedanken vom Unendlichen in der ausgedehnten Grösse, obgleich nicht so scharfsinnig, finden sich in der zweiten Auflage meiner philosophischen Schriften, davon ich zur Messe die Ehre haben werde, ein Exemplar zu übersenden. — Ich freue mich nicht wenig, dass ich hierin einstimmig mit Ihnen denke. Merr. M. Herz kann bezeugen, dass alles schon zum Drucke fertig war, als ich Ihre Dissertation zu sehen bekam. Auch hab' ich ihm gleich beim ersten Anblicke der Schrift mein Vergnügen darüber zu erkennen gegeben, dass ein Mann von Ihrem Gewichte mit mir über diesen Punct einstimmig denkt.

S. 11. Sie zählen Shaftesbury unter die, die dem Epikur von ferne nachfolgen. Ich habe bisher geglaubt, man müsste den moralischen Instinct des Shaftesbury von der Wollust des Epikur wohl unterscheiden. Jenes ist, nach dem Lord, ein angebornes Vermögen, das Gute und Böse durch das Gefühl zu unterscheiden. Die Wollust des Epikur aber sollte mehr als ein *criterium boni*, sollte *summum bonum* selbst seyn.

S. 15. *Quid significet vocula post, non intelligo, nisi praevisio jam temporis conceptu etc.* Diese Schwierigkeit scheint mehr die Armuth der Sprache, als die Unrichtigkeit der Begriffe zu beweisen. Das Wörtlein *post* bedeutet zwar ursprünglich eine Zeitfolge. Allein man kann auch überhaupt dadurch die Ordnung anzeigen, in welcher zwei wirkliche Dinge *a* und *b* vorhanden sind, davon *a* nicht daseyn kann, als wenn, oder indem *b* nicht ist. Mit einem Worte, die Ordnung, in welcher zwei schlechterdings oder hypothetisch sich widersprechende Dinge vorhanden sein können. Hier werden Sie sagen, das Wenn oder Indem

setzt abermals die Idee der Zeit voraus! — Nun gut, so wollen wir denn, wenn Sie meinen, auch diesem Wörtlein ausweichen. Ich fange mit folgender Wörterklärung an: *a* und *b*, beide wirklich und von einem Grunde die unmittelbaren (oder gleich weit entfernten) Folgen, nenne ich hypothetisch verträglich; *compossibilia secundum quid* sind aber ungleichweit entfernte Folgen, *rationata*; so nenne ich sie hypothetisch unverträglich. Die hypothetischverträglichen *actualia* (Dinge, die auch in dieser Welt *compossibilia* sind), gleichzeitig (*simultanea*), die hypothetisch unverträglichen hingegen folgen auf einander, und zwar, das nähere *rationatum* geht voran, das entferntere folgt. Hier ist, wir hoffen, kein Wort, das irgend die Idee der Zeit voraussetzt. Wenigstens wird es offenbar mehr in den Zeichen der Gedanken, als in dem Gedanken selbst liegen.

Dass die Zeit bloss Subjectives seyn sollte, kann ich mich auch aus mehreren Ursachen nicht bereden. Die Succession ist doch wenigstens eine nothwendige Bedingung der Vorstellungen endlicher Geister. Nun sind die endlichen Geister nicht nur subjectiv, sondern auch Objecte der Vorstellungen sowohl Gottes, als ihrer Nebengeister. Mit- hin die Folge auf einander auch als etwas Objectives anzusehen. Da wir übrigens in den vorstellenden Wesen und ihren Veränderungen eine Folge zugeben müssen, warum nicht auch in dem objectiv Muster und Vorbilde der Vorstellungen in der Welt?

Wie Sie (S. 17.) in dieser Art sich die Zeit vorzustellen, einen fehlerhaften Cirkel finden wollen, begreife ich in der That nicht. Die Zeit ist, nach dem Leibnitz, ein Phaenomenon, und hat, wie alle Phaenomena, etwas Objectives und etwas Subjectives. Das Subjective davon ist die Continuität, die man sich dabei vorstellt; das Objective hingegen ist die Folge von Veränderungen, die von einem Grunde gleichweit entfernte *Rationata* sind.

S. 23. Ich halte die Bedingung *eodem tempore* bei dem Satze des Widerspruchs für so nothwendig nicht. In so weit es dasselbe Subject ist, können auch zu verschie-

denen Zeiten *A et non A* von ihm nicht ausgesagt werden, und mehr wird zum Begriffe des Unmöglichen nicht erfordert als *idem subjectum praedicatorum A et non A*. Man kann auch sagen: *impossibile est A praedictum de non A subjecto*.

Übrigens würde ich mich nicht erkühnt haben, Ew. Wohlgeb. mit solcher Freimüthigkeit zu beurtheilen, wenn mir nicht Herr M. Herz Ihre wahre philosophische Gemüthsart zu erkennen und die Versicherung gegeben hätte, dass Sie weit entfernt sind, eine solche Offenherzigkeit übel zu nehmen. So selten diese Charaktere unter den Nachtretern sind, so pflegen sie doch mehrentheils ein Unterscheidungszeichen der selbstdenkenden Köpfe zu sein. Wer selbst erfahren hat, wie schwer es ist, die Wahrheit zu finden, und sich davon zu überzeugen, der ist allezeit tolerant gegen diejenigen, die anders denken. Ich habe die Ehre etc.

A Monsieur

Monsieur Marcus Herz

Etudiant en Médecine.

Hochedler Herr

Werther Freund.

Ich schreibe Ihnen dieses nur, indem ich eben im Begriffe bin, eine kleine Ausfahrt auf das Land zu thun, um Sie bloss zu ersuchen, die vorhabende Visite bei den dortigen Herrn Gelehrten noch ein paar Tage auszusetzen, oder auch, wenn Sie zufälliger Weise mit ihnen zusammen kommen sollten, ihnen allenfalls zu sagen, dass Sie mit der nächsten Post von mir Briefe an sie erwarteten. Ich bin diese Tage her sehr unpässlich gewesen und die mit einmal wieder angefangene überhäufte Last der Collegien hat mir

nicht erlaubt, Erholungen zu suchen, noch an die versprochenen Briefe zu denken. Sie können solche gleichwohl mit der nächsten Post gewiss erwarten. Die kühlere Witterung und die künftig etwas mässiger zu übernehmende Arbeit machen mir Hoffnung, den kleinen Antheil der Gesundheit, den ich sonst genossen habe, wieder zu erwerben. Ich werde mir noch die Freiheit nehmen, Sie um die Consultation eines oder des andern Ihrer dortigen geschickten Ärzte zu ersuchen. Mit nächster Post ein Mehreres. Ich bin mit aufrichtiger Freundschaft ihr

ergebener

Königsberg, d. 31. August 1770.

I. Kant.

Mein werthester Herr Herz.

Wir haben beide Einer auf des Andern Briefe mit Schmerzen gewartet. Der meinige mit den gehörigen Einschlüssen sollte den 4ten Sept. nach Berlin abgehen und der Kanter'sche Handlungsbursche Stalbaum nahm ihn zusammen mit dem *franco porto*, um ihn auf die Post zu tragen. Was mich bei meinem Verdachte, da Ihre Antwort so lange ausblieb, irre machte, war, dass in dem Postbuche wirklich ein Brief vom 4ten frankirt an M. Herz notirt war. Endlich zweifelte ich nicht mehr an einem Betrüge und Herr Kanter liess auf mein Zureden den Coffer dieses Burschen öffnen, worin nebst andern unterschlagenen Briefen der meinige befindlich war.

Der Bursche selbst lief sogleich davon und ist den Augenblick, da ich dieses schreibe, noch nicht zu erfragen.

Und nun bitte ich, die Bemühung zu übernehmen und inliegende Briefe an den Minister, an Prof. Sulzer und Lambert gütigst zu bestellen und vornämlich bei dem erstern die Ursache des alten *dati* anzuzeigen und zu entschuldigen. Sie werden mich sonst durch Ihre freundschaftlichen Zu-

schriften und Nachrichten jederzeit sehr verbinden. Der letzte Brief, der die Sprache des Herzens redete, hat sich auch dem meinigen eingedrückt. Hr. Friedländer hat mir eine neue Piece des Koelbele communicirt. Ich bitte, wenn etwas Neues durch dergleichen Canäle an mich gelangen kann, mich daran Theil nehmen zu lassen. Ich bin in der aufrichtigsten Gesinnung,

Ihr

Königsberg, d. 27. Sept. 1770.

treuer Freund und Diener

I. Kant.

Hochedler Herr,

Werther Freund.

Wenn Sie über das gänzliche Ausbleiben meiner Antworten unwillig werden, so thun Sie mir hierin zwar nicht unrecht; wenn Sie aber hieraus unangenehme Folgerungen ziehen, so wünsche ich mich desfalls auf Ihre eigne Kenntniss von meiner Denkungsart berufen zu können. Statt aller Entschuldigung will ich Ihnen eine kleine Erzählung von der Art der Beschäftigung meiner Gedanken geben, welche in müssigen Stunden bei mir den Aufschub des Briefschreibens veranlassen. Nach Ihrer Abreise von Königsberg sahe ich in den Zwischenzeiten der Geschäfte und der Erholungen, die ich so nöthig habe, den Plan der Betrachtungen, über die wir disputirt hatten, noch einmal an, um ihn an die gesammte Philosophie und übrige Erkenntniss zu passen und dessen Ausdehnung und Schranken zu begreifen. In der Unterscheidung des Sinnlichen vom Intellectualen in der Moral und den daraus entspringenden Grundsätzen hatte ich es schon vorher ziemlich weit gebracht. Die Principien des Gefühls, des Geschmacks und der Beurtheilungskraft, mit ihren Wirkungen, dem Angenehmen, Schönen und Guten hatte ich auch schon vorlängst

zu meiner ziemlichen Befriedigung entworfen und nun machte ich mir den Plan zu einem Werke, welches etwa den Titel haben könnte: Die Grenzen der Sinnlichkeit und der Vernunft. Ich dachte mir darin zwei Theile, einen theoretischen und praktischen. Der erste enthielt in zwei Abschnitten: 1. Die Phaenomenologie überhaupt. 2. Die Metaphysik, und zwar nur nach ihrer Natur und Methode. Der zweite ebenfalls in zwei Abschnitten. 1. Allgemeine Principien des Gefühls, des Geschmacks und der sinnlichen Begierde. 2. Die ersten Gründe der Sittlichkeit. Indem ich den theoretischen Theil in seinem ganzen Umfange und mit den wechselseitigen Beziehungen aller Theile durchdachte, so bemerkte ich: dass mir noch etwas Wesentliches mangle, welches ich bei meinen langen metaphysischen Untersuchungen, so wie Andre, aus der Acht gelassen hatte, und welches in der That den Schlüssel zu dem ganzen Geheimnisse der bis dahin sich selbst noch verborgenen Metaphysik ausmacht. Ich frug mich nämlich selbst: auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns Vorstellung nennt, auf den Gegenstand? Enthält die Vorstellung nur die Art, wie das Subject von dem Gegenstande afficirt wird, so ist's leicht einzusehen, wie er diesem als eine Wirkung seiner Ursache gemäss sey und wie diese Bestimmung unseres Gemüths etwas vorstellen, d. i. einen Gegenstand haben könne. Die Passion oder sinnliche Vorstellungen haben also eine begreifliche Beziehung auf Gegenstände, und die Grundsätze, welche aus der Natur unsrer Seele entlehnt werden, haben eine begreifliche Gültigkeit für alle Dinge, in sofern sie Gegenstände der Sinne seyn sollten. Eben so: wenn das, was in uns Vorstellung heisst, in Ansehung des Objects actio wäre, d. i. wenn dadurch selbst der Gegenstand hervorgebracht würde, wie man sich die göttlichen Erkenntnisse als die Urbilder der Sachen vorstellt, so würde auch die Conformität derselben mit den Objecten verstanden werden können. Es ist also die Möglichkeit sowohl des *intellectus archetypi*, auf dessen Anschauung die Sachen selbst sich gründen, als

des *intellectus ectypi*, der die Data seiner logischen Behandlungen aus der sinnlichen Anschauung der Sachen schöpft, zum wenigsten verständlich. Allein unser Verstand ist durch seine Vorstellungen weder die Ursache des Gegenstandes (ausser in der Moral von den guten Zwecken), noch der Gegenstand die Ursache der Verstandesvorstellungen (*in sensu reali*). Die reinen Verstandesbegriffe müssen also nicht von der Empfindung der Sinne abstrahirt seyn, noch die Empfänglichkeit der Vorstellungen durch Sinne ausdrücken, sondern in der Natur der Seele zwar ihre Quellen haben, aber doch weder in so fern sie vom Object gewirkt werden, noch das Object selbst hervorbringen. Ich hatte mich in der Dissertation damit begnügt, die Natur der Intellectual-Vorstellungen bloss negativ auszudrücken: dass sie nämlich nicht Modificationen der Seele durch den Gegenstand wären. Wie aber denn sonst eine Vorstellung, die sich auf einen Gegenstand bezieht, ohne von ihm auf einige Weise afficirt zu seyn, möglich, überging ich mit Stillschweigen. Ich hatte gesagt: Die sinnlichen Vorstellungen stellen die Dinge vor, wie sie erscheinen, die intellectualen, wie sie sind. Wodurch werden uns denn diese Dinge gegeben, wenn sie es nicht durch die Art werden, womit sie uns afficiren, und wenn solche intellectuale Vorstellungen auf unsrer innern Thätigkeit beruhen, woher kommt die Ubereinstimmung, die sie mit Gegenständen haben sollen, die doch dadurch nicht etwa hervorgebracht werden, und die Axiomata der reinen Vernunft über diese Gegenstände, woher stimmen sie mit diesen überein, ohne dass diese Ubereinstimmung von der Erfahrung hat dürfen Hülfe entlehnen. In der Mathematik geht dieses an, weil die Objecte vor uns nur dadurch Grössen sind und als Grössen können vorgestellt werden, dass wir ihre Vorstellungen erzeugen können, indem wir Eines etliche mal nehmen. Daher die Begriffe der Grössen selbstthätig sind und ihre Grundsätze *a priori* können ausgemacht werden. Allein im Verhältnisse der Qualitäten, wie mein Verstand gänzlich *a priori* sich selbst Begriffe von Dingen bilden

soll, mit denen nothwendig die Sachen einstimmen sollen, wie er reale Grundsätze über ihre Möglichkeit entwerfen soll, mit denen die Erfahrung getreu einstimmen muss, und die doch von ihr unabhängig sind, diese Frage hinterlässt immer eine Dunkelheit in Ansehung unsres Verstandesvermögens, woher ihm diese Einstimmung mit den Dingen selbst komme.

Plato nahm ein geistiges ehemaliges Anschauen der Gottheit zum Urquell der reinen Verstandesbegriffe und Grundsätze an. Mallebranche ein noch dauerndes immerwährendes Anschauen dieses Urwesens. Verschiedene Moralisten eben dieses in Ansehung der ersten moralischen Gesetze, Crusius gewisse eingepflanzte Regeln zu urtheilen und Begriffe, die Gott schon so wie sie seyn müssen, um mit den Dingen zu harmoniren, in die menschlichen Seelen pflanzte, von welchen Systemen man die erstern den *influxum hyperphysicum*, das letzte aber die *harmoniam praestabilitam intellectualem* nennen könnte. Allein der *Deus ex Machina* ist in der Bestimmung des Ursprungs und der Gültigkeit unsrer Erkenntnisse das ungereimteste, was man nur wählen kann und hat ausser dem betrüglichen Cirkel in der Schlussreihe unsrer Erkenntnisse noch das Nachtheilige, dass er in der Grille dem andächtigen oder grüblerischen Hirngespinnst Vorschub giebt.

Indem ich auf solche Weise die Quellen der intellectualen Erkenntniss suchte, ohne die man die Natur und Grenzen der Metaphysik nicht bestimmen kann, brachte ich diese Wissenschaft in wesentlich unterschiedene Abtheilungen und suchte die Transscendentalphilosophie, nämlich alle Begriffe der gänzlich reinen Vernunft, in eine gewisse Zahl von Kategorien zu bringen, aber nicht wie Aristoteles, der sie so, wie er sie fand, in seinen zehn Prädicamenten auf blosser Ungefähr neben einander setzte, sondern wie sie sich selbst durch einige wenige Grundgesetze des Verstandes von selbst in Classen eintheilen. Ohne mich nun über die ganze Reihe der bis zu dem letzten Zweck fortgesetzten Untersuchung weitläufig hier zu erklären, kann ich sagen,

dass es mir, was das Wesentliche meiner Absicht betrifft, gelungen sey, und ich jetzt im Stande bin, eine Kritik der reinen Vernunft, welche die Natur der theoretischen sowohl als praktischen Erkenntniss, so fern sie bloss intellectual ist, enthält, vorzulegen, wovon ich den ersten Theil, der die Quellen der Metaphysik, ihre Methode und Grenzen enthält, zuerst und darauf die reinen Principien der Sittlichkeit ausarbeiten und, was den erstern betrifft, binnen etwa drei Monaten herausgeben werde.

In einer Gemüthsbeschäftigung von so zärtlicher Art ist nichts hinderlicher, als sich mit Nachdenken, das ausser diesem Felde liegt, stark zu beschäftigen. Das Gemüth muss in den ruhigen oder auch glücklichen Augenblicken jederzeit und ununterbrochen zu irgend einer zufälligen Bemerkung, die sich darbieten möchte, offen, ob zwar nicht immer angestrengt seyn. Die Aufmunterungen und Zerstreuungen müssen die Kräfte desselben in der Geschmeidigkeit und Beweglichkeit erhalten, wodurch man in Stand gesetzt wird, den Gegenstand immer auf anderen Seiten zu erblicken, und seinen Gesichtskreis von einer mikroskopischen Beobachtung zu einer allgemeinen Aussicht zu erweitern, damit man alle erdenklichen Standpuncte nehme, die wechselsweise einer das optische Urtheil des andern verificiren. Keine andre Ursache als diese, mein werther Freund, ist es gewesen, die meine Antworten auf Ihre mir so angenehmen Briefe zurückgehalten hat; denn Ihnen leere zu schreiben, schien von Ihnen nicht verlangt zu werden.

Was Ihr, mit Geschmack und tiefem Nachsinnen geschriebenes Werkchen betrifft, so hat es in vielen Stücken meine Erwartung übertroffen. Ich kann mich aber aus schon angeführten Ursachen im Detail darüber nicht aussprechen. Allein mein Freund, die Wirkung, welche Unternehmungen von dieser Art in Ansehung des Zustandes der Wissenschaften im gelehrten Publico haben, ist so beschaffen, dass sie, wenn ich über den Plan, den ich zu meinen mir am wichtigsten scheinenden Arbeiten grösstentheils fertig vor mir habe, wegen der Unpässlichkeiten, die ihn vor

der Ausführung zu unterbrechen drohen, besorgt zu werden anfangs, mich oft dadurch trösten, dass sie eben so wohl für den öffentlichen Nutzen verloren seyn würden, wenn sie herausläuten, als wenn sie auf immer unbekannt blieben. Denn es gehört ein Schriftsteller von mehr Ansehen und Beredtsamkeit dazu, um die Leser zu bewegen, dass sie sich bei seiner Schrift mit Nachdenken bemühen. Ich habe Ihre Schrift in der Bresslauischen und nur seit Kurzem in der Göttingschen Zeitung recensirt gefunden. Wenn das Publicum den Geist einer Schrift und die Hauptabsicht so beurtheilt, so ist alle Bemühung verloren. Der Tadel selbst ist dem Verfasser angenehmer, wenn der Recensent sich die Mühe genommen hat, das Wesentliche der Bemühung einzusehen, als das Lob bei flüchtiger Beurtheilung. Der Göttingsche Recensent hält sich bei einigen Anwendungen des Lehrbegriffs auf, die an sich zufällig sind und in Ansehung deren ich selbst Einiges seitdem geändert habe, indessen dass die Hauptabsicht dadurch nur noch mehr gewonnen hat. Ein Brief von Mendelssohn oder Lambert verschlägt mehr, den Verfasser auf die Prüfung seiner Lehren zurückzuführen, als zehn solche Beurtheilungen mit leichter Feder. Der wackere Pastor Schultz, der beste philosophische Kopf, den ich in unserer Gegend kenne, hat die Absicht des Lehrbegriffs gut eingesehen; ich wünsche, dass er sich auch mit Ihrem Werkchen beschäftigen möge. In seiner Beurtheilung kommen zwei missverstandene Deutungen des vor ihm liegenden Lehrbegriffs vor. Die erste ist: dass der Raum wohl vielleicht, anstatt die reine Form der sinnlichen Erscheinung zu seyn, ein wahres intellectuales Anschauen und also etwas Objectives seyn möge. Die klare Antwort ist diese: dass eben darum der Raum für nicht objectiv und also auch nicht intellectual ausgegeben worden, weil, wenn wir seine Vorstellung ganz zergliedern, wir darin weder eine Vorstellung der Dinge (als die nur im Raume seyn können), noch eine wirkliche Verknüpfung (die ohne Dinge ohnedem nicht Statt finden kann), nämlich keine Wirkung, keine Verhältnisse als Gründe gedenken, mit-

hin gar keine Vorstellung von einer Sache, oder etwas Wirklichem haben, was den Dingen inhärire und dass er daher nichts Objectives sey. Der zweite Missverstand bringt ihn zu einem Einwurfe, der mich in einiges Nachdenken gezogen hat, weil es scheint, dass er der wesentlichste ist, den man dem Lehrbegriff machen kann, der auch Jedermann sehr natürlich beifallen muss, und den mir schon Hr. Lambert gemacht hat. Er heisst so: Veränderungen sind etwas Wirkliches (laut dem Zeugnisse des innern Sinnes), nun sind sie nur unter Voraussetzung der Zeit möglich, also ist die Zeit etwas Wirkliches, was den Bestimmungen der Dinge an sich selbst anhängt. Warum (sagte ich zu mir selber) schliesst man nicht diesem Argumente parallel: Körper sind wirklich (laut dem Zeugnisse der äusseren Sinne), nun sind Körper nur unter der Bedingung des Raumes möglich, also ist der Raum etwas Objectives und Reales, was den Dingen selber inhäriert. Die Ursache liegt darin: weil man wohl bemerkt, dass man in Ansehung äusserer Dinge aus der Wirklichkeit der Vorstellungen auf die der Gegenstände nicht schliessen kann, bei dem innern Sinne aber ist das Denken oder das Existiren des Gedankens und meiner Selbst einerlei. Der Schlüssel zu dieser Schwierigkeit liegt hierin.

Es ist kein Zweifel, dass ich nicht meinen eignen Zustand unter der Form der Zeit gedenken sollte und dass also die Form der innern Sinnlichkeit mir nicht die Erscheinung von Veränderungen gebe. Dass nun Veränderungen etwas Wirkliches seyen, leugne ich eben so wenig, als dass Körper etwas Wirkliches sind, ob ich gleich darunter nur verstehe, dass etwas Wirkliches der Erscheinung correspondire. Ich kann nicht einmal sagen: die innere Erscheinung verändere sich, denn wodurch wollte ich diese Veränderung beobachten, wenn sie meinem innern Sinne nicht erschiene. Wollte man sagen, dass hieraus folge: alles in der Welt sey objective und an sich selbst unveränderlich, so würde ich antworten: weder veränderlich noch unveränderlich, sowie Baumgarten, Metaph. §. 18. sagt:

das absolut Unmögliche ist weder hypothetisch möglich noch unmöglich, denn es kann gar nicht unter irgend einer Bedingung betrachtet werden; so auch: die Dinge der Welt sind objectiv oder an sich selbst weder in einerlei Zustande in verschiedenen Zeiten, noch in verschiedenem Zustande, denn sie werden in diesem Verstande gar nicht in der Zeit vorgestellt. Doch hievon genug. Es scheint, man finde kein Gehör mit bloss negativen Sätzen, man muss an die Stelle dessen, was man niederreisst, aufbauen, oder wenigstens, wenn man das Hirngespinnst weggeschafft hat, die reine Verstandeseinsicht dogmatisch begreiflich machen, und deren Grenzen zeigen. Damit bin ich nun beschäftigt und dieses ist die Ursache, weswegen ich die Zwischenstunden, die mir meine sehr wandelbare Leibesbeschaffenheit zum Nachdenken erlaubt, oft wider meinen Vorsatz der Beantwortung freundschaftlicher Briefe entziehe, und mich dem Hange meiner Gedanken überlasse. Entsagen Sie denn also in Ansehung meiner dem Rechte der Wiedervergeltung, mich ihrer Zuschriften darum entbehren zu lassen, weil Sie mich so nachlässig zu Antworten finden. Ich mache auf Ihre immerwährende Neigung und Freundschaft gegen mich eben so Rechnung, wie Sie sich der meinigen jederzeit versichert halten können. Wollen Sie auch mit kurzen Antworten zufrieden seyn, so sollen Sie dieselben künftig nicht vermissen. Zwischen uns muss die Versicherung eines redlichen Antheils, den Einer an dem Andern nimmt, die Stelle der Formalitäten ersetzen. Zum Zeichen Ihrer aufrichtigen Versöhnung erwarte ich nächstens Ihr mir sehr angenehmes Schreiben. Füllen Sie es ja mit Nachrichten an, woran Sie, der Sie sich im Sitze der Wissenschaften befinden, keinen Mangel haben werden, und vergeben Sie die Freiheit, womit ich darum ersuche. Grüßen Sie Herrn Mendelssohn und Hrn. Lambert, ingleichen Hrn. Sulzer und machen Sie meine Entschuldigung wegen der ähnlichen Ursache an diese Herrn. Seyn Sie beständig mein Freund wie ich der Ihrige.

Königsb. d. 21. Febr. 1772.

I. Kant.

Werthester Freund.

Was denken Sie von meiner Nachlässigkeit im Correspondiren? Was denkt Ihr Mentor, Herr Mendelssohn, und Herr Pr. Lambert davon. Gewiss diese wackern Leute müssen sich vorstellen, dass ich sehr unfein seyn müsse, die Bemühung, welche sie sich in ihren Briefen an mich geben, so schlecht zu erwiedern, und verdenken könnte ich es ihnen freilich nicht, wenn sie sich aufs Künftige vorsetzten, sich niemals mehr durch meine Zuschrift diese Bemühung ablocken zu lassen. Wenn indessen die innere Schwierigkeit, die man selbst fühlt, Anderer Augen auch eben so klar werden könnte, so hoffe ich, sie würden alles eher in der Welt als Gleichgültigkeit und Mangel an Achtung wie die Ursache davon vermuthen. Ich bitte Sie darum, benehmen Sie diesen würdigen Männern einen solchen Verdacht oder kommen Sie ihm zuvor; denn auch jetzt gilt noch eben das Hinderniss, das meinen Aufschub so lange verursacht hat. Es sind aber der Ursachen, ohne die Unart zu rechnen, dass der nächste Posttag immer für bequemer gerechnet wird als der gegenwärtige, eigentlich zwei. Solche Briefe, als diejenigen sind, mit denen ich von diesen beiden Gelehrten bin beehrt worden, flechten mich in eine lange Reihe von Untersuchungen ein. Dass vernünftige Einwürfe von mir nicht bloss von der Seite angesehen werden, wie sie zu widerlegen seyn könnten, sondern, dass ich sie jederzeit beim Nachdenken unter meine Urtheile webe und ihnen das Recht lasse, alle vorgefassten Meinungen, die ich sonst beliebt hatte, über den Haufen zu werfen, das wissen Sie. Ich hoffe immer dadurch, dass ich meine Urtheile aus dem Standpuncte Anderer unparteiisch ansehe, etwas Drittes herauszubekommen, was besser ist als mein Voriges. Überdem ist sogar der blosse Mangel der Überzeugung bei Männern von solcher Einsicht mir jederzeit ein Beweis, dass es meinen Theorien wenigstens an Deutlichkeit, Evidenz oder gar an etwas Wesentlichem fehlen müsse. Nun hat mich eine lange Erfahrung davon belehrt, dass die Einsicht

in unsere vorhabenden Materien gar nicht könne erzwungen und durch Anstrengung beschleunigt werden, sondern eine ziemlich lange Zeit bedürfe, in der man mit Intervallen einerlei Begriff in allerlei Verhältnisse bringe und in so weit der skeptische Geist aufwache und versuche, ob das Ausgedachte gegen die schärfsten Zweifel Stich halte. Auf diesen Fuss habe ich die Zeit, welche ich mir auf Gefahr, einen Vorwurf der Unhöflichkeit zu verdienen, aber in der That aus Achtung vor den Urtheilen beider Gelehrten gegeben habe, wie ich meine wohl genützt. Sie wissen, welchen grossen Einfluss die gewisse und deutliche Einsicht in den Unterschied dessen, was auf subjectivischen Principien der menschlichen Seelenkräfte, nicht allein der Sinnlichkeit, sondern auch des Verstandes beruht, von dem, was gerade auf die Gegenstände geht, in der ganzen Weltweisheit, ja sogar auf die wichtigsten Zwecke der Menschheit überhaupt habe. Wenn man nicht von der Systemensucht hingerissen ist, so verificiren sich auch einander die Untersuchungen, die man über eben dieselbe Grundregel in der weitläufigsten Anwendung anstellt. Ich bin daher jetzt damit beschäftigt, ein Werk, welches unter dem Titel: Die Grenzen der Sinnlichkeit und der Vernunft, das Verhältniss der für die Sinnenwelt bestimmten Grundbegriffe und Gesetze zusammt dem Entwurfe dessen, was die Natur der Geschmackslehre, Metaphysik und Moral ausmacht, enthalten soll, etwas ausführlich auszuarbeiten. Den Winter hindurch bin ich alle Materialien dazu durchgegangen, habe alles gesichtet, gewogen, aneinander gepasst, bin aber mit dem Plane dazu erst kürzlich fertig geworden.

Meine zweite Ursache muss Ihnen als einem Arzte noch gültiger seyn, nämlich dass, da meine Gesundheit merklich gelitten hat, es unumgänglich nöthig sey, meiner Natur Vorschub zu thun, sich allmählig zu erholen und um deswillen alle Anstrengungen eine Zeit lang auszusetzen und nur immer die Augenblicke der guten Laune zu nutzen, die übrige Zeit aber der Gemächlichkeit und kleinen Ergötzlichkeiten zu widmen, dieses und der tägliche Gebrauch

der Chinarinde seit dem October vorigen Jahres haben selbst nach dem Urtheil meiner Bekannten mir schon sichtbarlich aufgeholfen. Ich zweifle nicht, dass Sie eine Nachlässigkeit nach Grundsätzen der Arzneikunst nicht ganz missbilligen werden.

Ich erfahre mit Vergnügen, dass Sie im Begriffe sind, eine Ausarbeitung von der Natur der speculativen Wissenschaft in Druck zu geben. Ich sehe ihr mit Sehnsucht entgegen und da sie früher als meine Schrift fertig werden wird, so kann ich noch allerlei Winke, die ich vermuthlich da treffen werde, mir zu Nutze machen. Das Vergnügen, was ich an dem Beifall, den vermuthlich Ihr erster öffentlicher Versuch erhalten wird, empfinden werde, hat, ob es zwar in geheim keinen geringen Gehalt von Eitelkeit haben mag, doch einen starken Geschmack einer uneigennützig und freundschaftlichen Theilnehmung. Hr. Kanter hat meine Dissertation, an welcher ich nichts habe ändern mögen, nachdem ich den Plan zu der vollständign Ausführung in den Kopf bekommen, ziemlich spät und nur in geringer Zahl, sogar ohne solche dem Messkatalogus einzuverleiben, auswärtig verschickt. Weil diese der Text ist, worüber das Weitere in der folgenden Schrift soll gesagt werden, weil auch manche abgesonderte Gedanken darin vorkommen, welche ich schwerlich irgend anzuführen Gelegenheit haben dürfte und doch die Dissertation mit ihren Fehlern keiner neuen Auflage würdig scheint, so verdriesst es mich etwas, dass diese Arbeit so geschwinde das Schicksal aller menschlichen Bemühungen, nämlich die Vergessenheit, erdulden müssen.

Können Sie sich überwinden, ob Sie gleich nur selten Antworten erhalten, so wird ihr weitläufigster Brief meiner China gute Beihülfe zur Frühlingscur geben. Ich bitte Hrn. Mendelssohn und Hrn. Lambert meine Entschuldigungen und die Versicherungen meiner grössten Ergebenheit zu machen. Ich denke, dass, wenn mein Magen allmählig seine Pflicht thun wird, auch meine Finger nicht verab-

säumen werden, die ihrige zu erfüllen. Ich begleite alle Ihre Unternehmungen mit den Wünschen eines

aufrichtig theilnehmenden Freundes

Königsberg, d. 7. Jun. 1771.

Immanuel Kant.

Wohlgeborner Hr. Doctor,

Werthester Freund.

Ich bin sehr erfreut, durch Hrn. Friedländer von dem guten Fortgange Ihrer medicinischen Praxis Nachricht zu erhalten. Das ist ein Feld, worin, ausser dem Vortheil, den es schafft, der Verstand unaufhörlich Nahrung durch neue Einsichten empfängt, indem er in mässiger Beschäftigung erhalten und nicht durch den Gebrauch abgenutzt wird, wie es unseren grössten Annalisten, einem Baumgarten, Mendelssohn, Garve, denen ich von weitem folge, widerfährt, die, indem sie ihre Gehirnnerven in die zartesten Fäden aufspinnen, sich für jeden Eindruck oder Anschauung desselben äusserst empfindlich machen. Bei Ihnen mag dieses nur ein Spiel der Gedanken zur Erholung, niemals aber eine mühsame Beschäftigung werden. Mit Vergnügen habe ich in Ihrer Schrift, von der Verschiedenheit des Geschmacks, die Reinigkeit des Ausdrucks, die Gefälligkeit der Schreibart und die Feinheit der Bemerkungen wahrgenommen. Ich bin jetzt nicht im Stande, einiges besondere Urtheil, was mir im Durchlesen befiel, hinzuzufügen, weil das Buch mir, ich weiss nicht von wem, abgeliehen worden. Eine Stelle in demselben liegt mir noch im Sinne, über die ich Ihrer parteilichen Freundschaft gegen mich einen Vorwurf machen muss. Der mir, in Parallele mit Lessing, ertheilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der That, ich besitze noch kein Verdienst, was desselben würdig wäre, und es ist, als ob ich den Spötter

zur Seite sähe, mir solche Ansprüche beizumessen und daraus Gelegenheit zum boshaften Tadel zu ziehen.

In der That gebe ich die Hoffnung zu einigem Verdienst in dem Felde, darin ich arbeite, nicht auf. Ich empfangen von allen Seiten Vorwürfe wegen der Unthätigkeit, darin ich seit langer Zeit zu seyn scheine, und bin doch wirklich niemals systematischer und anhaltender beschäftigt gewesen, als seit den Jahren, da Sie mich nicht gesehen haben. Die Materien, durch deren Ausfertigung ich wohl hoffen könnte, einen vorübergehenden Beifall zu erlangen, häufen sich unter meinen Händen, wie es zu geschehen pflegt, wenn man einiger fruchtbaren Principien habhaft geworden. Aber sie werden insgesamt durch einen Hauptgegenstand, wie durch einen Damm, zurückgehalten, an welchem ich hoffe ein dauerhaftes Verdienst zu erwerben, in dessen Besitz ich auch wirklich schon zu seyn glaube und wozu nunmehr nicht sowohl nöthig ist, es auszudenken, sondern nur auszufertigen. Nach Verrichtung dieser Arbeit, welche ich allererst jetzt antrete, nachdem ich die letzten Hindernisse nur den vergangenen Sommer überstiegen habe, mache ich mir ein freies Feld, dessen Bearbeitung für mich nur Belustigung seyn wird. Es gehört, wenn ich sagen soll, Hartnäckigkeit dazu, einen Plan, wie dieser ist, unverrückt zu befolgen, und oft bin ich durch Schwierigkeiten angereizt worden, mich anderen angenehmeren Materien zu widmen, von welcher Untreue aber mich von Zeit zu Zeit theils die Überwindung einiger Hindernisse, theils die Wichtigkeit des Geschäftes selbst zurückgezogen haben. Sie wissen, dass das Feld der, von allen empirischen Principien unabhängig urtheilenden, d. i. reinen Vernunft müsse übersehen werden können, weil es in uns selbst *a priori* liegt und keine Eröffnungen von der Erfahrung erwarten darf. Um nun den ganzen Umfang desselben, die Abtheilungen, die Grenzen, den ganzen Inhalt desselben nach sicheren Principien zu verzeichnen und die Marksteine so zu legen, dass man künftig mit Sicherheit wissen könne, ob man auf dem Boden der Vernunft, oder

der Vernünftelei sich befinde, dazu gehören: eine Kritik, eine Disciplin, ein Kanon und eine Architektonik der reinen Veruunft, mithin eine förmliche Wissenschaft, zu der man von denjenigen, die schon vorhanden sind, nichts brauchen kann, und die zu ihrer Grundlegung sogar ganz eigener technischer Ausdrücke bedarf. Mit dieser Arbeit denke ich vor Ostern nicht fertig zu werden, sondern dazu einen Theil des nächsten Sommers zu verwenden, so viel meine unaufhörlich unterbrochene Gesundheit mir zu arbeiten vergönnen wird; doch bitte ich über dieses Vorhaben keine Erwartungen zu erregen, welche bisweilen beschwerlich und oft nachtheilig zu seyn pflegen.

Und nun, lieber Freund, bitte ich meine Saumseligkeit in Zuschriften nicht zu erwiedern, sondern mit Nachrichten, vornämlich literarischen, aus Ihrer Gegend bisweilen zu beehren, Hrn. Mendelssohn von mir die ergebenste Empfehlung zu machen, ingleichen gelegentlich Hrn. Engel und Lambert, auch Hrn. Bode, der mich durch D. Reccard grüßen lassen, und übrigens in beständiger Freundschaft zu erhalten

Ihren ergebensten Diener und Freund

Königsberg, d. 24. Nov. 1776.

I. Kant.

Wohlgeborner Herr Doctor,
Werthester Freund.

Heute reiset Ihr und, wie ich mir schmeichle, auch mein würdiger Freund Herr Mendelssohn von hier ab. Einen solchen Mann, von so sanfter Gemüthsart, guter Laune und hellem Kopfe in Königsberg zum beständigen und inniglichen Umgange zu haben, würde diejenige Nahrung der Seele seyn, deren ich hier so gänzlich entbehren muss, und die ich mit der Zunahme der Jahre vornämlich vermisse; denn, was die des Körpers betrifft, so werden

Sie mich deshalb schon kennen, dass ich daran nur zuletzt und ohne Sorge oder Bekümmerniss denke und mit meinem Antheil an den Glücksgütern völlig zufrieden bin. Ich habe es indessen nicht so einzurichten gewusst, dass ich von dieser einzigen Gelegenheit, einen so seltenen Mann zu geniessen, recht hätte Gebrauch machen können, zum Theil aus Besorgniss, ihm etwa in seinen hiesigen Geschäften hinderlich zu werden. Er that mir vorgestern die Ehre, zween meiner Vorlesungen beizuwohnen, *a la fortune du pot*, wie man sagen könnte, indem der Tisch auf einen so ansehnlichen Gast nicht eingerichtet war. Etwas tumultuarisch muss ihm der Vortrag diesmal vorgekommen sein; indem die durch die Ferien abgebrochene Prälection zum Theil summarisch wiederholt werden musste und dieses auch den grössten Theil der Stunden wegnahm; wobei Deutlichkeit und Ordnung des ersten Vortrages grossentheils vermisst wird. Ich bitte Sie, mir die Freundschaft dieses würdigen Mannes ferner zu erhalten.

Sie haben mir, werthester Freund, zwei Geschenke gemacht, welche Sie in meinem Andenken, von der Seite des Talents sowohl, als des Herzens, so sehr unter allen Zuhörern, die mir das Glück jemals zugeführt hat, auszeichnen, dass, wenn eine solche Erscheinung nicht so äusserst selten wäre, sie für alle Bemühung eines wenig einträglichen Amts reichliche Belohnung seyn würden.

Ihr Buch an Ärzte hat mir überaus wohl gefallen und wahre Freude gemacht, ob ich gleich an der Ehre, welche es Ihnen erwerben muss, keinen auch nicht entfernten Antheil haben kann. Der beobachtende und praktische Geist leuchtet darin, unter Ihrer mir schon bekannten Feinheit in allgemeineren Begriffen, so vortheilhaft hervor, dass, wenn Sie fortfahren, die Arzneikunst mit der Forschungsbegierde eines Experimentalphilosophen und zugleich mit der Gewissenhaftigkeit eines Menschenfreundes zu treiben und ihr Geschäfte zugleich als eine Unterhaltung für den Geist, nicht bloß als Brodkunst anzusehen, Sie in Kurzem sich unter den Ärzten einen ansehnlichen Rang erwerben müs-

sen. Ich will den engen Raum dieses Briefes nicht damit anfüllen, die Stellen auszuzeichnen, die mir besonders gefallen haben, sondern vielmehr von Ihrer Einsicht und Erfahrung einen Vortheil auf mich selbst abzuleiten suchen.

Unter verschiedenen Ungemächlichkeiten, die meine Gesundheit täglich anfechten und so öftere Unterbrechungen meiner Kopfarbeiten verursachen, von denen Blähungen im Magenmunde die allgemeine Ursache zu seyn scheinen (wobei ich gleichwohl allen meinen Bekannten eben so gesund vorkomme, als sie mich vor zwanzig Jahren gekannt haben), ist eine Beschwerlichkeit, wovider ich glaube, dass Ihre Kunst ein Hülfsmittel habe: nämlich dass ich zwar nicht eben mit Obstructionen geplagt bin, aber gleichwohl jeden Morgen eine so mühsame und gemeiniglich so unzureichende Exoneration habe, dass die zurückbleibende und sich anhäufenden Fäces, so viel ich urtheilen kann, die Ursache eines benebelten Kopfes und selbst jener Blähungen werden. Hiewieder habe ich (wenn die Natur sich nicht selbst durch eine ausserordentliche Evacuation half) etwa binnen einer Zeit von drei Wochen einmal in gelinden abführenden Pillen Hülfe gesucht, welche sie mir auch bisweilen, so wie ich wünschte, leisteten, indem sie nur einen ausserordentlichen Sedem beförderten. Die mehrestenmal aber wirkten sie eine bloss flüssige Excretion, liessen die grobe Unreinigkeit zurück und verursachten mir nur eine darauf folgende Obstruction ausser der Schwächung der Eingeweide, welche solche wasserabführende Purgirmittel jederzeit verursachen. Mein Arzt und guter Freund wusste nichts zu verordnen, was meinem Verlangen genau gemäss wäre. Ich finde aber in Monro's Buche von der Wassersucht eine Eintheilung der Purgirmittel, welche ganz genau meiner Idee correspondirt. Er unterscheidet sie nämlich in hydragogische (wasserabführende) und eccoprotische (kothabführende); bemerkt richtig: dass die erstern schwächen und zählt darunter die *resinam Jalappae* als das stärkste, Senesblätter aber und Rhabarber als schwächere, beide aber als hydragogische Purgirmittel. Dagegen sind seiner

168
Chil
u

Angabe nach Weinstein-Krystallen und Tamarinden eccoprotisch, mithin meinem Bedürfniss angemessen. Hr. Mendelssohn sagt: dass er von diesen Letzteren selbst nützlichen Gebrauch gemacht habe und dass es die Pulpa der Tamarinden sey, welche darin gegeben werde. Nun besteht mein ergebenstes Ansuchen darin: mir aus diesen zuletzt erwähnten Mitteln ein Recipe zu verschreiben, wovon ich dann und wann Gebrauch machen könne. Die Dosis darf bei mir nur gering seyn, weil ich gemeiniglich von einer kleineren, als der Arzt mir verschrieb, mehr Wirkung verspürte, als mir lieb war; doch bitte ich es so einzurichten, dass ich nach Befinden etwas mehr oder weniger davon einnehmen könne.

Durch das zweite Geschenk berauben sie sich selbst einer angenehmen und, wie ich urtheile, auch kostbaren Sammlung, um mir daraus ein Zeugniß der Freundschaft zu machen, die mir desto reizender ist, jemehr die Ursachen derselben aus den reinen Quellen einer guten Denkungsart entsprungen sind. Ich habe mit diesen Stücken, welche den guten Geschmack und die Kenntniß des Alterthums sehr zu befördern dienen, schon manche meiner Freunde vergnügt und wünsche, dass dieses Vergnügen, welches Sie sich selbst entzogen haben, anderweitig ersetzt werden möge.

Seit der Zeit, dass wir von einander getrennt sind, haben meine, ehemals stückweise auf allerlei Gegenstände der Philosophie verwandte Untersuchungen systematische Gestalt gewonnen und mich allmählig zur Idee des Ganzen geführt, welche allererst das Urtheil über den Werth und den wechselseitigen Einfluss der Theile möglich macht. Allen Ausfertigungen dieser Arbeiten liegt indessen das, was ich die Kritik der reinen Vernunft nenne, als ein Stein im Wege, mit dessen Wegschaffung ich jetzt allein beschäftigt bin, und diesen Winter damit völlig fertig zu werden hoffe. Was mich aufhält, ist nichts weiter als die Bemühung, allem darin Vorkommenden völlige Deutlichkeit zu geben, weil ich finde, dass, was man sich selbst geläu-

fig gemacht hat und zur grössten Klarheit gebracht zu haben glaubt, doch selbst von Kennern missverstanden werde, wenn es von ihrer gewohnten Denkungsart gänzlich abgeht.

Eine jede Nachricht von dem Wachsthum Ihres Beifalls, Ihrer Verdienste und häuslichen Glückseligkeit kann Niemand mit grösserer Theilnehmung empfangen als

I h r

jederzeit Sie aufrichtig hochschätzender
ergebenster Freund und Diener

Königsberg, d. 20. Aug. 1777.

I. Kant.

Auserlesener und unschätzbarer Freund.

Briefe von der Art, als ich sie von Ihnen bekomme, versetzen mich in eine Empfindung, die, nach meinem Geschmack, das Leben inniglich versüsst und gewissermaassen ein Vorschmack eines andern zu seyn scheint, wenn ich in Ihrer redlichen und dankbaren Seele den tröstenden Beweis der nicht ganz fehlschlagenden Hoffnung zu lesen vermeine, dass mein akademisches Leben in Ansehung des Hauptzwecks, den ich jederzeit vor Augen habe, nicht fruchtlos verstreichen werde, nämlich gute und auf Grundsätze errichtete Gesinnungen zu verbreiten, in gutgeschaffenen Seelen zu befestigen, um dadurch der Ausbildung der Talente die einzige zweckmässige Richtung zu geben.

In diesem Betracht vermischt sich meine angenehme Empfindung doch mit etwas Schwermüthigem, wenn ich mir einen Schauplatz eröffnet sehe, wo diese Absicht in weit grösserem Umfange zu befördern ist und mich gleichwohl durch den kleinen Antheil von Lebenskraft, der mir zugemessen worden, davon ausgeschlossen finde. Gewinn und Aufsehen auf einer grossen Bühne haben, wie Sie

wissen, wenig Antrieb für mich. Eine friedliche, und gerade meinem Bedürfniss angemessene Situation, abwechselnd mit Arbeit, Speculation und Umgang besetzt, wo mein sehr leicht afficirtes, aber sonst sorgenfreies Gemüth, und mein noch mehr launischer, doch niemals kranker Körper, ohne Anstrengung in Beschäftigung erhalten werden, ist Alles, was ich gewünscht und erhalten habe. Alle Veränderung macht mich bange, ob sie gleich den grössten Anschein zur Verbesserung meines Zustandes giebt, und ich glaube, auf diesen Instinct meiner Natur Acht haben zu müssen, wenn ich anders den Faden, den mir die Parzen sehr dünne und zart spinnen, noch etwas in die Länge ziehen will. Den grössesten Dank also meinen Gönnern und Freunden, die so gütig gegen mich gesinnt sind, sich meiner Wohlfahrt anzunehmen, aber zugleich eine ergebenste Bitte, diese Gesinnung dahin zu verwenden, mir in meiner gegenwärtigen Lage alle Beunruhigung (wovon ich zwar noch immer frei gewesen bin) abzuwehren und dagegen in Schutz zu nehmen.

Ihre medicinischen Vorschriften, werthester Freund, sind mir sehr willkommen, aber nur auf den Nothfall, da sie Laxative enthalten, die überhaupt meine Constitution sehr angreifen und worauf unausbleiblich verhärtete Obstruction gefolgt ist, und ich wirklich, wenn die morgendliche Evacuation nur regelmässig geschieht, mich nach meiner Manier, d. i. auf schwächliche Art gesund befinde, da ich auch eine viel bessere Gesundheit niemals genossen habe, so bin ich entschlossen, der Natur weiterhin ihre Fürsorge zu überlassen, und nur, wenn sie ihren Beistand versagt, zu Mitteln der Kunst Zuflucht zu nehmen.

Dass von meiner unter Händen habenden Arbeit schon einige Bogen gedruckt seyn sollen, ist zu voreilig verbreitet worden. Da ich von mir nichts erzwingen will (weil ich noch gerne etwas länger in der Welt arbeiten möchte), so laufen viel andre Arbeiten zwischen durch.

Sie rückt indessen weiter fort und wird hoffentlich diesen Sommer fertig werden. Die Ursachen der Verzögerung einer Schrift, die an Bogenzahl nicht viel austragen

wird, werden Sie dereinst aus der Natur der Sache und des Vorhabens selbst, wie ich hoffe, als gegründet gelten lassen. Tetens, in seinem weitläufigen Werke über die menschl. Natur, hat viel Scharfsinniges gesagt; aber er hat ohne Zweifel, sowie er schrieb, es auch drucken, zum wenigsten stehen lassen. Es kommt mir vor: dass, da er seinen langen Versuch über die Freiheit im zweiten Bande schrieb, er immer hoffte, er würde, vermittelt einiger Ideen, die er im unsicheren Umrisse sich entworfen hatte, sich wohl aus diesem Labyrinth herausfinden. Nachdem er sich und seinen Leser ermüdet hatte, blieb die Sache doch so liegen, wie er sie gefunden hatte, und er rath dem Leser an, seine Empfindung zu befragen

Wenn dieser Sommer bei mir mit erträglicher Gesundheit hingeht, so glaube, das versprochene Werkchen dem Publicum mittheilen zu können.

Indem ich dieses schreibe, erhalte ich ein neues gnädiges Schreiben von des Hrn. Staatsministers v. Zedlitz Excell. mit dem wiederholten Antrage einer Professur in Halle, die ich gleichwohl, aus den schon angeführten unüberwindlichen Ursachen, abermals verbitten muss.

Da ich zugleich Breitkopfen in Leipzig, auf sein Ansinnen, ihm die Materie von den Menschen-Racen weitläufiger auszuarbeiten, antworten muss, so muss gegenwärtiger Brief bis zur nächsten Post liegen bleiben.

Grüssen Sie doch Hrn. Mendelssohn von mir auf das verbindlichste und bezeigen ihm meinen Wunsch, dass er, in zunehmender Gesundheit, seines von Natur fröhlichen Herzens und der Unterhaltungen geniessen möge, welche ihm dessen Gutartigkeit zusammt seinem stets fruchtbaren Geiste verschaffen könne, und behalten Sie in Zuneigung und Freundschaft

Ihren
stets ergebenen treuen Diener

I. Kant.

N. S. Ich bitte ergebenst, inliegenden Brief doch auf die Post allenfalls mit dem nöthigen Franco zu geben etc.

Würdigster Freund.

Ihrem Verlangen, vornämlich bei einer Absicht, die mit meinem eigenen Interesse in Verbindung steht, zu willfahren, kann mir nicht anders als sehr angenehm seyn. So geschwinde aber, als Sie es fordern, kann dieses unmöglich geschehen. Alles, was auf den Fleiss und die Geschicklichkeit meiner Zuhörer ankommt, ist jederzeit misslich, weil es ein Glück ist, in einem gewissen Zeitlaufe aufmerksame und fähige Zuhörer zu haben, und weil auch die, so man vor kurzem gehabt hat, sich verstieben und nicht leicht wieder aufzufinden sind. Seine eigene Nachschrift wegzugeben, dazu kann man selten einen bereden. Ich werde aber zusehen, es sobald als möglich auszuwirken. Von der Logik möchte sich noch hier oder da etwas Ausführliches finden. Aber Metaphysik ist ein Collegium, was ich seit den letztern Jahren so bearbeitet habe, dass ich besorge, es möchte auch einem scharfsinnigen Kopfe schwer werden, aus dem Nachgeschriebenen die Idee präzise heraus zu bekommen, die im Vortrage zwar meinem Bedünken nach verständlich war, aber, da sie von einem Anfänger aufgefasst worden, und von meinen vormaligen und den gemein angenommenen Begriffen sehr abweicht, einen so guten Kopf als den Ihrigen erfordern würde, dieselbe systematisch und begreiflich darzustellen.

Wenn ich mein Handbuch über diesen Theil der Weltweisheit, als woran ich noch unermüdet arbeite, fertig habe, welches ich jetzt bald im Stande zu seyn glaube, so wird eine jede dergleichen Nachschrift, durch die Deutlichkeit des Planes, auch völlig verständlich werden. Ich werde mich indess bemühen, so gut als es sich thun lässt, eine Ihren Absichten dienliche Abschrift aufzufinden. Hr. Kraus ist seit einigen Wochen in Elbing, wird aber in Kurzem zurückkommen und ich werde ihn darüber sprechen. Fangen Sie immer nur die Logik an. Binnen dem Fortgange derselben werden die Materialien zu dem übrigen schon gesammelt seyn. Wiewohl, da dieses eine Beschäf-

tigung des Winters werden soll, so kann dieser Vorrath vielleicht noch vor Ablauf des Sommers herbeigeschafft werden und ihnen Zeit zur Vorbereitung geben. Herr Joël sagt, dass er mich gesund gelassen, und das bin ich auch, nachdem ich mich schon viele Jahre gewöhnt habe, ein sehr eingeschränktes Wohlbefinden, wobei der grösste Theil der Menschen sehr klagen würde, schon für Gesundheit zu halten, und mich, so viel sich thun lässt, aufzumuntern, zu schonen und zu erholen. Ohne dieses Hinderniss würden meine kleinen Entwürfe, in deren Bearbeitung ich sonst nicht unglücklich zu seyn glaube, längst zu ihrer Vollendung gekommen seyn. Ich bin mit unwandelbarer Freundschaft und Zuneigung.

Ihr
ergebenster

Königsberg, d. 28. Aug. 1778.

I. Kant.

N. S. Haben Sie meinen an Sie etwa vor $\frac{1}{2}$ Jahr abgelassenen Brief mit einem Einschlusse an Breitkopf in Leipzig auch erhalten?

Würdigster und hochgeschätzter Freund.

Meinem rechtschaffenen, und mit seinem Talente so unverdrossen thätigen Freunde, vornämlich in einem Geschäfte, woraus etwas von dem dadurch erworbenen Beifall auf mich zurück fliesst, zu Diensten zu seyn, ist mir jederzeit angenehm und wichtig. Indessen hat die Bewirkung dessen, was Sie mir auftragen, viel Schwierigkeit. Diejenigen von meinen Zuhörern, die am meisten Fähigkeit besitzen, alles wohl zu fassen, sind gerade die, welche am wenigsten ausführlich und dictatenmässig nachschreiben, sondern sich nur Hauptpuncte notiren, über welche sie hernach nachdenken. Die, so im Nachschreiben weitläufig sind, haben selten Urtheilskraft, das Wichtige vom Unwichtigen

zu unterscheiden und häufen eine Menge missverstandenes Zeug unter das, was sie etwa richtig auffassen möchten. Überdem habe ich mit meinen Auditoren fast gar keine Privatbekanntschaft, und es ist mir schwer, auch nur die aufzufinden, die hierin etwas Taugliches geleistet haben möchten. Empirische Psychologie fasse ich jetzt kürzer, nachdem ich Anthropologie lese. Allein da von Jahr zu Jahr mein Vortrag einige Verbesserung oder auch Erweiterung erhält, vornämlich in der systematischen, und wenn ich sagen soll, architektonischen Form und Anordnung dessen, was in den Umfang einer Wissenschaft gehört, so können die Zuhörer sich nicht so leicht damit, dass einer dem andern nachschreibt, helfen.

Ich gebe indessen die Hoffnung, Ihnen zu willfahren, noch nicht auf, vornämlich, wenn Herr Kraus mir dazu behülflich ist, der gegen Ende des Novembermonats zu Berlin eintreffen wird und ein vor mir geliebter und geschickter Zuhörer ist. Bis dahin bitte also Geduld zu haben.

„Vornämlich bitte mir die Gefälligkeit zu erzeigen
„und durch den Secretär Hrn. Biester Ihro Exc. dem Hrn.
„v. Zedlitz melden zu lassen, dass durch eben gedachten
„Hrn. Kraus die verlangte Abschrift an dieselbe überbracht
„werden soll.“

Mein Brief an Breitkopf mag wohl richtig angekommen seyn, dass er aber auf eine Art abschlägiger Antwort, die ich ihm geben musste, nichts weiter erwiedert, kann sonst seine Ursache haben.

Ich schliesse in Eil und bin unverändert,

Ihr
treuer Freund und Diener

Königsberg, d. 20. Oct. 1778.

L. Kant.

Werthester Freund.

Ich bin Ihres Auftrages nicht uneingedenk gewesen, ob ich gleich nicht sogleich demselben ein Genüge thun können. Denn kaum ist es mir möglich gewesen, eine Nachschrift von einem Collegio der philos. Encyklop. aufzutreiben, aber ohne Zeit zu haben, es durchzusehen oder etwas daran zu ändern. Ich überschicke es gleichwohl, weil darin vielleicht etwas gefunden oder daraus errathen werden kann, was einen systematischen Begriff der reinen Verstandeserkenntnisse, sofern sie wirklich aus einem Princip in uns entspringen, erleichtern könnte. Hr. Kraus, dem ich dieses mitgegeben habe, hat mir versprochen, eine, vielleicht auch zwei Abschriften des metaph. Collegii auf seiner Reise aufzutreiben, und Ihnen abzugeben. Da er sich seit seinem Anfange in meinen Stunden nachdem auf andere Wissenschaften gelegt hat, so wird er sich mit Ihren Vorlesungen gar nicht befassen, welches ich auch am rathsamsten finde, weil dergleichen in Materien von dieser Art nur einen Schauplatz von Streitigkeiten eröffnen würde. Ich empfehle ihn als einen wohl denkenden und hoffnungsvollen jungen Mann Ihrer Freundschaft auf das inständigste. Die Ursache, weswegen ich mit Herbeischaffung ausführlicher Abschriften nicht glücklich gewesen bin, ist diese, weil ich seit 1770 Logik und Metaph. nur publice gelesen habe, wo ich sehr wenige meiner Auditoren kenne, die sich auch bald, ohne dass man sie auffinden kann, verlieren. Gleichwohl wünschte ich, vornämlich die Prolegomena der Metaph. und die Ontologie nach meinem neuen Vortrage Ihnen verschaffen zu können, in welchem die Natur dieses Wissens oder Vernünfteln weit besser als sonst auseinander gesetzt ist, und manches eingeflossen, an dessen Bekanntmachung ich jetzt arbeite.

Vielleicht ist Hr. Kraus, indem Sie dieses Schreiben erhalten, schon bei Ihnen angelangt, oder kommt zwischen dieser und der nächsten Post an, als mit welcher ich an Ihre Excell., den Hrn. Minister v. Zedlitz und seinen Se-

cretär schreiben werde. Ich bitte doch Letzteren, nämlich Hrn. Biester, im Falle Hr. Kraus vor meinem Briefe anlangen sollte, davon gütigst zu präveniren und ihn zu bitten, das Manuscript (der physischen Geographie), welches Jener mitbringt, an Ihre Exc. abzuliefern.

Ich schliesse jetzt eilfertigst in Hoffnung, mich nächstens mehr mit Ihnen unterhalten zu können, und in der Gesinnung eines

aufrichtig ergebenen Freundes und Dieners

Königsberg, d. 15. Dec. 1778.

I. Kant.

Auf Ihr ausdrückliches Verlangen, hochgeschätzter Freund, habe ich das sehr kümmerlich abgefasste Manuscript auf die Post gegeben, und mit der nächsten Post wird hoffentlich noch ein anderes, vielleicht etwas ausführlicheres nachfolgen, um, so viel als sich thun lässt, Ihrer Absicht beförderlich zu seyn.

Eine gewisse Misologie, die Sie, wie ich aus Ihrem Letzteren zu ersehen glaube, an Hrn. Kraus bedauern, entspringt, sowie manche Misanthropie, daraus, dass man zwar im ersteren Fall Philosophie, im zweiten Menschen liebt, aber Beide undankbar findet, weil man ihnen theils zuviel zugemuthet hat, theils zu ungeduldig ist, die Belohnung für seine Bemühung von Beiden abzuwarten. Diese mürische Laune kenne ich auch; aber ein günstiger Blick von Beiden versöhnt uns bald wiederum mit ihnen, und dient dazu, die Anhänglichkeit an sie nur noch fester zu machen.

Für die Freundschaft, die Sie Hrn. Kraus zu beweisen so willfährig sind, danke ich ergebenst. Herrn Secretär Biester bitte meine verbindlichste Gegenempfehlung zu machen. Ich würde mir die Freiheit genommen haben, ihn schriftlich um Gefälligkeit gegen Hrn. Kraus zu ersuchen, wenn ich nicht Bedenken getragen hätte, bei dem Anfange

unserer Bekanntschaft ihm wodurch Beschwerde zu machen.
Ich bin mit unveränderter Hochachtung und Freundschaft

Ihr

ergebenster treuer Diener.

Königsberg, d. 9. Febr. 1779.

I. Kant.

Wohlgeborner

Hochgeschätzter Freund.

Diese Ostermesse wird ein Buch von mir, unter dem Titel: Kritik der reinen Vernunft, herauskommen. Es wird für Hartknoch's Verlag bei Grunert in Halle gedruckt und das Geschäfte von Hrn. Spener, Buchhändler in Berlin, dirigirt. Dieses Buch enthält den Ausschlag aller mannigfaltigen Untersuchungen, die von den Begriffen anfangen, welche wir zusammen unter der Benennung des *mundi sensibilis* und *intelligibilis* abdisputirten, und es ist mir eine wichtige Angelegenheit, demselben einsehenden Manne, der es würdig fand, meine Ideen zu bearbeiten und so scharfsinnig war, darin am tiefsten hineinzudringen, diese ganze Summe meiner Bemühungen zur Beurtheilung zu übergeben.

In dieser Absicht bitte ergebenst, Hrn. Carl Spener inliegenden Brief selbst in die Hände zu geben und mit ihm folgende Stücke gütigst zu verabreden, nach der Unterredung aber mir, wofern meine Zumuthung nicht zu dreist ist, mit der nächsten umgehenden Post davon Nachricht zu ertheilen.

1. Sich zu erkundigen, wie weit der Druck jetzt gekommen sey und in welchen Tagen der Messe das Buch wird in Leipzig ausgegeben werden können.

2. Da ich vier Exemplare für Berlin destinirt habe, ein Dedications-Exemplar an Se. Excell. Hrn. Minister v. Zedlitz, eines für Sie, eines für Hrn. Mendelssohn und

eines für Hrn. Doctor Sell (welches letztere bei Hrn. Capellmeister Reichard abzugeben bitte, der mir vor einiger Zeit ein Exemplar von Sell's philos. Gesprächen zugeschickt hat), so bitte ich ergebenst, Hrn. Spener zu ersuchen, dass er sofort nach Halle schreiben wolle und veranlasse, dass gedachte 4 Exemplare auf meine Kosten, so bald der Druck fertig ist, über Post nach Berlin geschickt werden und er sie Ihnen überliefere. Das Postgeld bitte auszulegen, ingleichen das Dedicationsexemplar in einen zierlichen Band binden zu lassen und die Güte zu haben, es in meinem Namen an des Hrn. v. Zedlitz Excellenz abzugeben. Es versteht sich von selbst, dass Hr. Spener es so veranstalten werde, dass dieses Exemplar so früh nach Berlin komme, dass noch nicht irgend ein anderes dem Minister früher zu Gesichte hat kommen können. Die hierbei vorfallenden Kosten bitte ergebenst auszulegen und wegen derselben auf mich zu assigniren. Für die Exemplare selbst ist nichts zu bezahlen, denn ich habe mir über 10 oder 12 derselben zu disponiren bei Hrn. Hartknoch ausbedungen.

Sobald ich durch Ihre gütige Mühwaltung von allem diesen Nachricht habe, werde ich mir die Freiheit nehmen, an Sie, Werthester, und Hrn. Mendelssohn über diesen Gegenstand etwas Mehreres zu schreiben, bis dahin bin ich mit der grössten Hochachtung und Ereundschaft

Ew. Wohlgeb.

Königsb. d. 1. Mai 1781.

ergebenster Diener

I. Kant.

Ich sage Ihnen, hochgeschätzter Freund, für die Ihrem Patienten zugeschickten Vorschriften den ergebensten Dank. Er ist entschlossen, sie, ohne Zuziehung eines anderen Arztes, treulich zu gebrauchen. Das Kuno'sche Seifenwasser

darf also nicht eher bestellt werden, als bis Ihnen von dem Ausgange der Cur Bericht abgestattet worden?

Die Äusserungen der Freundschaft und Zuneigung, welche Sie für mich noch immer aufzubehalten so wohlthendend sind, haben desto grösseren Reiz und Zugang zum Herzen, je seltener sie bei ehemaligen Zuhörern angetroffen werden. Die Ehre, die dieses Ihrem Herzen macht, rechnet meine Eigenliebe sich auch zum Theil zu und findet darin noch süssere Befriedigung, als selbst in der, von der ersten Anleitung zum nachherigen Gelehrten - Verdienste.

Ich muss abbrechen und kann nur hinzufügen: dass ich im unauslöschlichen Andenken an unsere alte Verbindung und mit unveränderlichen freundschaftlichen Gesinnungen jederzeit sey

der Ihrige,

Königsberg, d. 2. Decbr. 1785.

I. Kant.

Ihr schönes Werk, theuerster Freund, womit Sie mich wiederum beschenkt haben, habe ich Ihrer würdig gefunden, so weit ich es gelesen, denn meine jetzigen Zerstreungen, um deren willen ich auch bitte, die Kürze dieses Briefes zu entschuldigen, haben mir zu gänzlicher Durchlesung desselben noch nicht Zeit gelassen.

Die Jacobi'sche Grille ist keine ernstliche, sondern nur eine affectirte Genieschwärmerei, um sich einen Namen zu machen, und ist daher kaum einer ernstlichen Widerlegung werth. Vielleicht, dass ich etwas in die Berl. M. S. einrücke, um dieses Gaukelwerk aufzudecken. Reichard ist auch von der Genieseuche angesteckt und gesellet sich zu den Auserwählten. Ihm ist's einerlei, auf welche Weise, wenn er nur grosses Aufsehen machen kann und zwar als Autor, und hierin hat man ihm wahrlich zu viel eingeräumt. — Dass von dem vortrefflichen Moser keine brauchbaren

Schriften (Mserpt.) gefunden werden, bedaure ich recht sehr; aber zu seinem herauszugebenden Briefwechsel kann ich nichts beitragen, da seine Briefe an mich nichts eigentlich Gelehrtes enthalten und einige allgemeine dahin Bezug habende Ausdrücke keinen Stoff zum gelehrten Nachlasse abgeben können. — Auch bitte gar sehr, meine Briefe, die niemals in der Meinung geschrieben worden, dass das Publicum sie lesen sollte, wenn sich deren unter seinen Papieren finden sollten, gänzlich wegzulassen.

Mein Freund Heilsberg findet sich jetzt beinahe ganz genesen. Ich habe ihm seine Versäumniss eines Berichts an Sie vorgehalten und er versprach, alsbald hierin seine Schuldigkeit zu beobachten.

Das Sammeln eines Beitrages zu dem in Berlin zu errichtenden Monument findet hier grosse Schwierigkeit. Doch werde ich versuchen, was sich thun lasse.

Erhalten Sie Ihre Liebe und Wohlgewogenheit gegen den, der unaufhörlich mit Herzensneigung und Hochachtung bleibt

Ihr

Königsberg, d. 7. April 1786.

ergebenster treuer Diener und Freund

I. Kant.

Ich empfangе jeden Brief von Ihnen, werthester Freund, mit wahrem Vergnügen. Das edle Gefühl der Dankbarkeit für den geringen Beitrag, den ich zu Entwicklung Ihrer vortrefflichen Naturanlagen habe thun können, unterscheidet Sie von den meisten meiner Zuhörer; was kann aber, wenn man nahe daran ist, diese Welt zu verlassen, tröstender seyn, als zu sehen, dass man nicht umsonst gelebt habe, weil man einige, wenn gleich nur wenige, zu guten Menschen gebildet hat.

Aber wo denken Sie hin, liebster Freund*, mir ein grosses Pack der subtilsten Nachforschungen, zum Durchlesen nicht allein, sondern auch zum Durchdenken, zuzuschicken, mir, der ich in meinem 66sten Jahre noch mit einer weitläufigen Arbeit, meinen Plan zu vollenden (theils in Lieferung des letzten Theils der Kritik, nämlich dem der Urtheilskraft, welcher bald herauskommen soll, theils in Ausarbeitung eines Systems der Metaphysik, der Natur sowohl als der Sitten, jenen kritischen Forschungen gemäss), beladen bin, der ich überdem durch viele Briefe, welche specielle Erklärungen über gewisse Punkte verlangen, unaufhörlich in Athem erhalten werde, und obenein von immer wankender Gesundheit bin. Ich war schon halb entschlossen, das Mscpt. sofort mit der erwähnten ganz gegründeten Entschuldigung zurück zu schicken; allein ein Blick, den ich darauf warf, gab mir bald die Vorzüglichkeit desselben zu erkennen, und dass nicht allein Niemand von meinen Gegnern mich und die Hauptfrage sowohl verstanden, sondern nur Wenige zu dergleichen tiefen Untersuchungen so viel Scharfsinn besitzen möchten, als Herr Maimon, und dieses bewog mich, seine Schrift bis zu einigen Augenblicken der Musse zurückzulegen, die ich nur jetzt habe erlangen können, und auch diese nur, um die zwei ersten Abschnitte durchzugehen, über welche ich jetzt auch nur kurz seyn kann.

[Hrn. Maimon bitte ich diesen Begriff (*sic*) zu communiciren. Es versteht sich, wie ich denke, dass er dazu nicht geschrieben sey, um im Drucke zu erscheinen.**] Wenn ich den Sinn derselben richtig gefasst habe, so gehen sie darauf hinaus, zu beweisen: dass, wenn der Verstand auf sinnliche Anschauung (nicht blos die empirische, sondern auch die *a priori*) seine gesetzgebende Beziehung

* Diese Stelle des Briefes bis zu Ende des Absatzes ist bereits gedruckt in Salomon Maimon's Lebensgeschichte, Berl. 1792, Thl. 2, S. 255 — 56.

** Der Inhalt der Parenthese steht mit einem † am Rande.

haben soll, so müsse er selbst der Urheber, es sey dieser sinnlichen Formen, oder auch sogar der Materie derselben, d. i. der Objecte, seyn, weil sonst das *quid juris* nicht genugthuend beantwortet werden könne, welches aber nach Leibnitz - Wolf'schen Grundsätzen wohl geschehen könne, wenn man ihnen die Meinung beilegt, dass Sinnlichkeit von dem Verstande gar nicht specifisch unterschieden wäre, sondern jene als Welterkenntniss bloß dem Verstande zukomme, nur mit dem Unterschiede des Grades des Bewusstseyns, der in der erstern Vorstellungsart ein Unendlich-Kleines, in der zweiten eine gegebene (endliche) Grösse sey, und dass die Synthesis *a priori* nur darum objective Gültigkeit habe, weil der göttliche Verstand, von dem der unsrige nur ein Theil, oder, nach seinem Ausdrücke, mit dem unsrigen, ob zwar nur auf eingeschränkte Art, einerlei sey, d. i. selbst Urheber der Formen und der Möglichkeit der Dinge der Welt (an sich selbst) sey.

Ich zweifle aber sehr, dass dieses Leibnitz's oder Wolf's Meinung gewesen sey, ob sie zwar wirklich aus ihren Erklärungen von der Sinnlichkeit im Gegensatze des Verstandes gefolgert werden könnte und die, so sich zu jener Männer Lehrbegriff bekennen, werden es schwerlich zugestehen, dass sie einen Spinozism annehmen; denn in der That ist Hrn. Maimon's Vorstellungsart mit diesem einerlei und könnte vortrefflich dazu dienen, die Leibnitzianer *ex concessis* zu widerlegen.

Die Theorie des Hrn. Maimon ist im Grunde: die Behauptung eines Verstandes (und zwar des menschlichen) nicht bloß als eines Vermögens zu denken, wie es der unsrige und vielleicht aller erschaffenen Wesen ist, sondern eigentlich als eines Vermögens anzuschauen, bei dem das Denken nur eine Art sey, das Mannigfaltige der Anschauung (welches unserer Schranken wegen nur dunkel ist) in ein klares Bewusstseyn zu bringen. Dagegen ich den Begriff von einem Objecte überhaupt (der im klarsten Bewusstseyn unserer Anschauung gar nicht angetroffen

wird), dem Verstande, als einem besonderen Vermögen, zuschreibe, nämlich die synthetische Einheit der Apperception, durch welche allein das Mannigfaltige der Anschauung (deren jedes ich mir besonders immerhin bewusst seyn mag), in ein vereinigtes Bewusstseyn, zur Vorstellung eines Objects überhaupt (dessen Begriff durch jenes Mannigfaltige nun bestimmt wird), zu bringen.

Nun fragt Hr. Maimon: Wie erkläre ich mir die Möglichkeit der Zusammenstimmung der Anschauungen *a priori* zu meinen Begriffen *a priori*, wenn jede ihren specifisch verschiedenen Ursprung hat, da dieselbe zwar als Factum gegeben, aber ihre Rechtmässigkeit oder die Nothwendigkeit der Übereinstimmung zweier so heterogenen Vorstellungsarten nicht begreiflich gemacht werden kann, und umgekehrt, wie kann ich durch meinen Verstandesbegriff z. B. der Ursache, dessen Möglichkeit an sich doch nur problematisch ist, der Natur, d. i. den Objecten selbst, das Gesetz vorschreiben, zuletzt gar, wie kann ich selbst von diesen Functionen des Verstandes, deren Daseyn in demselben auch bloß ein Factum ist, die Nothwendigkeit beweisen, die doch vorausgesetzt werden muss, wenn man ihnen Dinge, wie sie nur immer vorkommen mögen, unterwerfen will.

Hierauf antworte ich: dies alles geschieht in Beziehung auf eine uns unter diesen Bedingungen allein mögliche Erfahrungs-Erkenntniss, also in subjectiver Rücksicht, die aber doch zugleich objectiv gültig ist, weil die Gegenstände nicht Dinge an sich selbst, sondern blosse Erscheinungen sind, mithin ihre Form, in der sie gegeben werden, auch von uns, nachdem was an ihr subjectiv, d. i. das Specifische unserer Anschauungsart ist, einerseits, und der Vereinigung des Mannigfaltigen in ein Bewusstseyn, d. i. dem Denken des Objects und der Erkenntniss nach andererseits, von unserem Verstande abhängt, so dass wir nur unter diesen Bedingungen von ihnen Erfahrung haben können, mithin, wenn Anschauungen (der Objecte als Erscheinungen) hiemit nicht zusammenstimmen,

sie für uns nichts, d. i. gar keine Gegenstände der Erkenntniss, weder von uns selbst, noch von anderen Dingen, seyn würden.

Auf solche Weise lässt sich gar wohl darthun, dass, wenn wir synthetische Urtheile *a priori* fällen können, dieses nur von Gegenständen der Anschauung als blossen Erscheinungen angehe, dass, wenn wir auch einer intellectuellen Anschauung fähig (z. B. dass die unendlich kleinen Elemente derselben Noumena wären), die Nothwendigkeit solcher Urtheile, nach der Natur unseres Verstandes, in dem ein solcher Begriff, als Nothwendigkeit ist, angetroffen wird, gar nicht Statt finden könnte; denn es würde immer nur blossse Wahrnehmung seyn, dass z. B. in einem Triangel zwei Seiten zusammengenommen grösser sind als die dritte, nicht dass die Eigenschaft ihm nothwendig zukommen müsse. Wie aber eine solche sinnliche Anschauung (als Raum und Zeit), so von unserer Sinnlichkeit, oder solchen Functionen des Verstandes, als deren die Logik aus ihm entwickelt, selbst möglich sey, oder wie es zugehe, dass eine Form mit der andern zu einem möglichen Erkenntniss zusammenstimme, das ist uns schlechterdings unmöglich weiter zu erklären, weil wir sonst noch eine andere Anschauungsart, als die uns eigen ist, und einen andern Verstand, mit dem wir unseren Verstand vergleichen könnten und daran Jeder die Dinge an sich selbst bestimmt darstellte, haben müssten; wir können aber allen Verstand nur durch unseren Verstand und so auch alle Anschauung nur durch die unsrige beurtheilen. Aber diese Frage zu beantworten ist auch gar nicht nöthig. Denn wenn wir darthun können, dass unsere Erkenntniss von Dingen, selbst die der Erfahrung nur unter jenen Bedingungen allein möglich sey, so sind nicht allein alle andere Begriffe von Dingen (die nicht auf solche Weise bedingt sind) für uns leer, und können zu gar keinem Erkenntnisse dienen, sondern auch alle Data der Sinne zu einer möglichen Erkenntniss würden ohne sie niemals Objecte vorstellen, ja nicht einmal zu derjenigen

Einheit des Bewusstseyns gelangen, die zur Erkenntniss meiner selbst (als Object des innern Sinnes) erforderlich ist. Ich werde gar nicht einmal wissen können, dass ich sie habe, folglich würden sie für mich, als erkennendes Wesen, schlechterdings nichts seyn, wobei sie (wenn ich mich im Gedanken zum Thier mache), als Vorstellungen, die nach einem empirischen Gesetze der Association verbunden wären und so auch auf Gefühl und Begehrungsvermögen Einfluss haben würden, in mir, meines Daseyns unbewusst (gesetzt, dass ich auch jeder einzelnen Vorstellung bewusst wäre, aber nicht der Beziehung derselben auf die Einheit der Vorstellung ihres Objects, vermittelt der synthetischen Einheit ihrer Apperception), immerhin ihr Spiel regelmässig treiben können, ohne dass ich dadurch im mindesten etwas, auch nicht einmal diesen meinen Zustand, erkannte. — Es ist misslich, den Gedanken, der einem tiefdenkenden Manne obgeschwebt haben mag und den er sich selbst nicht recht klar machen konnte, zu errathen; gleichwohl überrede ich mich sehr, dass Leibnitz mit seiner vorherbestimmten Harmonie (die er sehr allgemein machte, wie auch Baumgarten in seiner Kosmologie nach ihm) nicht die Harmonie zweier verschiedenen Wesen, nämlich Sinnen- und Verstandeswesen, sondern zweier Vermögen eben desselben Wesens, in welchem Sinnlichkeit und Verstand zu einem Erfahrungserkenntniss zusammenstimmen, vor Augen gehabt habe, von deren Ursprung, wenn wir ja darüber urtheilen wollten, obzwar eine solche Nachforschung gänzlich über die Grenze der menschlichen Vernunft hinaus liegt, wir weiter keinen Grund als den göttlichen Urheber von uns selbst angeben können, wenn wir gleich die Befugniss, vermittelt derselben *a priori* zu urtheilen (d. i. das *quid juris*), da sie einmal gegeben sind, vollkommen erklären können.

Hiebei muss ich mich begnügen, und kann wegen der Kürze meiner Zeit nicht ins Detail gehen. Nur bemerke ich, dass es eben nicht nöthig sey, mit Hrn. Maimon Verstandesideen anzunehmen. In dem Begriffe einer

Cirkellinie ist nichts weiter gedacht, als dass alle gerade Linien von derselben zu einem einzigen Punkte (dem Mittelpunct) gezogen, einander gleich sind; dies ist eine blosse logische Function der Allgemeinheit des Urtheils, in welchem der Begriff einer Linie das Subject ausmacht und bedeutet nur so viel, als eine jede Linie, nicht das All der Linien, die auf einer Ebene aus einem gegebenen Punct beschrieben werden können; denn sonst würde jede Linie mit eben demselben Rechte eine Verstandesidee seyn, weil sie ins Unendliche gehend gedacht werden könne. Dass sich diese Linie ins Unendliche theilen lasse, ist auch noch keine Idee, denn es bedeutet nur einen Fortgang der Theilung, der durch die Grösse der Linie gar nicht beschränkt wird, aber diese unendliche Theilung nach ihrer Totalität, und sie mithin als vollendet anzusehen, ist eine Vernunftidee von einer absoluten Totalität der Bedingungen (der Zusammensetzung), welche an einem Gegenstande der Sinne gefordert wird, welches unmöglich ist, weil an Erscheinungen das Unbedingte gar nicht angetroffen werden kann.

Auch ist die Möglichkeit eines Cirkels nicht etwa vor dem praktischen Satz, einen Cirkel durch die Bewegung einer geraden Linie um einen festen Punct zu beschreiben, blos problematisch, sondern sie ist in der Definition des Cirkels gegeben, dadurch, dass diese durch die Definition selbst construirt wird, d. i. in der Anschauung zwar nicht auf dem Papier (der empirischen), sondern in der Einbildungskraft (*a priori*) dargestellt wird. Denn ich mag immer aus freier Faust mit Kreide einen Cirkel an der Tafel ziehen und einen Punct darin setzen, so kann ich an ihm eben so gut alle Eigenschaften des Cirkels, unter Voraussetzung jener (sogenannten) Nominal-Definition, welche in der That real ist, demonstrieren, wenn er gleich mit der, durch die Heran(*sic*)-tragung einer geraden an einem Puncte befestigten Linie beschriebenen, gar nicht zusammenträfe. Ich nehme an, dass sie gleich weit vom Mittelpuncte abstehen, der Satz: einen Cirkel zu beschreiben

durch die Punkte des Umkreises, ist ein praktisches Corollarium aus der Definition (oder sogenanntes Postulat), welches gar nicht gefordert werden könnte, wäre die Möglichkeit, ja gar die Art der Möglichkeit der Figur, nicht schon in der Definition gegeben.

Was die Erklärung einer geraden Linie betrifft, so kann diese nicht wohl durch die Identität der Richtung (als einer geraden Linie, durch welche die Bewegung, ohne Rücksicht auf ihre Grösse, unterschieden wird), jenen Begriff schon voraussetzen. Doch das sind Kleinigkeiten.

Herrn Maimon's Schrift enthält übrigens so viel scharfsinnige Bemerkungen, dass er sie, nicht ohne einen für ihn vortheilhaften Eindruck, immer hätte ins Publicum schicken können, auch ohne im mindesten mir hiedurch zuwider zu handeln, ob er gleich einen ganz anderen Weg nimmt als ich; denn er ist doch darin mit mir einig, dass mit der Festsetzung der Principien der Metaphysik eine Reform vorgenommen werden müsse, von deren Nothwendigkeit sich nur Wenige wollen überzeugen lassen. Allein, was Sie, werther Freund, verlangen, die Herausgabe dieses Werks mit einer Anpreisung meinerseits zu begleiten, wäre nicht wohl thunlich, da es doch grossentheils auch wider mich gerichtet ist. — Das ist mein Urtheil, im Fall diese Schrift herausgekommen wäre. Wollen Sie aber meinen Rath in Ansehung des Vorhabens, sie so, wie sie ist, herauszugeben, so halte ich dafür, dass, da es Hrn. Maimon vermuthlich nicht gleichgültig seyn wird, völlig verstanden zu werden, er die Zeit, die er sich zur Herausgabe nimmt, dazu anwenden möge, ein Ganzes zu liefern, in welchem nicht blos die Art, wie er sich die Principien der Erkenntniss *a priori* vorstellt, sondern auch, was daraus zur Auflösung der Aufgaben der reinen Vernunft, welche das Wesentliche vom Zwecke der Metaphysik ausmachen, nach seinem Systeme gefolgert werden könne, deutlich gewiesen werde, wo denn die Antinomien der reinen Vernunft einen guten Probirstein abgeben können,

die ihn vielleicht überzeugen werden, dass man den menschlichen Verstand nicht für specifisch einerlei mit dem göttlichen und nur durch Einschränkung, d. i. dem Grade nach, von diesem unterschieden annehmen könne, dass er nicht, wie dieser als ein Vermögen anzuschauen, sondern nur zu denken, müsse betrachtet werden, welches durchaus ein davon ganz verschiedenes Vermögen (oder Receptivität) der Anschauung zur Seite, oder besser zum Stoffe, haben müsse, um Erkenntniss hervorzubringen, und dass, da die Letztere, nämlich die Anschauung, uns bloß Erscheinungen an die Hand giebt und die Sache selbst ein blosser Begriff der Vernunft ist, die Antinomien, welche gänzlich aus der Verwechselung beider entspringen, niemals aufgelöst werden können, als wenn man die Möglichkeit synthetischer Sätze *a priori* nach meinen Grundsätzen deducirt.

Ich beharre unveränderlich

Ihr

Königsberg, d. 26. Mai 1789.

treuer Diener und Freund

I. Kant.

Ein Pack in grün Wachstuch, welches Herrn Maimon's Mscpt. enthält, ist unter der Signatur: H. D. M. an Sie adressirt den 24. Mai von mir auf die fahrende Post gegeben worden*.

* In demselben befand sich ein besonderer Brief an Sal. Maimon, der in seiner Lebensgeschichte, Theil II. S. 257 abgedruckt ist:

„Euer Wohledelgeboren Verlangen habe ich so viel, als für mich thunlich war, zu willfahren gesucht, und wenn es nicht durch eine Beurtheilung Ihrer ganzen Abhandlung hat geschehen können, so werden Sie die Ursache dieser Unterlassung aus dem Briefe an Hrn. Herz vernehmen. Gewiss ist es nicht Verachtung, die ich gegen keine Bestrebung in vernünftigen und die Menschheit interessirenden Nachforschungen, am wenigsten aber gegen eine solche, wie die Ihrige ist, bei mir hege, die in der That kein gemeines Talent zu tief sinnigen Wissenschaften verräth.“ Sch.

Wohlgeborner Herr.

Sehr hochgeschätzter Freund.

Mit diesen wenigen Zeilen nehme ich mir die Freiheit, Ihrem gütigen Wohlwollen Überbringen dieses, Herren Doctor Goldschmidt, meinen fleissigen, fähigen, wohlgesitteten und gutmüthigen Zuhörer, bestens zu empfehlen. Ich hoffe, dass, nach der ersten Bekanntschaft, er Ihre Liebe sich von selbst erwerben wird.

Ihr sinnreiches Werk über den Geschmack, für dessen Zusendung ich Ihnen den ergebensten Dank sage, würde ich in manchen Stücken benutzt haben, wenn es mir früher hätte zu Händen kommen können. Indessen scheint es mir überhaupt, vornämlich in zunehmenden Jahren, mit der Benutzung fremder Gedanken im blos speculativen Felde nicht gut gelingen zu wollen, sondern ich muss mich schon meinem eigenen Gedankengange, der in einer Reihe von Jahren sich schon in ein gewisses Gleis hineingearbeitet hat, überlassen.

Mit dem grössten Vergnügen sehe ich Sie in Ruhm und Verdiensten beständig Fortschritte thun, wie es mich Ihr Talent schon frühzeitig hoffen liess und es Ihre guten und redlichen Gesinnungen auch würdig sind, von denen Herr Kiesewetter mir aus seiner eigenen Erfahrung nicht genug zu rühmen weiss. — Behalten Sie mich in Ihrem freundschaftlichen Angedenken und seyn Sie von der grössten Hochachtung und Ergebenheit versichert, mit der ich jederzeit bin:

• Ew. Wohlgeboren

Königsberg, d. 15. Octbr. 1790.

ganz ergebenster Diener

I. Kant.

Hochedelgeborner Herr.

Würdigster Freund.

Durch Hrn. v. Nolten, einen angenehmen jungen Cavalier, habe ich die Paste von Hrn. Mendelssohn Medaille, als Ihr gütiges Geschenk, erhalten, und sage dafür den ergebensten Dank.

Herr D. Heintz versichert mich aus Briefen von Hrn. Secret. Biester, dass Ihre Vorlesungen mit allgemeinem und ungewöhnlichem Beifall aufgenommen würden. Eben dasselbe und das durchgängige Ansehen, welches Sie sich im berlinischen Publico erworben haben, berichtet mir jetzt Herr Kraus. Das mir dieses ausnehmende Freude erwecke, brauche ich nicht zu versichern, es versteht sich von selbst. Das Unerwartete steckt hier aber nicht in der Geschicklichkeit und Einsicht, auf die ich ohnedies alles Vertrauen zu setzen Ursache habe, sondern in der Popularität, in Ansehung deren mir bei einer solchen Unternehmung würde bange geworden seyn. Seit einiger Zeit sinne ich, in gewissen müssigen Zeiten, auf die Grundsätze der Popularität in Wissenschaften überhaupt (es versteht sich, in solchen, die deren fähig sind, denn die Mathematik ist es nicht), vornämlich in der Philosophie, und ich glaube, nicht allein aus diesem Gesichtspuncte eine andere Auswahl, sondern auch eine ganz andere Ordnung bestimmen zu können, als sie die schulgerechte Methode, die doch immer das Fundament bleibt, erfordert. Indessen zeigt der Erfolg, dass es Ihnen hierin gelinge und zwar sogleich bei dem ersten Versuche.

Wie gern wünschte ich, dass ich mit etwas Besserm, als das Manuscript ist, das Ihnen Herr Kraus einhängen wird, dienen könnte. Hätte ich dergleichen im Winter vorigen Jahres voraussehen können, so würde ich darüber bei meinen Auditoren einige Anstalt getroffen haben. Jetzt wird es blutwenig seyn, was Sie aus diesen armseligen Papieren herzufinden können, das gleichwohl Ihr Genie wuchernd machen kann. Wenn sie Ihnen nichts weiter

nutzen, so wird Herr Toussaint, der sich jetzt in Berlin aufhält, solche sich von Ihnen ausbitten, um sie kurz vor Ostern zurück zu bringen.

Kann Ihr Einfluss, wie ich nicht zweifle, Hrn. Kraus wozu nützlich seyn, so bitte inständigst darum und rechne hierauß eine Wirkung der Freundschaft, womit Sie mich beehren und in Ansehung deren Sie mir niemals den geringsten Zweifel übrig gelassen haben. Er ist ein bescheidener, vielversprechender und dankbarer junger Mann. Er wird Ihrer Empfehlung, wenn Sie solche seinetwegen bei Gelegenheit beim Minister einlegen wollen, weder Unehre machen, noch dagegen unempfindlich seyn. Es ist ihm nichts im Wege als hypochondrische Bekümmernisse, womit sich dergleichen junge denkende Köpfe oft ohne Ursache plagen. Ihre Kunst enthält ohne Zweifel auch Mittel dawider, noch mehr aber Ihre Freundschaft, wenn Sie ihn derselben würdigen wollen. Ich empfangе jede directe oder indirecte Nachricht von Ihrem anwachsenden Glücke mit neuem Vergnügen und bin in ewiger Freundschaft

Ihr

ergebener treuer Diener

I. Kant.

Hochedler Herr.

Werthester Freund.

Es erfreut mich, von dem guten Fortgange ihrer Bemühungen Nachricht zu erhalten, noch mehr aber, die Merkmale des guten Andenkens und der Freundschaft in dero mir mitgetheiltem Schreiben zu erblicken. Die Übung im Pracktischen der Arzneikunst unter der Anführung eines geschickten Lehrers ist recht nach meinem Wunsche. Der Kirchhof darf künftig nicht vorher gefüllt werden, ehe der junge Doctor die Methode lernt, wie er es recht hätte angreifen sollen. Machen sie ja fein viele Beobach-

tungen. Die Theorien sind so hier wie anderwärts öfters mehr zu Erleichterung des Begriffs als zum Aufschlusse der Naturerscheinungen angelegt. Macbride's systematische Arzneiwissenschaft (ich glaube, sie wird Ihnen schon bekannt seyn) hat mir in dieser Art sehr wohlgefallen. Ich befinde mich jetzt im Durchschnitte genommen viel besser als ehemals. Davon ist die Ursache, dass ich jetzt das, was mir übel bekommt, besser kenne. Medicin ist wegen meiner empfindlichen Nerven ohne Unterschied ein Gift für mich. Das Einzige, was ich aber nur selten brauche, ist ein halber Theelöffel Fieberrinde mit Wasser, wenn mich die Säure Vormittags plagt, welches ich viel besser befinde als alle Absorbentia. Sonst habe ich den täglichen Gebrauch dieses Mittels, in der Absicht, mich zu roboriren, abgeschafft. Es machte mir dasselbe einen intermittirenden Puls, vornämlich gegen Abend, wobei mir ziemlich bange ward, bis ich die Ursache vermuthete und nach Einstellung derselben das Übel sogleich hob. Studiren Sie doch ja die grosse Mannigfaltigkeit der Naturen. Die meinige würde von jedem Arzt, der kein Philosoph ist, über den Haufen geworfen werden.

Sie suchen im Messkatalog fleissig, aber vergeblich nach einem gewissen Namen unter dem Buchstaben K. Es wäre mir nach der vielen Bemühung, die ich mir gegeben habe, nichts leichter gewesen, als ihn darin mit nicht unbeträchtlichen Arbeiten, die ich beinahe fertig liegen habe, paradiren zu lassen. Allein, da ich einmal in meiner Absicht, eine so lange von der Hälfte der philosophischen Welt umsonst bearbeitete Wissenschaft umzuschaffen, so weit gekommen bin, dass ich mich in dem Besitz eines Lehrbegriffs sehe, der das bisherige Räthsel völlig aufschliesst und das Verfahren der sich selbst isolirenden Vernunft unter sichere und in der Anwendung leichte Regeln bringt, so bleibe ich nunmehr halsstarrig bei meinem Vorsatz mich keinen Autorkitzel verleiten zu lassen, in einem leichteren und beliebteren Felde Ruhm zu suchen, ehe ich meinen dornigen und harten Boden eben

und zur allgemeinen Bearbeitung frei gemacht habe. Ich glaube nicht, dass es Viele versucht haben, eine ganz neue Wissenschaft der Idee nach zu entwerfen und sie zugleich völlig auszuführen. Was aber das in Ansehung der Methode der Eintheilungen der genau angemessenen Benennungen für Mühe macht und wie viel Zeit darauf verwendet werden muss, werden Sie sich kaum einbilden können. Es leuchtet mir aber dafür eine Hoffnung entgegen, die ich Niemand ausser Ihnen ohne Besorgniss, der grössten Eitelkeit verdächtig zu werden, eröffne, nämlich der Philosophie dadurch auf eine dauerhafte Art eine andere und für Religion und Sitten weit vortheilhaftere Wendung, zugleich aber auch ihr dadurch die Gestalt zu geben, die den spröden Mathematiker anlocken kann, sie seiner Bearbeitung fähig und würdig zu halten. Ich habe noch bisweilen die Hoffnung, auf Ostern das Werk fertig zu liefern, allein wenn ich auch auf die häufigen Indispositionen rechne, welche immer Unterbrechungen verursachen, so kann ich doch beinahe mit Gewissheit eine kurze Zeit nach Ostern dasselbe versprechen.

Ihren Versuch in der Moralphilosophie bin ich begierig erscheinen zu sehen. Ich wünschte aber doch, dass Sie den in der höchsten Abstraction der speculativen Vernunft so wichtigen und in der Anwendung auf das Praktische so leeren Begriff der Realität darin nicht geltend machen möchten. Denn der Begriff ist transcendental, die obersten praktischen Elemente aber sind Lust und Unlust, welche empirisch sind, ihr Gegenstand mag nun erkannt werden, woher er wolle. Es kann aber ein blosser reiner Verstandesbegriff die Gesetze oder Vorschriften desjenigen, was lediglich sinnlich ist, nicht angeben, weil er in Ansehung dieses völlig unbestimmt ist. Der oberste Grund der Moralität muss nicht blos auf das Wohlgefallen schliessen lassen, er muss selbst im höchsten Grade wohlgefallen, denn er ist keine blos speculative Vorstellung, sondern muss Bewegkraft haben und daher, ob er zwar intellectuell ist, so muss er doch eine gerade Beziehung auf die ersten

Triebfedern des Willens haben. Ich werde froh seyn, wenn ich meine Transscendentalphilosophie werde zu Ende gebracht haben, welche eigentlich eine Kritik der reinen Vernunft ist, alsdann gehe ich zur Metaphysik, die nur zwei Theile hat: die Metaphysik der Natur und die Metaphysik der Sitten, wovon ich die letztere zuerst herausgeben werde und mich darauf zum Voraus freue.

Ich habe die Recension der Platner'schen Anthropologie gelesen. Ich hätte zwar nicht von selbst auf den Recensenten gerathen, jetzt aber vergnügt mich der darin herblickende Fortgang seiner Geschicklichkeit. Ich lese in diesem Winter zum zweiten Mal ein Collegium privatum der Anthropologie, welches ich jetzt zu einer ordentlichen akademischen Disciplin zu machen gedenke. Allein mein Plan ist ganz anders. Die Absicht, die ich habe, ist, durch dieselbe die Quellen aller Wissenschaften, die der Sitten, der Geschicklichkeit, des Umganges, der Methode, Menschen zu bilden und zu regieren, mithin alles Praktischen zu eröffnen. Da suche ich alsdann mehr Phänomene und ihre Gesetze als die ersten Gründe der Möglichkeit der Modification der menschlichen Natur überhaupt. Daher die subtile und in meinen Augen auf ewig vergebliche Untersuchung über die Art, wie die Organe des Körpers mit den Gedanken in Verbindung stehen, ganz wegfällt. Ich bin unablässig so bei der Beobachtung, selbst im gemeinen Leben, dass meine Zuhörer vom ersten Anfange bis zu Ende niemals eine trockne, sondern durch den Anlass, den sie haben, unaufhörlich ihre gewöhnliche Erfahrung mit meinen Bemerkungen zu vergleichen, jederzeit eine unterhaltende Beschäftigung haben. Ich arbeite in Zwischenzeiten daran, aus dieser, in meinen Augen sehr angenehmen Beobachtungslehre eine Vorübung der Geschicklichkeit, der Klugheit und selbst der Weisheit für die akademische Jugend zu machen, welche nebst der physischen Geographie von aller andern Unterweisung unterschieden ist und die Kenntniss der Welt heissen kann.

Mein Bildniss habe ich vor der Bibliothek gesehen. Eine Ehre, die mich ein wenig beunruhigt, weil ich, wie Sie wissen, allen Schein erschlichener Lobsprüche und Zudringlichkeit, um Aufsehen zu machen, sehr meide. Es ist wohl gestochen, obzwar nicht wohl getroffen. Indessen erfahre ich mit Vergnügen, dass solches die Veranstaltung der liebenswürdigen Parteilichkeit meines ehemaligen Zuhörers ist. Die in demselben Stücke vorkommende Recension Ihrer Schrift beweist doch, was ich besorgte: dass, um neue Gedanken in ein solches Licht zu stellen, dass der Leser den eigenthümlichen Sinn des Verfassers und das Gewicht der Gründe vernähme, eine etwas längere Zeit nöthig ist, um sich in solche Materien bis zu einer völligen und leichten Bekanntschaft hineinzudenken. Ich bin mit aufrichtiger Zuneigung und Achtung

Ihr

ergebenster Diener und Freund

I. Kant.

Wohlgeborner Herr Hofrath,
Theuerster Freund.

Ihre schönen Briefe an Ärzte, womit Sie mir ein angenehmes Geschenk zu machen die Gültigkeit hatten, geben mir jetzt Anlass, für einen Freund, Hrn. Kriegsrath Heilsberg in Königsberg, bei Ihnen Rath und Hülfe zu suchen. Er hat schon mehr als drei Jahre an Flechten laborirt, die ihm beide Arme und Füße (die Schenkel ausgenommen) bedecken, mit kleinen Blasen anfangen, die wegen des Juckens, vornämlich zur Nachtzeit, leicht aufgerieben werden und dann die Haut wund lassen, da denn einiges Wasser ausschwitzet, bis ein Schorf wiederum alles bedeckt, um eine neue Haut hervorzubringen, aus welcher bald darauf, wie vorher, Blasen ausbrechen etc. Übrigens ist er starker Constitution, von gutem Appetit, magert aber doch sehr

ab, ohne dass gleichwohl seine Kräfte sonderlich abnehmen, ist nahe an sechzig Jahre und hält in allen Stücken gute Diät.

Nun habe ich in Ihrer zweiten Sammlung S. 121. u. f. die Cur, die Ihr Berlinischer Kuhdoctor Kunath an einem mit Flechten Behafteten so glücklich verrichtete, und Ihre unbefangene, rühmliche Schätzung solcher Quacksalbermittel gelesen und meinem Freunde gerathen, durch Ihre Vermittelung denselben Weg der Hülfe zu suchen.

Haben Sie also die Güte, theuerster Freund, wenn Sie die Herablassung nicht für zu tief halten, allenfalls durch einen Dritten von jenem Kuhdoctor, wenn ihm vorher die Beschaffenheit der Flechten beschrieben worden, eine hinlängliche Dosis von seiner Seife oder Waschwasser zusammen mit der Vorschrift des Gebrauchs abzukaufen. Sie selbst aber belieben die übrigen Vorschriften, die Sie etwa nöthig finden möchten, hinzuzuthun, denn unsere hiesigen Ärzte haben ihm bisher so wenig, als er sich selbst durch den ausgepressten Saft des Chelidonii, helfen können. Die dafür ausgelegten, ingleichen die für Ihre Bemühung gebührenden Kosten sollen auf das prompteste, durch den Kaufmann Hrn. Saltzmann in Berlin, bezahlt werden, als worauf, dass es geschehe, ich selbst sehen werde. Die Beschleunigung dieser Ihrer Mühlwaltungen und Absendung des Arzneimittels mit der ersten fahrenden Post, allenfalls direct an Hrn. Kriegsrath Heilsberg, so bald, als es möglich ist, werden Sie so gütig seyn, zu bewirken; ich möchte meinem so lange geplagten Freunde gerne bald geholfen wissen. Unveränderlich bin ich mit Herzensgesinnung und Hochachtung

Ihr

ergebenster alter Freund und Diener

I. Kant.

Als Schluss dieses Briefwechsels möge die vorgefundene späteste Mittheilung von Seiten Herz's dienen, die eben so schön charakterisirend für den Empfehlenden erscheint, als für den, an welchen das Empfehlungsschreiben gerichtet ist. Es befindet sich in der handschriftlichen Sammlung der Briefe an Kant (No. XXII.) auf der königlichen Bibliothek zu Königsberg.

Verehrungswürdiger Lehrer.

Der grosse Allen bekannte Meckel verlangt dem grossen Alles kennenden Kant durch mich den so wenig bekannten und so wenig kennenden Herz empfohlen zu seyn, und ich würde mit der Befriedigung dieses überflüssigen Verlangens grossen Anstand genommen haben, wenn sie nicht zugleich eine so gewünschte Veranlassung wäre, meinen Namen wieder einmal in dem Andenken meines unvergesslichen Lehrers und Freundes aufzufrischen, und ihm wieder einmal zu sagen, welche Seligkeit die Erinnerung an die ersten Jahre meiner Bildung unter seiner Leitung noch immer über mein ganzes Wesen verbreitet, und wie brennend mein Wunsch ist, ihn in diesem Leben noch einmal an mein Herz zu drücken! Warum bin ich nicht ein grosser Geburtshelfer, Staarstecher oder Krebsheiler, der einmal über Königsberg zu einem vornehmen Russen gerufen wird? — Ach ich habe leider nichts in der Welt gelernt! Die wenige Geschicklichkeit, die ich besitze, ist auf jedem Dorfe in Kamtschatka zehnfach zu haben, und darum muss ich in dem Berlin versauern und auf das Glück, Sie, ehe einer von uns die Erde verlässt, noch zu sehen, auf immer resigniren!

Um so stärkender ist mir dafür jede kleine Nachricht von Ihnen aus dem Munde eines Reisenden, jeder Gruss, den ich aus dem Briefe eines Freundes von Ihnen erhalte. Laben Sie mich doch öfter mit diesen Erquickungen und erhalten mir noch lange Ihre Gesundheit und Freundschaft.

Ihr ergebenster

Berlin, d. 25. Decbr. 1797.

Marcus Herz.

3.

An

Friedrich Nicolai

in Berlin.

1773*.

An den Buchhändler Friedr. Nicolai in Berlin.

Hochedelgeborner Herr.

Dero Geehrtes vom 27. September ist mir, zusammt dem ersten Stücke des zwanzigsten Bandes von Dero Bibliothek den 17. October zu Handen gekommen. Ich nehme die Ehre, welche Ew. Hochedelgeboren mir durch die Vorsezung meines Bildnisses vor Dero gelehrtes Journal erzeigen, mit dem ergebensten Danke auf, ob ich gleich, der ich alle Zudringlichkeit zum öffentlichen Rufe, welcher nicht eine natürliche Folge von dem Maasse des Verdienstes ist, vermeide, diese Dero gefällige Wahl, wenn es auf mich angekommen wäre, verboten haben würde. Das Bildniss ist allem Vermuthen nach von einer Copei meines Portraits, welche Herr Herz nach Berlin nahm, gemacht und daher wenig getroffen, ob zwar sehr wohl gestochen worden. Es ist mir hiermit, wie mit seiner Copei von meiner Dissertation gegangen, in welcher er zwar, da ihm die Materie derselben selbst neu war, sehr viel Geschicklichkeit gewiesen, aber so wenig Glück gehabt hat, den Sinn derselben auszudrücken, dass deren Beurtheilung, in demselben Stück der Bibliothek, sie nothwendig sehr unwich-

* Dieser Brief ist aus dem Original abgedruckt in der Hartenstein'schen Ausgabe von Kant's Werken, Bd. X, S. 493 — 94.

tig hat finden müssen. Doch meine gegenwärtige Arbeit wird sie in einem erweiterten Umfange, und, wie ich hoffe, mit besserm Erfolg in Kurzem mehr ins Licht stellen. Dero eingeschlossenen Briefe sind richtig abgegeben worden. Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeboren

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 25. October 1773.

I. Kant.

4.

A n

Hofprediger Crichton

in Königsberg.

1778*.

Von Ew. Hochehrw. darf ich mir ohne Bedenken an der Erhaltung und Beförderung einer für das Weltbeste gemachten Anstalt den grössten und mitwirkenden Antheil versprechen, sobald Sie sich von deren Nützlichkeit überzeugt haben. Das von Basedow angefangene Institut**, welches jetzt unter der völligen Direction des Hrn. Wolke steht, hat unter diesem unermüdeten und für die Reform des Educationswesens geschaffenen Manne eine neue Gestalt gewonnen, wie die neuen vom Philanthropin*** herausge-

* Dieser Brief ist bereits in dem 4ten Bande der kleinen Schriften Kant's, welcher bei Nicolovius erschien, S. 420 — 24 abgedruckt. Sch.

** Wenn gleich die Basedow'sche Idee von demselben schon am Ende von 1776 für nicht ausführbar, und sein Name für unpassend von dem damaligen Curator Campe öffentlich erklärt wurde, so fuhr doch das wenig unterrichtete Publicum fort, diese verbessernde Lehr- und Erziehungsanstalt Philanthropin und ihre Zöglinge Philanthropisten zu nennen, und so musste man auch in Dessau diese Benennung fortsetzen.

*** C. F. Wolke war seit Neujahr 1770 bis 1773 Mitarbeiter an Basedow's Elementarwerk, und erhielt von ihm das Versprechen, nach Vollendung dieses Werks ein Lehr- und Erziehungs-Institut zu befördern und dem Publicum zu empfehlen, das Wolke anlegte und allein ihm vorstehen sollte, ohne dass Basedow sich weiter eine Theilnahme daran vorbehalten wollte. Die Versuche, die Wolke als Lehrer und Erzieher seit 1770 an Basedow's Tochter Emilie, und seit Ostern 1773 bis Ostern 1774 noch an einigen andern Kindern machte, übertrafen Basedow's nicht geringe Erwartung in so hohem Grade, dass

gebenen Nachrichten, die ich zuzuschicken die Ehre haben werde, ungezweifelt zu erkennen geben. Nach dem Ab-

in ihm der feurige Wunsch aufstieg, die vorzüglichsten Methoden, die er ausüben sah, durch Anlegung eines weltbürgerlichen Instituts, vorzüglich zur Bildung besserer Lehrer und Erzieher für jedes cultivirte Volk, auf der Erde überall, und in wenigen Jahren auszubreiten. Dazu erwartete er aus jedem Lande eine Anzahl junger fähiger Leute, die, wenn sie es bedurften, ihren Unterhalt, so wie ihre völlige Ausbildung zu Verbesserern und Directoren des Schul- und Erziehungswesens, von dem Institute empfangen sollten. Zu der Errichtung einer solchen Anstalt hielt er 30000 Rthlr. für nöthig, „ein Sümmden für das grosse Publicum, und für die Grösse, Wichtigkeit und Güte der erreichbaren Absicht,“ dachte Basedow. Am Ende des Jahrs 1774 wurde die Anstalt unter dem Namen Philanthropin als vorhanden in Dessau angekündigt und eingeweiht, wenn es gleich erst werden sollte. Wenn nun Reisende zu Basedow kamen und fragten: wo ist das Philanthropin? so antwortete er: geht zu Wolke, der wird es Euch weisen, kam aber vor Neujahr 1776 nicht über dessen Schwelle. Wolke hatte bis dahin, Famulanten oder künftige Erziehungsbediente mitgerechnet, zwölf Zöglinge. Es waren bis Neujahr 1776 etwa 30 Rthlr. als Beitrag zu einem zu errichtenden Philanthropin eingegangen, aber zwei junge, zur Mitwirkung des Guten im Fache des Unterrichts und der Erziehung begeisterte Männer, Simon und Schweighäuser, waren nach Dessau gekommen, um die von Basedow gerühmten Methoden zu lernen und mitzuarbeiten. Dies gab einige Erleichterung für Wolke, der bis dahin als alleiniger Lehrer, Erzieher, Correspondent, Rechnungsführer fast unter der Menge seiner Geschäfte erlag. Basedow, unwillig über das Misstrauen und die Kargheit des Publicums, schrieb nun einen Aufsatz: an die Kosmopoliten, Etwas zu lesen, zu denken und zu thun, worin er die Schulmänner und Menschenfreunde zu einer öffentlichen Prüfung in der Mitte des Mai 1776 nach Dessau einlud, und ihnen zugleich anzeigte, dass das Philanthropin begraben werden sollte. Während dieser Aufsatz versendet und gelesen wurde, liess Basedow vier von Wolke seit Mai 1775 zur Kenntniss der lateinischen Sprache gebrachte Zöglinge in sein Haus kommen, um ein paar classische Schriftsteller mit ihnen zu lesen. Dies ist die vorzüglichste Theilnahme an dem Institut, welches von dem wenig unterrichteten Publicum das Basedow'sche genannt wurde. Nach etwa fünf Wochen trat Magister (später Professor in Halle und Königsberg) Mangelsdorf für obige vier Schüler bis zu der Prüfung im Mai an Basedow's Stelle. Über hundert Schulmänner wohnten dem Examen bei und entschieden durch ihren lauten Beifall für die Fortdauer des Instituts.

gange einiger, sonst wohlgesinnter, übrigens aber etwas schwärmender Köpfe sind alle Stellen mit ausgesuchten Schulmännern besetzt, und die neuen jetzt mehr geläuterten Ideen mit dem, was die alte Erziehungsart Nützliches hatte, in feste Verbindung gebracht. Die Welt fühlt jetziger Zeit die Nothwendigkeit der verbesserten *Erziehung* lebhaft; aber verschiedene deshalb gemachte *Versuche* wollten nicht gelingen. Die des F. von Salis, und die Bahrdt'sche haben aufgehört. Und nun steht allein das Dessauische Institut; sicherlich blos deswegen, weil es den durch keine Hindernisse abzuschreckenden, bescheidenen, und unbeschreiblich thätigen Wolke an seiner Spitze hat, der überdem die seltene Gemüthsart hat, seinem Plane ohne Eigensinn treu zu bleiben, und unter dessen Aufsicht diese Anstalt mit der Zeit die Stammutter aller guten Schulen in der Welt werden muss, wenn man ihr nur im Anfange von aussen Beistand und Aufmunterung leisten will.

Aus der Einlage werden Ew. Hochehrw. ersehen: dass, nachdem mir die letzten Stücke der pädagogischen Unterhandlung zum Vertheilen überschickt worden, von mir erwartet wird, das Publicum aufs neue, sowohl zur Fortsetzung der Pränumeration, als überhaupt zum Wohlwollen und Wohlthun gegen das Institut aufzumuntern. Ich bin auch dazu von Herzen bereit und willig; allein ich finde doch, dass der Einfluss weit grösser seyn würde, wenn Ew. Hochehrw. sich dieser Sache vorzüglich anzunehmen beliebten, und Ihren Namen und Feder zum Besten derselben verwenden wollten. Wenn Sie es erlauben, dass ich diese Hoffnung dem Institute geben darf, so wird gewiss die grösste Danksagung und freudige Annahme eines demselben so günstigen Anerbietens darauf erfolgen. Ich würde alsdann die Ehre haben, Ihnen, zu welcher Zeit es gefällig, aufzuwarten, und die Liste der bisherigen Pränumeranten einzuhändigen, auch, wenn es sonst eine Bemühung gäbe (deren es überhaupt bei diesem Geschäfte nur wenige geben kann), daran aber Ew. Hochehrw. durch

andere nothwendigere verhindert würden, so würde ich solche gerne übernehmen.

Da ich nicht zweifle, dass Ew. Hochehrw. in Ansehung dessen, was vordem an diesem Institute nicht völlig Ihren Beifall erwarb, durch die neue und schön befestigte Anordnung desselben werden befriedigt werden, und ich unter solchen Umständen Ihres theilnehmenden Eifers an einer so ausgebreitet nützlichen Anstalt gewiss bin, so besorge ich nicht, dass diese meine Zumuthung von Denselben werde übel aufgenommen werden, der ich übrigens mit der grössesten Hochachtung bin

Ew. Hochehrw.

gehorsamster Diener

Königsberg, d. 29. Juli 1778.

I. Kant.

A n

P r o f e s s o r J. E n g e l

in Berlin.

1779*.

Herrn Professor Engel in Berlin.**Wohlgeborner****Höchstzuverehrender Herr Professor**

Es ist mir so angenehm als schmeichelhaft, mit einem Manne in einige Gemeinschaft literarischer Beschäftigungen zu treten, der unter den wenigen, die bei dem übernehmenden Verfall des guten Geschmacks durch ächte Muster der Sprachreinigkeit, der Naivität und der Laune die Ehre Deutschlands noch zu erhalten suchen, sich so vortheilhaft auszeichnet.

Meine bisher in der Stille geschriebenen Arbeiten, von denen Sie mir die Ehre thun, eine so gute Meinung zu äussern, enthalten zwar Mancherlei, was, wenn ich die Annehmlichkeit der Manier abrechne, nicht unschicklich scheint, in so gute Gesellschaft, als Ihr Philosoph beisammen hat, aufgenommen zu werden. Allein eine Fortsetzung der Abhandlung von den Menschenracen scheint mir doch, theils in Ansehung meiner Absicht, theils in Absicht auf die Unterhaltung des im vorigen Stück nicht völlig befriedigten wissbegierigen Lesers, fürjetzt den Vorzug zu verdienen. Vor langweiligen Wiederholungen des von mir und Andern schon Gesagten, vor windigen Hypothesen, oder auch einer

* Dieser Brief ist gleichfalls aus der Sammlung des Herrn B. Friedländer wohlwollend hergegeben.

scholastischen Trockenheit dürfen Sie sich nicht fürchten. Der Stoff ist reichhaltig und an sich selbst populär, und da ich jetzt den Gesichtspunct, aus welchem man die Varietäten der Menschengattung betrachten muss, so deutlich zu bestimmen im Stande bin, dass dadurch in Kurzem auch in diesem Felde etwas mit Sicherheit wird ausgemacht werden können, so bekommt die Abhandlung hierdurch einige Wichtigkeit. Ueberdem werden die angehenkten Principien einer moralischen Charakteristik der verschiedenen Racen der Menschengattung den Geschmack derer, die auf das Physische nicht sonderlich merken, zu befriedigen dienen.

Die Materialien hiezu liegen zwar schon seit einiger Zeit völlig fertig, weil ich durch Zimmermann's geographische Geschichte des Menschen (den das vorige Stück hierin beurtheilte) zum weiteren Überdenken dieses Gegenstandes veranlasst wurde. Gleichwohl muss ich mir zur Einkleidung einige Frist (etwa bis Weihnachten) ausbitten; weil ich eine Arbeit nicht unterbrechen darf, die mich so lange an der Ausfertigung aller anderen Producte des Nachdenkens, die sich indessen sehr angehäuft haben, gehindert hat, und die ich gegen die Zeit zu vollenden glaube. Alsdann wird es mir eine angenehme und leichte Beschäftigung seyn, mit demjenigen herauszurücken, wovon Sie und andere meiner Freunde eine viel zu vortheilhafte Erwartung haben, welches indessen, da ich eine so lange Zeit über so mancherlei Gegenstände gebrütet habe, für meine übrige Lebenszeit Vorrath genug enthält. Wenn Sie, mein geehrtester Freund, wider das benannte Thema und den mir ausgebetenen Aufschub nichts einzuwenden haben, so werde ich Ihr Stillschweigen für eine Einwilligung in beides aufnehmen und ohne Sie mit Antworten zu bemühen mich darauf einrichten. Ich habe die Ehre, mit der grössten Hochschätzung zu seyn

Ew. Wohlgeb.

ergebenster treuer Diener

Königsberg, d. 4. Juli 1779.

I. Kant.

6.

A n

Professor Chr. Gottfr. Schütz

i n J e n a.

1785—97*.

Königsberg, d. 13. Sept. 1785.

Die lebhafte Theilnehmung an meinen geringen literarischen Bemühungen, davon Sie in der A. L. Z. so einleuchtende Proben gegeben, ingleichen die richtige Darstellung derselben, vornämlich Ihre für mich selbst belehrende treffliche Tafel der Elemente unserer Begriffe, bewegen mich zum grössten Danke und verbinden mich zugleich, in der Ausführung meines Planes, den Sie angekündigt haben, die Erwartung des Publici, welche Sie rege machten, nicht zu täuschen, worauf Sie denn auch, wie ich demüthigst hoffe, sich verlassen können.

Ich bin aber eine Recension schuldig, dazu ich mich anheischig machte. Theuerster Freund! Sie werden mich entschuldigen, dass ich daran durch eine Arbeit, zu der ich mich theils durch den Zusammenhang meines ganzen Entwurfs, theils durch die Stimmung meiner Gedanken berufen fühlte, gehindert worden. Ehe ich an die versprochene Metaphysik der Natur gehe, musste ich vorher dasjenige, was zwar eine blosser Anwendung derselben ist, aber doch einen empirischen Begriff voraussetzt, nämlich die metaphysischen Anfangsgründe der Körperlehre, sowie in einem Anhange, die der Seelenlehre abmachen; weil jene Meta-

* Diese drei Briefe sind bereits in Schütz's Leben, herausgegeben von seinem Sohne, Bd. II, S. 207 — 11 abgedruckt.

physik, wenn sie ganz gleichartig seyn soll, rein seyn muss, und dann auch, damit ich etwas zur Hand hätte, worauf, als Beispiele *in concreto*, ich mich dort beziehen, und so den Vortrag fasslich machen könnte; ohne doch das System dadurch anzuschwellen, dass ich diese mit in dasselbe zöge. Diese habe ich nun unter dem Titel: metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, in diesem Sommer fertig gemacht, und glaube, dass sie selbst dem Mathematiker nicht unwillkommen seyn werden. Sie würden diese Michaelismesse herausgekommen seyn, hätte ich nicht einen Schaden an der rechten Hand bekommen, der mich gegen das Ende am Schreiben hinderte. Das Manuscript muss also schon bis Ostern liegen bleiben.

Jetzt gehe ich ungesäumt zur völligen Ausarbeitung der Metaphysik der Sitten. Entschuldigen Sie mich ferner, werthester Freund, wenn ich nichts zur A. L. Z. innerhalb einer geraumen Zeit liefern kann. Ich bin schon ziemlich alt, und habe nicht mehr die Leichtigkeit, mich zu Arbeiten von verschiedener Art so geschwinde umzustimmen, wie ehemals. Ich muss meine Gedanken ununterbrochen zusammenhalten, wenn ich den Faden, der das ganze System verknüpft, nicht verlieren soll. Doch würde ich allenfalls den zweiten Theil von Herder's Ideen zur Recension übernehmen.

Die Betrachtungen über das Fundament der Kräfte etc. habe ich noch nicht recensirt gefunden. Der Verfasser derselben, ein Herr Geheimer Rath von Elditten auf Weckerau in Preussen hat mich gebeten, Sie um diese Gunst zu ersuchen, und wenn die Recension einigermaassen gut für ihn ausfallen kann, so haben Sie die Freiheit, auch seinen Namen zu nennen. Ich muss abbrechen, und empfehle mich Ihrer zu allem Guten mitwirkenden Freundschaft und Gewogenheit als Ihr etc.

Königsberg, d. 25. Jan. 1787.

Ein Exemplar von der zweiten Auflage meiner Kritik wird Ihnen, verehrungswürdiger Freund, Herr Grunert aus Halle hoffentlich überschickt haben; wo nicht, so wird es auf inliegendes Schreiben an ihn geschehen, welches ergebenst bitte, auf die Post zu geben.

Wenn Sie eine Recension dieser zweiten Auflage zu veranstalten nöthig finden, so bitte gar sehr, einen mir unangenehmen Fehler der Abschrift darin bemerken zu lassen, ungefähr auf folgende Art:

„In der Vorrede, S. XI. Z. 3. von unten ist ein Schreibfehler anzutreffen, da gleichseitiger Triangel statt „gleichschenkliger (Euclid. Elem. Lib. I. Prop. 5) gesetzt worden.“

Denn ob zwar aus der Ausführung des Diog. Laert., dass der letztere gemeint werde, leicht zu ersehen ist, so hat doch nicht jeder Leser den Diogenes bei der Hand.

Mein Verleger hat die Übersetzung der zweiten Edition meiner Kritik ins Lateinische bei Hrn. Prof. Born in Leipzig bestellt. Sie waren so gütig, sich dazu zu offeriren, die von ihm gefertigte Übersetzung, wenn sie Ihnen heftweise zugeschickt würde, durchzusehen, um den Styl, der vielleicht zu sehr auf die Eleganz angelegt seyn möchte, mehr der scholastischen, wenn gleich nicht so altlateinischen Richtigkeit und Bestimmtheit anzupassen. Wenn Sie noch dieselbe gütige Absicht hegen, so bitte, mich wissen zu lassen, was mein Verleger Ihnen für diese Bemühung schuldig sey; meinerseits werde Ihnen dafür die grösste Verbindlichkeit haben. Herrn Prof. Born suche ich im beiliegenden Schreiben zu eben dieser Absicht zu disponiren.

Ich habe meine Kritik der praktischen Vernunft so weit fertig, dass ich sie denke künftige Woche nach Halle zum Drucke zu schicken. Diese wird besser, als alle Controversen mit Feder und Abel (deren der erste gar keine Erkenntniss *a priori*, der andere eine, die zwischen der empirischen und einer *a priori* das Mittel halten soll, behauptet)

die Ergänzung dessen, was ich der speculativen Vernunft absprach, durch reine praktische, und die Möglichkeit derselben beweisen, und fasslich machen, welches doch der eigentliche Stein des Anstosses ist, der jene Männer nöthigt, lieber die unthunlichsten, ja gar ungereimten Wege einzuschlagen, um das speculative Vermögen bis aufs Übersinnliche ausdehnen zu können, ehe sie sich jener ihnen ganz trostlos scheinenden Sentenz der Kritik unterwürfen.

Herder's Ideen, dritten Theil, zu recensiren, wird nun wohl ein Anderer übernehmen, und sich, dass er ein Anderer sei, erklären müssen; denn mir gebricht die Zeit dazu, weil ich alsbald zur Grundlage der Kritik des Geschmacks gehen muss. Ich bin mit unwandelbarer Hochachtung und Ergebenheit etc.

Königsberg, d. 10. Juli. 1797.

Unaufgefordert von Ihnen, würdiger Mann, doch veranlasst durch Ihren an unsern gemeinschaftlichen, vortrefflichen Freund, den Herrn Hofprediger Schultz, abgelassenen Brief, ergreife ich diese Gelegenheit, Ihnen meine Freude über Ihren bessern Gesundheitszustand, als ihn das Gerücht seit geraumer Zeit verbreitet hatte, bezeugen zu können. Ein so gemeinnützig thätiger Mann muss froh und lange leben!

Der Anstoss, den Sie im gedachten Briefe an meinem neuerdings aufgestellten Begriff des „auf dingliche Art persönlichen Rechts“ nehmen, befremdet mich nicht, weil die Rechtslehre der reinen Vernunft noch mehr, wie andere Lehren der Philosophie, das: *entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda* sich zur Maxime macht. Eher möchte es Ihr Verdacht thun, dass ich, durch Wortkünstelei mich selbst täuschend, vermittelst erschlichener Principien das, wovon noch die Frage war: ob es thunlich sey, für erlaubt angenommen habe. Allein man kann im Grunde Niemandem es verdenken, dass er, bei einer Neuerung in

Lehren, deren Gründe er nicht umständlich erörtert, sondern bloß auf sie hinweist, in seinen Deutungen den Sinn des Lehrers verfehlt, und da Irrthümer sieht, wo er allenfalls nur über den Mangel der Klarheit Beschwerde führen sollte. Ich will hier nur die Einwürfe berühren, die Ihr Brief enthält, und behalte mir vor, dieses Thema mit seinen Gründen und Folgen an einem andern Orte ausführlicher vorzutragen.

1. „Sie können sich nicht überzeugen, dass der Mann das Weib zur Sache macht, sofern er ihr ehelich beiwohnt *et vice versa*. Ihnen scheint es nichts weiter als ein *mutuum adjutorium* zu seyn.“ — — Freilich wenn die Beiwohnung schon als ehelich, d. i. als gesetzlich, ob zwar nur nach dem Rechte der Natur, angenommen wird: so liegt die Befugniß dazu schon im Begriffe. Aber hier ist eben die Frage: ob eine eheliche Beiwohnung, und wodurch sie möglich sey: also muss hier bloß von der fleischlichen Beiwohnung, Vermischung und der Bedingung ihres Befugnisses geredet werden. Denn das *mutuum adjutorium* ist bloß die rechtlich nothwendige Folge aus der Ehe, deren Möglichkeit und Bedingung allererst erforscht werden soll.

2. Sagen Sie: „Kant's Theorie scheint bloß auf einer *fallacia* des Wortes Genuss zu beruhen. Freilich im eigentlichen Genusse eines Menschen, wie das Menschenfressen, würde es ihn zur Sache machen; allein die Eheleute werden doch durch den Beischlaf keine *res fungibiles*.“ Es würde sehr schwach von mir gewesen seyn, mich durch das Wort Genuss hinhalten zu lassen. Es mag immer wegfallen und dafür der Gebrauch einer unmittelbar (d. i. durch den Sinn, der hier aber ein von allen andern specifisch verschiedener Sinn ist), ich sage einer unmittelbar vernügenden Sache gesetzt werden. Beim Genusse einer solchen denkt man sich diese zugleich als verbrauchbar (*res fungibilis*,) und so ist auch in der That der wechselseitige Gebrauch der Geschlechtsorgane beider Theile unter einander beschaffen. Durch Ansteckung, Erschöpfung und Schwängerung (die mit einer tödtlichen Niederkunft ver-

bunden seyn kann) kann ein oder der andere Theil aufgerieben (verbraucht) werden, und der Appetit eines Menschenfressers ist von dem eines Freidenkers (*libertin*) in Ansehung der Benutzung des Geschlechts nur der Förmlichkeit nach unterschieden.

So weit vom Verhältnisse des Mannes zum Weibe. Das vom Vater (oder Mutter) zum Kinde ist unter den möglichen Einwürfen übergangen worden.

3. „Scheint es Ihnen eine *petitio principii* zu seyn, wenn K. das Recht des Herrn an den Diener, oder Dienstboten, als ein persönlich-dingliches (sollte heissen: auf dingliche Art [folgich blos der Form nach] persönliches) Recht beweisen will; weil man ja den Dienstboten wieder einfangen dürfe etc. Allein das sey ja eben die Frage. Woher wolle man beweisen, dass man *jure naturae* dieses thun dürfe?“

Freilich ist diese Befugniss nur die Folge und das Zeichen von dem rechtlichen Besitze, in welchem ein Mensch den andern als das Seine hat, ob dieser gleich eine Person ist. Einen Menschen aber als das Seine (des Hauswesens) zu haben, zeigt ein *jus in re (contra quemlibet hujus rei possessorem, gegen den Inhaber desselben)* an. Das Recht des Gebrauchs desselben zum häuslichen Bedarf ist analogisch einem Rechte in der Sache, weil er nicht frei ist, als Glied sich von dieser häuslichen Gesellschaft zu trennen, und daher mit Gewalt dahin zurückgeführt werden darf, welches einem verdungenen Tagelöhner, der bei der Hälfte der Arbeit (wenn er sonst nichts dem Herrn entfremdete) sich entfernt, nicht geschehen kann, nämlich ihn einzufangen, weil er nicht zu den Seinen des Hausherrn gehörte, wie Knecht und Magd, welche *integrirende* Theile des Hauswesens sind.

Jedoch das Weitere bei anderer Gelegenheit. Jetzt setze ich nichts hinzu, als, dass mir jede Nachricht von Ihrer Gesundheit, Ihrem Ruhm und Ihrem Wohlwollen gegen mich, jederzeit sehr erfreulich seyn wird.

7.

A n

Professor C. L. Reinhold.

in Jena.

1787 — 95*.

I. K a n t.

1.

Königsberg, d. 18. December 1787.

Ich habe, vortrefflicher liebenswürdiger Mann, die schönen Briefe gelesen, womit Sie meine Philosophie beehrt haben und die an mit Gründlichkeit verbundener Anmuth nichts übertreffen kann, die auch nicht ermangelt haben, in unserer Gegend alle erwünschte Wirkung zu thun. Desto mehr habe ich gewünscht, die genaue Übereinkunft Ihrer Ideen mit den meinigen und zugleich meinen Dank für das Verdienst, welches Sie um deren fassliche Darstellung haben, in irgend einem Blatte, vornämlich dem deutschen Mercur, wenigstens mit einigen Zeilen bekannt zu machen; allein ein Aufsatz in eben derselben Zeitschrift, vom jüngeren Hrn. Forster, der gegen mich, ob zwar in einer anderen Materie, gerichtet war, liess es nicht wohl zu, es auf eine andere Art zu thun, als so, dass beiderlei Absicht zugleich erreicht würde. Zu der letzteren, nämlich meine Hypothese gegen Hrn. Forster zu erläutern, konnte ich nun, theils wegen meiner Amtsarbeiten, theils wegen der öfteren Unpässlichkeiten, die dem Alter ankleben, immer nicht gelangen, und so hat sich die Sache bis jetzt verzö-

* Die 9 Briefe, welche zwischen Kant und Reinhold gewechselt sind, und des Zusammenhangs wegen auch für Reinhold vollständig geliefert werden, sind aus Reinhold's Leben, S. 127—59 entnommen.

gert, da ich mir die Freiheit nehme, Ihnen beikommenden Aufsatz* zuzusenden, mit der Bitte, ihm einen Platz im beliebten deutschen Mercur auszuwirken.

Ich bin sehr erfreut gewesen, mit Gewissheit endlich zu erfahren, dass Sie der Verfasser jener herrlichen Briefe sind. In der Ungewissheit konnte ich dem Buchdrucker Grunert in Halle, dem ich aufgab, Ihnen ein Exemplar meiner Kritik der praktischen Vernunft als ein kleines Merkmal meiner Achtung zuzuschicken, keine ganz be-

* „Über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie.“ Er ward, wie ich in der Biographie bemerkt habe, in das erste und zweite Stück des d. Mercur 1788 eingerückt. Die von Kant erläuterte Hypothese betrifft den Ursprung der Menschenracen. Über diesen Gegenstand hatte Kant einige Jahre früher, im November der Berliner Monatsschrift 1785, eine Abhandlung drucken lassen, in welcher er die Ansicht aufgestellt, dass die erblichen Eigenthümlichkeiten der Racen, deren er vier annahm, nichts Anderes seyen als Entwicklung der einem einzigen Urstamm eingepflanzten Keime und Anlagen, die sich in der Folge zweckmässig für die erste allgemeine Bevölkerung entfaltet hätten. Dagegen waren von Georg Forster, in einem an Biester, den Herausgeber der B. M., gerichteten Schreiben mehrere Einwürfe vorgebracht. Forster hatte behauptet, dass zur Erklärung jener erblichen Eigenthümlichkeiten zwei ursprüngliche Stämme nach anatomischen Gründen angenommen werden müssten, und er wollte Kanten weder den von ihm festgesetzten Unterschied zwischen Naturgeschichte und blosser Naturbeschreibung zugeben, noch die Aufstellung eines Principis im voraus, durch welches der Naturforscher im Suchen und Beobachten sich sollte leiten lassen. Nun war nach dem Urtheile Kant's die Gültigkeit des Gebrauches teleologischer Principien (da nämlich, wo nach vorhergegangener Kritik des Vermögens einer theoretisch - speculativen Nachforschung die Einsicht gewonnen ist, dass die theoretischen Erkenntnisquellen nicht zulangen) in Ansehung der metaphysischen Untersuchungen, bei einer so sehr verwickelten und schwierigen Materie, von Reinhold überraschend richtig aufgefasst; in Ansehung der Physik aber, ebenfalls zu seinem Befremden, weil er die Sache hier ganz evident geglaubt hatte, von Forster missverstanden. Daher konnte er füglich in derselben Abhandlung beide Absichten vereinigen, den letzteren zu widerlegen und den ersteren durch die öffentliche Bezeugung seiner Zufriedenheit und seines Dankes als den vollgültigen Commentator und Vertheidiger seines philosophischen Lehrgebäudes zu autorisiren.

stimmte Adresse geben, daher er mir antwortete, er habe es, meiner Anzeige nach, nicht zu bestellen gewusst. Auf inliegenden Brief, den ich für ihn auf die Post zu gehen bitte, wird er es noch thun, wenn die Exemplare noch bei ihm liegen. In diesem Büchlein werden viele Widersprüche, welche die Anhänger am Alten in meiner Kritik zu finden vermeinen, hinreichend gehoben; dagegen diejenigen, darin sie sich selbst unvermeidlich verwickeln, wenn sie ihr altes Flickwerk nicht aufgeben wollen, klar genug vor Augen gestellt.

Fahren Sie in Ihrer neuen Bahn muthig fort, theurer Mann; Ihnen kann nicht Überlegenheit an Talent und Einsicht, sondern nur Missgunst entgegen seyn, über die man allemal siegt.

Ich darf, ohne mich des Eigendünkels schuldig zu machen, wohl versichern, dass ich, je länger ich auf meiner Bahn fortgehe, desto unbesorgter werde, es könne jemals ein Widerspruch, oder sogar eine Alliance (dergleichen jetzt nicht ungewöhnlich ist) meinem System erheblichen Abbruch thun. Dies ist eine innigliche Überzeugung, die mir daher erwächst, dass ich im Fortgange zu anderen Unternehmungen nicht allein es immer mit sich selbst einstimmig befinde, sondern auch, wenn ich bisweilen die Methode der Untersuchung über einen Gegenstand nicht recht anzustellen weiss, nur nach jener allgemeinen Verzeichnung der Elemente der Erkenntniss und der dazu gehörigen Gemüthskräfte zurücksehen darf, um Aufschlüsse zu bekommen, deren ich nicht gewärtig war. So beschäftige ich mich jetzt mit der Kritik des Geschmacks, bei welcher Gelegenheit eine andre Art von Principien *a priori* entdeckt wird, als die bisherigen. Denn der Vermögen des Gemüths sind drei: Erkenntnissvermögen, Gefühl der Lust und Unlust, und Begehrungsvermögen. Für das erste habe ich in der Kritik der reinen (theoretischen), für das dritte in der Kritik der praktischen Vernunft Principien *a priori* gefunden. Ich suchte sie auch für das zweite, und, ob ich es zwar sonst für unmöglich hielt, dergleichen

zu finden, so brachte das Systematische, das die Zergliederung der vorher betrachteten Vermögen mich im menschlichen Gemüthe hatte entdecken lassen, und welches zu bewundern und, wo möglich, zu ergründen, mir noch Stoff genug für den Überrest meines Lebens an die Hand geben wird, mich doch auf diesen Weg, so dass ich jetzt drei Theile der Philosophie erkenne, deren jede ihre Principien *a priori* hat, die man abzählen und den Umfang der auf solche Art möglichen Erkenntniss sicher bestimmen kann — theoretische Philosophie, Teleologie, und praktische Philosophie, von denen freilich die mittlere als die ärmste an Bestimmungsgründen *a priori* befunden wird. Ich hoffe gegen Ostern mit dieser, unter dem Titel der Kritik des Geschmacks*, im Mscpt., obgleich nicht im Drucke fertig zu seyn.

Ihrem verehrungswürdigen Hrn. Schwiegervater bitte ich, neben der grössten Empfehlung, zugleich meinen innigsten Dank für das mannigfaltige Vergnügen zu sagen, das mir seine unnachahmlichen Schriften gemacht haben.

Wenn es Ihre Zeit erlaubt, darf ich denn wohl bitten, mir bisweilen einige Neuigkeiten aus der Gelehrten-Welt, von der wir hier ziemlich entfernt wohnen, zu berichten. Diese hat so gut ihre Kriege, ihre Alliancen, ihre geheimen Intriguen etc., als die politische. Ich kann und mag zwar das Spiel nicht mit machen, allein es unterhält doch, und

* Da die transscendentale Untersuchung des Geschmacks den wichtigeren Theil in dem Werke ausmacht, welches Kant hier bezeichnet, in der 1790 zuerst herausgegebenen Kritik der Urtheilskraft, so kann es uns nicht auffallen, dass Kant während der Bearbeitung jenen specielleren Titel zu wählen gedachte. Er sagt auch selbst in der Vorrede zur Kritik d. U., dass die Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust, welche den ästhetischen, den auf das Schöne und Erhabene in der Natur und Kunst gerichteten, Beurtheilungen angehört, das eigentlich Räthselhafte in dem Princip der Urtheilskraft sey, welches eine besondre Abtheilung in der Kritik für dieses Vermögen nothwendig mache, hingegen hätte die Abhandlung über die logische Beurtheilung der Natur nach Begriffen der Zweckmässigkeit (der zweite Abschnitt der K. d. U.) auch wohl der Kritik der reinen Vernunft angehängt werden können.

gibt bisweilen eine nützliche Richtung, davon etwas zu wissen.

Und nun wünsche ich herzlich, dass der Empfang dieses Briefes diejenige Neigung und Freundschaft gegen mich in Ihnen wecke, welche Ihre von der Trefflichkeit des Talents sowohl als des Herzens zeugenden Briefe, womit Sie mich so sehr als das Publicum verpflichteten, auch unbekannt in mir gewirkt haben, und bin mit der vollkommensten Hochachtung u. s. w.

2.

Königsberg, d. 7. März 1788.

Nehmen Sie, theuerster Mann, meinen wärmsten Dank für die Bemühungen und sogar Verfolgungen an, die Sie für eine Sache übernehmen, zu deren Bearbeitung ich vielleicht den ersten Anlass gab, welche ihre Vollendung aber, ihre Aufhellung und Verbreitung von jüngeren, so geistvollen, zugleich aber auch so redlich gesinnten Männern, als sie in Ihrer Person angetroffen hat, erwarten muss. Es ist so was Einleuchtendes und Beliebtes, zugleich im Zusammenhange mit grossen Anwendungen Durchgedachtes, in Ihrer Darstellungsart, dass ich mich auf Ihre Einleitung* in die Kritik zum voraus freue. Herr Ulrich**

* Unter diesem Namen hatte Reinhold von seinem Plane der Theorie des Vorstellungsvermögens, mit dessen Ausführung er damals beschäftigt war, Kant die erste Nachricht gegeben. Etwas später ward die Schrift, als unter Reinhold's Feder befindlich, mit dem Titel einer allgemeinen Theorie des Erkenntnissvermögens dem Publicum angekündigt (im Juniusstücke des d. Mercur 1788), deren Zweck sey, die beträchtlichsten unter den bisher gegen die Kritik der reinen Vernunft vorgebrachten Einwürfen ohne Polemik aufzulösen und dem Missverständnisse der Principien, als der gemeinschaftlichen Quelle derselben, in einem leicht verständlichen Vortrage zuvorzukommen.

** Johann August Heinrich Ulrich, dessen College Reinhold seit einem halben Jahre war. Vermuthlich hatte Reinhold in seinem letzten Schreiben an Kant einen Punct berührt, über den sich folgende Äusserung in einem

arbeitet durch seine Oppositionsgeschäftigkeit wider seine eigene Reputation; wie denn seine letztere Ankündigung eines mit den alten gewöhnlichen Sophistereien aufgestützten Naturmechanismus unter dem leeren Namen von Freiheit, seinen Anhang gewiss nicht vergrössern wird. Überhaupt ist es belehrend, wenigstens für diejenigen, die sich nicht gern in Controversen einlassen, beruhigend, zu sehen, wie die, welche die Kritik verwerfen, sich in der Art, wie es besser zu machen sey, gar nicht einigen können, und man hat nur nöthig, ruhig zuzusehen und allenfalls nur auf die Hauptmomente des Missverständes gelegentlich Rücksicht zu nehmen, übrigens aber seinen Weg unverändert fortzusetzen, um zu hoffen, dass sich nach und nach Alles in das rechte Gleis bequemen werde. Des Hrn. Prof. Jakob Anschlag*, ein zu diesen Prüfungen bestimmtes Journal zu Stande zu bringen, dünkt mich ein glücklicher Einfall zu seyn; wenn man zuvor, wegen der dabei anzu-

viel später von Kiel aus geschriebenen Briefe Reinhold's an einen Freund findet: „Als ich in Jena lebte, warnte einer meiner dortigen Collegen in seinen Vorlesungen seine Zuhörer gegen meine Lehre, berichtigte in ihnen und widerlegte jeden meiner Versuche, verunglimpfte mich auch wohl gelegentlich. Dagegen beobachtete ich das strengste Stillschweigen über den Mann und über seine Lehre, nicht nur, weil ich mir erwiesenes Unrecht nicht mit Unrecht erwidern wollte, sondern auch weil ich es für unzweckmässig und unanständig hielt, einen Lehrer und Bearbeiter meiner Wissenschaft vor den Richterstuhl der Lernenden und Anfänger vorzufordern.“ — Kant zielt auf die kleine Schrift, *Eleutheriologie* oder über Freiheit und Nothwendigkeit, welche von Ulrich 1788 in Jena herausgegeben worden zum Gebrauche seiner Vorlesungen in den Michaelisferien, mit einer Dedication an „die Lieblinge seiner Seele“, an seine Zuhörer. Ulrich tritt in ihr als Gegner der Kant'schen Theorie der Freiheit auf, und erklärt letztere unter andern durch die Verbesserlichkeit unsrer praktischen Erkenntnisse, welche selbst wieder von tausenderlei Umständen abhänge, die in der gesammten Verknüpfung der physischen Ursachen liegen; indem er von der Grundansicht ausgeht, dass alle menschlichen Kraftäusserungen durch eine durchgängige Naturnothwendigkeit bestimmt sind.

* Dieser Plan kam bekanntlich erst sieben Jahre später durch die Herausgabe der *Annalen der Philosophie und des philosophischen*

stellenden ersten Arbeiter, hinlänglich Abrede genommen haben würde. Denn, ohne hierbei einmal die Behauptung, oder deutlichere Bestimmung des vorliegenden Systems, zur eigentlichen Absicht zu machen, so wäre dieses eine noch nicht gesehene Veranlassung, nach einem regelmässigen Plane die streitigsten Punkte der ganzen speculativen Philosophie, sammt der praktischen, in ihren Principien durch und durch zu prüfen, wozu sich mit der Zeit manche im Stillen denkenden Köpfe gesellen würden, die sich nicht in weitläufige Arbeiten einlassen wollen und in kurzen Aufsätzen (die aber freilich meist lauter Kern und nicht so viel Schale seyn müssten) ihre Gedanken mitzutheilen sich nicht weigern würden. Vor der Hand würde ich Hrn. Prof. Bering in Marburg, auch allenfalls unsern Hofprediger Schultz zu Mitarbeitern vorschlagen. Persönlichkeiten müssten ganz wegfallen und Männern, die, wenngleich ein wenig excentrisch, doch von anerkannter und bewährter Bedeutung sind, wie Schlossern und Jacobi, müsste daselbst auch ein Platz offen gelassen werden. Doch davon künftig ein Mehreres.

Ich bin dieses Sommersemestre sehr durch ungewohnte Arbeit, nämlich das Rectorat der Universität (welches, zusammen mit dem Decanat der philosoph. Facultät, mich in drei Jahren hinter einander zweimal getroffen hat) belästigt. Deswegen ungeachtet hoffe ich doch, meine Kritik des Geschmacks um Michael zu liefern und so mein kritisches Geschäft vollenden zu können. — Für die Bemühung, die Sie sich um meine im d. Mercur eingerückte ziemlich nüchterne Abhandlung gegeben haben, danke ich auf das verbindlichste; sie ist mit mehr Correctheit gedruckt, als sie verdient hat. Ihrem verehrungswürdigen Hrn. Schwiegervater, dessen Geist noch immer mit jugendlicher Lebhaftigkeit wirksam

Geistes zur Ausführung, als die Kant'sche Schule sich in Parteien gespalten hatte, die vor dem Erscheinen der Theorie des Vorstellungsvermögens nicht geahnet wurden, und als Reinhold's Elementarlehre gerade von den Kantianern der stricten Observanz die heftigsten Angriffe erlitt.

ist, bitte ich meine höchste Hochachtung und Ergebenheit zu versichern und mich jederzeit anzusehen als ganz den Ihrigen.

3.

Königsberg, d. 12. Mai 1789.

Den innigsten Dank, mein höchstschätzbarer und geliebtester Freund, für die Eröffnung Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich, die mir sammt Ihrem schönen Geschenk den Tag nach meinem Geburtstage richtig zu Händen gekommen ist! Das vom Hrn. Löwe, einem jüdischen Maler, ohne meine Einwilligung ausgefertigte Portrait* soll, wie meine Freunde sagen, zwar einen Grad Ähnlichkeit mit mir haben, aber ein guter Kenner von Malereien sagte beim ersten Anblick: „ein Jude malt immer wiederum einen Juden, wovon er den Zug an die Nase setzt.“ Doch hievon genug.

Mein Urtheil über Eberhard's neue Angriffe konnte ich Ihnen nicht früher zusenden, weil in unserem Laden nicht einmal alle drei erste Stücke seines Magazins zu haben waren und diese von mir nur im Publico haben aufgefunden werden können, welches die Beantwortung verspätet hat. — Dass Hr. Eberhard, wie mehrere Andere, mich nicht verstanden habe, ist das Mindeste, was man sagen kann (denn da könnte doch noch einige Schuld auf mir haften); aber dass er es sich auch recht angelegen seyn lassen, mich nicht zu verstehen und unverständlich zu machen, können zum Theil folgende Bemerkungen darthun.

Im ersten Stück des Magazins tritt er wie ein Mann auf, der sich seines Gewichts im philosophischen Publicum

* Reinhold hatte im März dieses Jahres einen Kupferstich durch Wieland erhalten, der nach dem hier erwähnten Gemälde gefertigt war, und als er bald hierauf an Kant ein Glückwünschungsschreiben zu dessen Geburtstage (zum zwei und zwanzigsten April) ergehen liess, ihm seine Freude über den Besitz desselben ausgesprochen.

bewusst ist, spricht von durch die Kritik bewirkten Sensationen, von sanguinischen Hoffnungen, die doch noch wären übertroffen worden, von einer Betäubung, in die Viele versetzt worden und von der sich Manche noch nicht erholen könnten (wie ein Mann, der fürs Theater, oder die Toilette schreibt, von seinem Nebenbuhler), und als einer, der satt ist, dem Spiele länger zuzusehen, entschliesst er sich, demselben ein Ende zu machen. Ich wünschte, dass dieser übermüthige Charletanston ihm ein wenig vorgerückt würde. Die drei ersten Stücke des Magazins machen für sich schon so ziemlich ein Ganzes aus, von welchem das dritte, von S. 307 an, den Hauptpunct meiner Einleitung in die Kritik angreift und S. 317 triumphirend schliesst: „So hätten wir also bereits etc.“ — Ich kann nicht unterlassen, hierüber einige Anmerkungen zu machen, damit derjenige, welcher sich bemühen will, ihn zurecht zu weisen, die Hinterlist übersehe, womit dieser in keinem Stücke aufrichtige Mann Alles, sowohl worin er selbst schwach, als wo sein Gegner stark ist, in ein zweideutiges Licht zu stellen aus dem Grunde versteht. Ich werde nur die Pagina der Stellen und den Anfang der letzteren mit einigen Worten anführen und bitte, das Übrige selbst nachzusehen. Die Widerlegung der einzigen 4ten Nummer des 3ten Stücks kann schon den ganzen Mann, seiner Einsicht sowohl als Charakter nach, kennbar machen. Meine Anmerkungen werden hauptsächlich S. 314 bis 319 gehen.

S. 314 — 15 heisst es: „Demnach wäre der Unterschied etc.“ bis: „wenn wir uns etwas Bestimmtes dabei denken sollen.“

Seine Erklärung eines synthetischen Urtheils *a priori* ist ein blosses Blendwerk, nämlich platte Tautologie. Denn in dem Ausdrücke eines Urtheils *a priori* liegt schon, dass das Prädicat desselben nothwendig sey. In dem Ausdrücke synthetisch, dass es nicht das Wesen, noch ein wesentliches Stück des Begriffs, welches dem Urtheile zum Subjecte dient, sey; denn sonst wäre es mit diesem identisch

und das Urtheil also nicht synthetisch. Was nun nothwendig mit einem Begriffe als verbunden gedacht wird, aber nicht durch die Identität, das wird durch das, was im Wesentlichen des Begriffes liegt, als etwas Anderes, d. i. als durch einen Grund, damit nothwendig verbunden gedacht; denn es ist einerlei zu sagen: das Prädicat wird nicht im Wesentlichen des Begriffes und doch durch dasselbe nothwendig gedacht, oder es ist in demselben (dem Wesen) gegründet, das heisst: es muss als Attribut des Subjects gedacht werden. Also ist jene vorgespiegelte grosse Entdeckung nichts weiter als eine schale Tautologie, wo, indem man die technischen Ausdrücke der Logik den wirklichen darunter gemeinten Begriffen unterschiebt, man das Blendwerk macht, als habe man wirklich einen Erklärungsgrund angegeben.

Aber diese vorgebliche Entdeckung hat noch den zweiten unverzeihlichen Fehler, dass sie, als angebliche Definition, sich nicht umkehren lässt. Denn ich kann allenfalls wohl sagen: Alle synthetische Urtheile sind solche, deren Prädicate Attribute des Subjects sind, aber nicht umgekehrt: ein jedes Urtheil, das ein Attribut von seinem Subject ausdrückt, ist ein synthetisches Urtheil *a priori*; denn es gibt auch analytische Attribute. Vom Begriffe eines Körpers ist Ausdehnung ein wesentliches Stück; denn es ist ein primitives Merkmal desselben, welches aus keinem anderen inneren Merkmal desselben abgeleitet werden kann. Die Theilbarkeit aber gehört zwar auch als nothwendiges Prädicat zum Begriffe eines Körpers, aber nur als ein solches subalternes, welches von jenem (Ausgedehntseyn) abgeleitet ist; ist also ein Attribut von Körper. Nun wird die Theilbarkeit nach dem Satze der Identität aus dem Begriffe des Ausgedehnten (als Zusammengesetzten) abgeleitet und das Urtheil, ein jeder Körper ist theilbar, ist ein Urtheil *a priori*, welches ein Attribut von einem Dinge zum Prädicat desselben (als Subjects) hat, und demnach kein synthetisches Urtheil; mithin ist die Eigenthümlichkeit des Prädicats in einem Urtheile, da es Attribut ist, ganz und

gar nicht tauglich dazu, synthetische Urtheile *a priori* von analytischen zu unterscheiden.

Alle dergleichen anfängliche Verirrungen, nachher vorsätzliche Blendwerke, gründen sich darauf, dass das logische Verhältniss von Grund und Folge mit dem realen verwechselt wird. Grund ist (im Allgemeinen) das, wodurch etwas Anderes (Verschiedenes) bestimmt gesetzt wird (*quo posito determinate ponitur aliud*). Folge (*rationatum*) ist, *quod non ponitur nisi posito alio*. Der Ausdruck *determinate* muss niemals in der Definition des Grundes mangeln. Denn auch die Folge ist etwas, wodurch, wenn ich es setze, ich zugleich etwas Anderes als gesetzt denken muss, nämlich sie gehört immer zu irgend Etwas als einem Grunde. Aber wenn ich Etwas als Folge denke, so setze ich nur irgend einen Grund, unbestimmt welchen. (Daher den hypothetischen Urtheilen die Regel zum Grunde liegt: *a positione consequentis ad positionem antecedentis non valet consequentia*.) Dagegen wenn der Grund gesetzt wird, die Folge bestimmt wird.

Der Grund muss also immer etwas Anderes als die Folge seyn, und wer zum Grunde nichts Anderes, als die gegebene Folge selbst anführen kann, gesteht, er wisse (oder die Sache habe) keinen Grund! Nun ist diese Verschiedenheit entweder bloß logisch (in der Vorstellungsart), oder real (in dem Objecte selbst). Der Begriff des Ausgedehnten ist von dem Begriffe des Theilbaren logisch verschieden; denn jener enthält zwar diesen, aber noch mehr dazu. In der Sache selbst aber ist doch Identität zwischen beiden; denn die Theilbarkeit liegt doch wirklich in dem Begriffe der Ausdehnung. Nun ist der reale Unterschied gerade derjenige, den man zum synthetischen Urtheile fodert. Die Logik, wenn sie sagt, dass alle (assertorische) Urtheile einen Grund haben müssen, bekümmert sich um diesen Unterschied gar nicht und abstrahirt von ihm, weil er auf den Inhalt der Erkenntniss geht. Wenn man aber sagt: ein jedes Ding hat seinen Grund, so meint man allemal darunter den Realgrund.

Wenn nun Eberhard für die synthetischen Sätze überhaupt den Satz des zureichenden Grundes als Princip nimmt, so kann er keinen andern, als den logischen Grundsatz, verstehen, der aber auch analytische Gründe zulässt und allerdings aus dem Satze des Widerspruchs abgeleitet werden kann; wobei es aber eine grobe von ihm begangene Ungereimtheit ist, seine sogenannten nicht-identischen Urtheile auf den Satz des zureichenden Grundes, der doch nach seinem Geständniss selbst nur eine Folge vom Satze des Widerspruchs sey (welcher schlechterdings nur identische Urtheile begründen kann), als ihr Princip zurückzuführen.

Nebenbei merke ich nur an (um in der Folge auf Eberhard's Verfahren besser aufmerken zu können), dass der Realgrund wiederum zwiefach sey, entweder der formale (der Anschauung der Objecte), wie z. B. die Seiten des Triangels den Grund der Winkel enthalten, oder der materiale (der Existenz der Dinge), welcher letztere macht, dass das, was ihn enthält, Ursache genannt wird. Denn es ist sehr gewöhnlich, dass die Taschenspieler der Metaphysik, ehe man sich's versieht, die Volte machen und vom logischen Grundsatz des zureichenden Grundes zum transsc. der Causalität überspringen und den letzteren als im ersteren schon enthalten annehmen. Das *nihil est sine ratione*, welches eben so viel sagt, als Alles existirt nur als Folge, ist an sich absurd: aber sie wissen diese Deutung zu übergehen. Wie denn überhaupt das ganze Capitel vom Wesen, Attribute etc. schlechterdings nicht in die Metaphysik (wohin es Baumgarten mit mehreren Andern gebracht hat), sondern blos für die Logik gehört. Denn das logische Wesen, nämlich das, was die ersten *constitutiva* eines gegebenen Begriffs ausmacht, ingleichen die Attribute, als *rationata logica* dieses Wesens, kann ich durch die Zergliederung meines Begriffs in alles das, was ich darin denke, leicht finden: aber das Realwesen (die Natur), d. i. den ersten inneren Grund alles dessen, was einem gegebenen Dinge nothwendig zukommt, kann der

Mensch von gar keinem Objecte erkennen. Z. B. Von dem Begriffe der Materie machen Ausdehnung und Undurchdringlichkeit das ganze logische Wesen aus, nämlich Alles, was nothwendiger Weise und primitiv in meinem und jedes Menschen Begriffe davon enthalten ist. Aber das Realwesen der Materie, den ersten inneren hinreichenden Grund alles dessen, was nothwendig der Materie zukommt, zu erkennen, übersteigt bei weitem alles menschliche Vermögen und, ohne einmal auf das Wesen des Wassers, der Erde und jedes andern empirischen Objects zu sehen, so ist selbst das Realwesen von Raum und Zeit und der erste Grund, warum jenem drei, dieser nur Eine Abmessung zukomme, uns unerforschlich; eben darum, weil das logische Wesen analytisch, das Realwesen synthetisch und *a priori* erkannt werden soll, da dann ein Grund der Hypothesis der erste seyn muss, wobei wir wenigstens stehen bleiben müssen.

Dass die mathematischen Urtheile nichts als synthetische Attribute geben, kommt nicht daher, weil alle synthetische Urtheile *a priori* es blos mit Attributen zu thun haben, sondern weil Mathematik nicht anders als synthetisch und *a priori* urtheilen kann. S. 314, wo Eberhard dergleichen Urtheile zum Beispiele anführt, sagt er wohlbedächtig: „Ob es dergleichen auch ausser der Mathematik gebe, mag vor der Hand ausgesetzt bleiben.“ Warum gab er unter den verschiedenen, die in der Metaphysik angetroffen werden, nicht wenigstens eins zur Vergleichung? Es muss ihm schwer geworden seyn, ein solches aufzufinden, was diese Vergleichung aushielte. Aber S. 319 wagt er es mit folgendem, von welchem er sagt, es ist augenscheinlich ein synthetischer Satz; aber er ist augenscheinlich analytisch und das Beispiel ist verunglückt. Es heisst: alles Nothwendige ist ewig; alle nothwendige Wahrheiten sind ewige Wahrheiten. Denn was das letztere Urtheil betrifft, so will es nichts weiter sagen, als: nothwendige Wahrheit ist auf keine zufällige Bedingungen (also auch nicht auf irgend eine Stelle in der Zeit) eingeschränkt;

welches mit dem Begriffe der Nothwendigkeit identisch ist und einen analytischen Satz ausmacht. Wollte er aber sagen, die nothwendige Wahrheit existirt wirklich zu aller Zeit, so ist das eine Ungereimtheit, die man ihm nicht zumuthen kann. Den ersten Satz konnte er eben um deswillen nicht von der Existenz eines Dinges zu aller Zeit verstehen, sonst hätte der zweite damit gar keine Verbindung. (Anfänglich glaubte ich, die Ausdrücke: ewige Wahrheiten und im Gegensatze Zeitwahrheiten wären nur ein, obzwar in einer transscendentalen Kritik sehr unschickliches, Geziere oder Affectation mit tropischen Benennungen. Jetzt scheint es, Eberhard habe sie im eigentlichen Sinne genommen.)

S. 318 — 19 heisst es; „Hr. K. scheint blos die nicht nothwendigen Wahrheiten etc.“ — bis: „nur die Erfahrungsurtheile nothwendig.“ Hier ist nun ein so grober Missverstand, oder vielmehr eine vorsätzliche Unterschiebung einer falschen Vorstellungsart für die meinige, dass man sich schon zum voraus einen Begriff davon machen kann, wie genuin das Folgende ausfallen werde.

Es wird mehrmalen von den Gegnern gesagt: die Unterscheidung synthetischer Urtheile von analytischen sey sonst schon bekannt gewesen. Mag es doch! Allein, dass man die Wichtigkeit derselben nicht einsahe, kam daher, weil man alle Urtheile *a priori* zu der letzteren Art und blos die Erfahrungsurtheile zu den ersteren gerechnet zu haben scheint; dadurch denn aller Nutzen verschwand.

Und nun zum Schlusse. Hr. Eberhard sagt S. 316: „Man sucht vergebens bei Kant, was das Princip synthetischer Urtheile sey.“ Allein dieses Princip ist durch die ganze Kritik d. r. V. vom Cap.: „Vom Schematism der Urtheilskraft“ an, ganz unzweideutig angegeben, obgleich nicht in einer besonderen Formel aufgestellt. Es heisst: Alle synthetische Urtheile des theoretischen Erkenntnisses sind nur durch die Beziehung des gegebenen Begriffs auf eine Anschauung möglich. Ist das synthetische Urtheil ein Erfahrungsurtheil, so muss empirische Anschauung, ist

es aber ein Urtheil *a priori*, so muss ihm reine Anschauung zum Grunde gelegt werden. Diese letztere muss allen synthetischen Urtheilen *a priori* zum Grunde gelegt werden. Da es nun unmöglich ist (für uns Menschen), reine Anschauung zu haben (da kein Object gegeben ist), wenn sie nicht blos in der Form des Subjects und seiner Vorstellungsreceptivität, der Fähigkeit, von Gegenständen afficirt zu werden, besteht, so kann die Wirklichkeit synthetischer Sätze *a priori* schon an sich hinreichend seyn, zu beweisen, dass sie nur auf Gegenstände der Sinne, und nicht weiter als auf Erscheinungen gehen können, ohne dass wir noch wissen dürfen, dass Raum und Zeit jene Formen der Sinnlichkeit und die Begriffe *a priori*, denen wir diese Anschauungen unterlegen, um synthetische Sätze *a priori* zu haben, Kategorien sind. Sind wir aber im Besitz der letztern und ihres Ursprungs, blos aus der Form des Denkens, so werden wir überzeugt, dass sie für sich allein zwar gar kein Erkenntniss und, mit jenen Anschauungen, kein übersinnliches theoretisches Erkenntniss liefern, dass sie aber doch, ohne aus ihrem Kreise zu gehen, zu Ideen in praktischer Absicht gebraucht werden können, eben darum, weil die Begrenzung unseres Vermögens, unseren Begriffen objective Realität zu geben, weder die Grenze der Möglichkeit der Dinge ausmachen kann, noch auch des Gebrauchs der Kategorien als der Begriffe von Dingen überhaupt, in Ansehung des Übersinnlichen, welches wirklich-gegebene praktische Ideen der Vernunft begründen. Und so hat jenes Princip synthetischer Urtheile *a priori* eine unendlich grössere Fruchtbarkeit als das nichts bestimmende Princip des zureichenden Grundes, welches in seiner Allgemeinheit betrachtet blos logisch ist.

*

*

*

Dies sind nun, würdiger Freund, meine Anmerkungen zu dem 3ten Stück des Eberh. Magazins, welche ich gänzlich Ihrem beliebigen Gebrauche überlasse. Die Delica-

tesse, die Sie sich bei Ihrer vorhabenden Arbeit * vorsetzen und die Ihrem bescheidenen Charakter so gemäss ist, könnte indessen gegen diesen Mann nicht allein unverdient, sondern auch nachtheilig seyn, wenn sie zu weit getrieben würde. Ich werde Ihnen nächstens den Nachtrag meiner Anmerkungen, das 2. Stück betreffend, zuzuschicken die Ehre haben, wo Sie eine wirkliche hämische Bosheit, doch zugleich mit Verachtung seiner Unwissenheit, aufgedeckt sehen werden und dass er jede Gelindigkeit als Schwäche vorzustellen geneigt ist, mithin nicht anders als so, dass ihm Ungereimtheit und Verdrehungen, als solche, vorge- rückt werden, in Schranken gehalten werden könne. Ich wünschte, dass Sie sich obiger Anmerkungen insgesamt als Ihres Eigenthums bedienen möchten, denn sie sind auch nur Winke, an dasjenige zu erinnern, was Ihr fleissiges Studium über diese Materien Sie schon vorlängst gelehrt hat. Indessen gebe ich Ihnen hiemit zugleich völlige Frei-

* Kant hat hier jene Absicht Reinhold's im Sinne, ohne Polemik die Gegner der Vernunftkritik zu widerlegen. Nun wünschte er damals, wie man sieht, dass Reinhold, zu dessen Darstellungsgabe er ein so grosses Vertrauen hegte, auf eine directe Weise die Eberhard'schen Angriffe zurück- wiese, und er glaubte, für diese Unternehmung ihn sowohl mit Materialien unterstützen, als ihm die erforderliche, der Individualität Reinhold's so wenig zusagende, Schärfe und Strenge des Tones anempfehlen zu müssen. Da Reinhold diesem Wunsche nicht entsprach, so liess Kant durch die zu Ende des folgenden Briefes angedeuteten Rücksichten sich nicht abhalten, persönlich wider seinen Gegner im Felde zu erscheinen, und verfasste die 1792 zu Königsberg herausgegebene Streitschrift: „über eine Entdek- kung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll.“ — Dessenun- geachtet schienen mir die wichtigeren unter den für Reinhold geschriebenen Bemerkungen der Mittheilung würdig, theils weil es auch den Kennern der Fehde, die von den Vertheidigern der Leibnitzisch-Wolfischen Philosophie, und zwar vornämlich von dem Herausgeber des philosophischen Maga- zines, gegen die Kritische geführt wurde, nicht uninteressant seyn dürfte, hier die ersten Züge des Entwurfes zu jener polemischen Schrift Kant's zu erblicken, theils weil sie für manche der übrigen Leser als Erläuterungen Kant'scher Lehrbegriffe aus der eignen Feder des Meisters einen Werth haben möchten.

heit, auch meinen Namen hinzuzusetzen, wenn und wo es Ihnen gefällig ist.

Für Ihre schöne Schrift*, die ich noch nicht ganz durchzulesen die Zeit habe gewinnen können, sage ich den ergebensten Dank und bin sehr begierig auf Ihre Theorie des Vorstellungsvermögens, mit welcher sich meine Kritik der Urtheilskraft (von der die Kritik des Geschmacks ein Theil ist) auf derselben Michael-Messe zusammenfinden wird. An die Herren Schütz, Hufeland und Ihren würdigen Hrn. Schwiegervater meine ergebenste Empfehlung.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und wahrer Freundschaft etc.

4.

d. 19. Mai 1789.

Ich füge zu meinen, den 12. Mai überschickten, Bemerkungen, werthester Freund, noch diejenigen hinzu, welche die zwei ersten Stücke des phil. Magazins betreffen.

* * *

S. 156. „Das heisst nichts Anders als etc.“ Hier redet er von nothwendigen Gesetzen etc., ohne zu bemerken, dass in der Kritik eben die Aufgabe ist, zu zeigen, welche Gesetze die objectiv nothwendigen sind und wodurch man berechtigt ist, „sie, als von der Natur der Dinge geltend, anzunehmen,“ d. i. wie sie synthetisch und doch *a priori* möglich sind; denn sonst ist man in Gefahr, mit Crusius, dessen Sprache Eberhard an dieser Stelle führt, eine bloß subjective Nothwendigkeit aus Gewohnheit oder Unvermögen, sich einen Gegenstand auf andre Art fasslich zu machen, für objectiv zu halten.

* Ein von Reinhold ihm zugleich mit dem Geburtatagsschreiben übersandtes Exemplar der vor kurzem im d. Mercur erschienenen und aus ihm besonders abgedruckten Abhandlung über die bisherigen Schicksale der Kant'schen Philosophie.

S. 157—58. „Ich meines geringen Theils etc.“ Hier könnte man wohl fragen wie ein fremder Gelehrter, dem man den Hörsaal der Sorbonne mit dem Beisatz zeigte: Hier ist seit 300 Jahren disputirt worden: „Was hat man denn ausgemacht?“

S. 158. „Wir können an ihrer Erweiterung immer fortarbeiten — ohne uns — einzulassen. Auf die Art etc.“ Hier muss man ihn nun festhalten. Denn seine Declaration betrifft einen wichtigen Punct, nämlich ob Kritik d. V. vor der Metaph. vorhergehen müsse, oder nicht, und von S. 157 bis 159 beweist er seine verwirrte Idee von dem, warum es in der Kritik zu thun ist, zugleich aber auch seine Unwissenheit, da wo er mit Gelehrsamkeit paradiren will, so sehr, dass auch nur an dieser Stelle allein das Blendwerk, was er in Zukunft machen will, aufgedeckt wird. Er redet S. 157 von metaphysischer (im Anfange des Abschnitts von transscendentaler) Wahrheit und dem Beweise derselben, im Gegensatze mit der logischen Wahrheit und ihrem Beweise. Aber alle Wahrheit eines Urtheils, sofern sie auf objectiven Gründen beruht, ist logisch, das Urtheil selbst mag zur Physik, oder Metaphysik gehören. Man pflegt die logische Wahrheit der ästhetischen (die für die Dichter ist), z. B. den Himmel als ein Gewölbe und den Sonnenuntergang als Eintauchung ins Meer vorzustellen, entgegensetzen. Zu der letztern erfordert man nur, dass das Urtheil den allen Menschen gewöhnlichen Schein, mithin Ubereinstimmung mit subjectiven Bedingungen zu urtheilen, zum Grunde habe. Wo aber lediglich von objectiven Bestimmungsgründen des Urtheils die Rede ist, da hat noch Niemand zwischen geometrischer, physischer, oder metaphysischer — und logischer Wahrheit einen Unterschied gemacht.

Nun sagt er S. 158: „Wir können (an ihrer Erweiterung) immer fortarbeiten etc., ohne uns auf die transsc. Gültigkeit dieser Wahrheiten vor der Hand einzulassen.“ (Vorher S. 157 hatte er gesagt, das Recht auf die logische Wahrheit würde jetzt bezweifelt, und nun spricht er S. 158,

dass auf die transscend. Wahrheit (vermuthlich eben dieselbe, die er bezweifelt nennt) vor der Hand nicht nöthig sey sich einzulassen. Von der Stelle S. 158 an „Auf diese Art haben selbst die Mathematiker die Zeichnung ganzer Wissenschaften vollendet, ohne von der Realität des Gegenstandes derselben mit einem Worte Erwähnung zu thun u. s. w.“ zeigt er die grösste Unwissenheit, nicht blos in seiner vorgeblichen Mathematik, sondern auch die gänzliche Verkehrtheit im Begriffe von dem, was die Kritik d. V. in Ansehung der Anschauung fodert, dadurch den Begriffen allein objective Realität gesichert werden kann. Daher muss man bei diesen, von ihm selbst angeführten, Beispielen etwas verweilen.

Hr. Eborhard will sich von der allem Dogmatism so lästigen, aber gleichwohl unnachlasslichen Foderung, keinem Begriffe den Anspruch auf den Rang von Erkenntnissen einzuräumen, wofern seine objective Realität nicht dadurch erhellt, dass der Gegenstand in einer, jenem correspondirenden, Anschauung dargestellt werden kann, dadurch losmachen, dass er sich auf Mathematiker beruft, die nicht mit einem Worte von der Realität des Gegenstandes ihrer Begriffe Erwähnung gethan haben sollen und doch die Zeichnung ganzer Wissenschaften vollendet hätten; eine unglücklichere Wahl von Beispielen zur Rechtfertigung seines Verfahrens hätte er nicht treffen können. Denn es ist gerade umgekehrt: sie können nicht den mindesten Ausspruch über irgend einen Gegenstand thun, ohne ihn (oder, wenn es blos um Grössen ohne Qualität, wie in der Algebra, zu thun ist, die unter angenommenen Zeichen gedachten Grössenverhältnisse) in der Anschauung darzulegen. Er hat, wie es überhaupt seine Gewohnheit ist, anstatt der Sache selbst durch eigene Untersuchung nachzugehen, Bücher durchgeblättert, die er nicht verstand, und in Borelli, dem Herausgeber der *Conic. Apollonii* eine Stelle „*Subtilitatem enim — — — delineandi*“ aufgetrieben, die ihm recht erwünscht in seinen Kram gekommen zu seyn scheint. Hätte er aber nur den mindesten Begriff

von der Sache, von der Borelli spricht, so würde er finden, dass die Definition, die Apollonius z. B. von der Parabel gibt, schon selbst die Darstellung eines Begriffs in der Anschauung, nämlich in dem unter gewissen Bedingungen geschehenden Schnitte des Kegels war und dass die objective Realität des Begriffs so hier, wie allerwärts in der Geometrie, die Definition, zugleich Construction des Begriffes sey. Wenn aber, nach der aus dieser Definition gezogenen Eigenschaft dieses Kegelschnittes, nämlich dass die Semiordinate die mittlere Proportionallinie zwischen dem Parameter und der Abscisse sey, das Problem aufgegeben wird: Der Parameter sey gegeben, wie ist eine Parabel zu zeichnen? (d. i. wie sind die Ordinaten auf den gegebenen Diameter zu appliciren?) so gehört dieses, wie Borelli mit Recht sagt, zur Kunst, welche als praktisches Corollarium aus der Wissenschaft und auf sie folgt; denn diese hat mit den Eigenschaften des Gegenstandes, nicht mit der Art, ihn unter gegebenen Bedingungen hervorzubringen, zu thun. Wenn der Cirkel durch die krumme Linie erklärt wird, deren Punkte alle gleich weit von einem (dem Mittelpunkte) abstehen: ist denn da dieser Begriff nicht in der Anschauung gegeben, obgleich der praktische daraus folgende Satz: einen Cirkel zu beschreiben (indem eine gerade Linie um einen festen Punkt auf einer Ebene bewegt wird), gar nicht berührt wird? Eben darin ist die Mathematik das grosse Muster für allen synthetischen Vernunftgebrauch, dass sie es an Anschauungen nie fehlen lässt, an welchen sie ihren Begriffen objective Realität giebt, welcher Forderung wir im philosophischen und zwar theoretischen Erkenntniss nicht immer Genüge thun können, aber alsdann uns auch bescheiden müssen, dass unsere Begriffe auf den Rang von Erkenntnissen (der Objecte) keinen Anspruch machen können, sondern, als Ideen, blos regulative Principien des Gebrauchs der Vernunft in Ansehung der Gegenstände sind, die in der Anschauung gegeben sind, aber nie, ihren Bedingungen nach, vollständig erkannt werden können.

S. 163. „Nun kann dieser Satz (des zureichenden Grundes) nicht anders etc.“ Hier thut er ein Geständniss, welches vielen seiner Allirten im Angriffe der Kritik, nämlich den Empiristen, nicht lieb seyn wird, nämlich: dass der Satz des zureichenden Grundes nicht anders als *a priori* möglich sey, zugleich aber erklärt er, dass derselbe nur aus dem Satze des Widerspruches bewiesen werden könne, wodurch er ihn *ipso facto* blos zum Princip analytischer Urtheile macht und dadurch sein Vorhaben, durch ihn die Möglichkeit synthetischer Urtheile *a priori* zu erklären, gleich Anfangs zernichtet. Der Beweis fällt daher auch ganz jämmerlich aus. Denn indem er den Satz des z. G. zuerst als ein logisches Princip behandelt (welches auch nicht anders möglich ist, wenn er ihn aus dem *Principio Contradictionis* beweisen will), da er denn so viel sagt, als: „Jedes assertorische Urtheil muss gegründet seyn“, so nimmt er ihn im Fortgange des Beweises in der Bedeutung des metaphysischen Grundsatzes: „Jede Begebenheit hat ihre Ursache“, welcher einen ganz anderen Begriff vom Grunde, nämlich den des Realgrundes und der Causalität in sich fasst, dessen Verhältniss zur Folge keinesweges so, wie das des logischen Grundes, nach dem Satze des Widerspruches vorgestellt werden kann. Wenn nun S. 164 der Beweis damit anfängt: zwei Sätze, die einander widersprechen, können nicht zugleich wahr seyn, und das Beispiel S. 163, wo gesagt wird, dass eine Portion Luft sich gegen Osten bewege, mit jenem Vordersatze verglichen wird, so lautet die Anwendung des logischen Satzes des zureichenden Grundes auf dieses Beispiel so: der Satz: die Luft bewegt sich nach Osten, muss einen Grund haben; denn ohne einen Grund zu haben, d. i. noch eine andere Vorstellung als den Begriff von Luft und den von einer Bewegung nach Osten herbeizuziehen, ist jener in Ansehung dieses Prädicats ganz unbestimmt. Nun ist aber der angeführte Satz ein Erfahrungssatz, folglich nicht blos problematisch gedacht, sondern, als assertorisch, gegründet und zwar in der Erfahrung, als einer Erkenntniss durch

verknüpfte Wahrnehmungen. Dieser Grund ist aber mit dem, was in demselben Satze gesagt wird, identisch (nämlich ich spreche von dem, was gegenwärtig ist nach Wahrnehmungen, nicht von dem, was bloß möglich ist, nach Begriffen), folglich ein analytischer Grund des Urtheils, nach dem Satze des Widerspruchs, hat also mit dem Realgrunde, der das synthetische Verhältniss zwischen Ursache und Wirkung an den Objecten selbst betrifft, gar nichts gemein. Nun fängt also Eberhard von dem analytischen Princip des zureichenden Grundes (als logischem Grundsatz) an und springt zum metaphysischen, als solchen aber jederzeit synthetischen Princip der Causalität, von welchem in der Logik nie die Rede seyn kann, über, als ob er denselben bewiesen habe. Er hat also das, was er beweisen wollte, gar nicht, sondern etwas, worüber nie gestritten worden ist, bewiesen und eine grobe *fallaciam ignorationis Elenchi* begangen. Aber ausser dieser vorsätzlichen Hinhaltung des Lesers ist der Paralogism S. 163 „Wenn z. B.“ bis S. 164 „unmöglich ist etc.“ zu arg, als dass er nicht angeführt zu werden verdiente. Wenn man ihn in syllogistischer Form darstellt, so würde er so lauten: Wenn kein zureichender Grund wäre, warum ein Wind sich gerade nach Osten bewegte, so würde er eben so gut (statt dessen; denn das muss Eberhard hier sagen wollen, sonst ist die Consequenz des hypothetischen Satzes falsch) sich nach Westen bewegen können: Nun ist kein zureichender Grund etc. Also wird er sich eben so gut nach Osten und Westen zugleich bewegen können, welches sich widerspricht. Dieser Syllogism geht also auf vier Füßen.

Der Satz des zureichenden Grundes, so weit ihn Hr. Eberhard bewiesen hat, ist also immer nur ein logischer Grundsatz und analytisch. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet wird es nicht zwei, sondern drei erste logische Principien der Erkenntniss geben: 1) den Satz des Widerspruchs, von kategorischen, 2) den Satz des (logischen) Grundes, von hypothetischen, 3) den Satz der Eintheilung (der Ausschliessung des Mittleren zwischen zwei einander

contradictorisch entgegengesetzten) als den Grund disjunctiver Urtheile. Nach dem ersten Grundsatz müssen alle Urtheile erstlich, als problematisch (als blosse Urtheile), ihrer Möglichkeit nach, mit dem Satze des Widerspruchs, zweitens, als assertorisch (als Sätze), ihrer logischen Wirklichkeit, d. i. Wahrheit, nach, mit dem Satze des z. Grundes, drittens, als apodiktisch (als gewisse Erkenntniss), mit dem *princ. exclusi medii inter duo contrad.* in Übereinstimmung stehen; weil das apodiktische Fürwahrhalten nur durch die Verneinung des Gegentheils, also durch die Eintheilung der Vorstellung eines Prädicats in zwei contradictorisch entgegengesetzte und durch Ausschliessung des einen derselben gedacht wird.

S. 169 ist der Versuch zu beweisen, dass das Einfache, als das Intelligibele, dennoch anschaulich gemacht werden könne, noch erbärmlicher als alles Uebrige ausgefallen. Denn er redet von der concreten Zeit, als von etwas Zusammengesetztem, dessen einfache Elemente Vorstellungen seyn sollen, und bemerkt nicht, dass, um die Succession jener concreten Zeit sich vorzustellen, man schon die reine Anschauung der Zeit, worin jene Vorstellungen sich succediren sollen, voraussetzen müsse. Da nun in dieser nichts Einfaches ist, welches der Autor unbildlich oder nicht-sinnlich nennt, so folgt daraus ungezweifelt, dass in der Zeitvorstellung überhaupt der Verstand über die Sphäre der Sinnlichkeit sich gar nicht erhebe. Mit seinen vorgeblichen ersten Elementen des Zusammengesetzten im Raume, nämlich dem Einfachen, S. 171, verstösst er so sehr wider Leibnitzens wahre Meinung, als gröblich wider alle Mathematik. Nun kann man aus dem bei S. 163 Angemerkten über den Werth von dem, was er von S. 244 bis 56 schreibt und der objectiven Gültigkeit seines logischen Satzes vom zureichenden Grunde urtheilen. Er will S. 156 aus der subjectiven Nothwendigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde (den er nunmehr als Princip der Causalität vorstellt) von den Vorstellungen, daraus er besteht, und ihrer Verbindung schliessen: dass der Grund davon nicht blos im

Subject, sondern in den Objecten liegen müsse; wiewohl ich zweifelhaft bin, ob ich ihn in dieser verwirrten Stelle verstehe. Aber was hat er nöthig, solche Umschweife zu machen, da er ihn aus dem Satze des Widerspruchs abzuleiten vermeint?

Ich weiss nicht, ob ich in meinem vorigen Briefe von der (S. 272 „Ich muss hier ein Beispiel brauchen“ bis S. 274 „keine Realität haben?“) seltsamen und gänzlich allen Streit mit diesem Manne aufzuheben berechtigenden Missverstehung, oder Verdrehung, meiner Erklärung der Vernunftideen, denen angemessen keine Anschauung gegeben werden kann und überhaupt des Übersinnlichen Erwähnung gethan habe. Er gibt nämlich vor, der Begriff eines Tausendecks sey dergleichen und gleichwohl könne man viel von ihm mathematisch erkennen. Nun ist das eine so absurde Verkennung des Begriffs vom Übersinnlichen, dass ein Kind sie bemerken kann. Denn es ist ja die Rede von der Darstellung in einer uns möglichen Anschauung, nach der Realität unserer Sinnlichkeit, der Grad derselben, in der Einbildungskraft das Mannigfaltige zusammenzufassen, mag auch so gross oder klein seyn, wie er wolle, so dass, wenn uns auch etwas für ein Millioneck gegeben wäre und wir den Mangel einer einzigen Seite nicht geradezu beim ersten Anblicke bemerken könnten, diese Vorstellung doch nicht aufhören würde, sinnlich zu seyn und die Möglichkeit der Darstellung des Begriffs von einem Tausendeck in der Anschauung die Möglichkeit dieses Objects selbst in der Mathematik allein begründen kann; wie denn die Construction desselben nach allen seinen Requisiten vollständig vorgeschrieben werden kann, ohne sich um die Grösse der Messschnur zu bekümmern, die erforderlich seyn würde, um diese Figur nach allen ihren Theilen für eines Jeden Auge merklich zu machen. — Nach dieser falschen Vorstellungsart kann man den Mann beurtheilen.

*

*

*

Ich begnüge mich mit diesen wenigen Bemerkungen, wovon ich bitte nach Ihrem Gutbefinden, aber, wo möglich, auf eine nachdrückliche Art, Gebrauch zu machen. Denn Bescheidenheit ist von diesem Manne, dem Grossthun zur Maxime geworden ist, sich Ansehen zu erschleichen, nicht zu erwarten. Ich würde mich namentlich in einen Streit mit ihm einlassen, aber, da mir dieses alle Zeit, die ich darauf anzuwenden denke, um meinen Plan zu Ende zu bringen, rauben würde, zudem das Alter mit seinen Schwächen schon merklich eintritt, so muss ich meinen Freunden diese Bemühung überlassen und empfehlen, im Fall dass sie die Sache selbst der Vertheidigung werth halten. Im Grunde kann mir die allgemeine Bewegung, welche die Kritik nicht allein erregt hat, sondern noch erhält, sammt allen Alliancen, die wider sie gestiftet werden (wiewohl die Gegner derselben zugleich unter sich uneinig sind und bleiben werden), nicht anders als lieb seyn; denn das erhält die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand. Auch geben die unaufhörlichen Missverständnisse oder Missdeutungen Anlass, den Ausdruck hin und wieder bestimmter zu machen, der zu einem Missverstände Anlass geben könnte: und so fürchte ich am Ende nichts von allen diesen Angriffen, ob man gleich sich dabei ganz ruhig verhielte. Allein einen Mann, der aus Falschheit zusammengesetzt ist und mit allen den Kunststücken, z. B. der Berufung auf missgedeutete Stellen berühmter Männer, wodurch bequeme Leser eingenommen werden können, um ihm blindes Zutrauen zu widmen, bekannt und darin durch Naturell und lange Gewohnheit gewandt ist, gleich zu Anfang seines Versuchs in seiner Blösse darzustellen, ist Wohlthat fürs gemeine Wesen. Feder ist bei aller seiner Eingeschränktheit doch ehrlich; eine Eigenschaft, die jener in seine Denkungsart nicht aufgenommen hat.

Ich empfehle mich Ihrer mir sehr werthen Freundschaft und Zuneigung mit der grössten Hochachtung u. s. w.

5. Königsberg, d. 1. Decbr. 1789.

Ihre schätzbare Abhandlung vom Vorstellungsvermögen, werthester Freund, ist mir sicher zu Händen gekommen. Ich habe sie stückweise in so fern hinreichend beurtheilen können, dass ich die neuen Wege, um zur völligen Aufklärung dieser verwickelten Materie zu gelangen, nicht verkannt habe, aber nicht genug, um ein Urtheil über das Ganze fällen zu können. Das Letztere behalte ich mir für die bevorstehenden Weihnachtsferien vor. Sie scheinen mir, theurer Mann, meinen Aufschub für Gleichgültigkeit zu nehmen und als ob Ihre von mir, ihrer Klarheit und Bündigkeit wegen, immer vorzüglich geschätzten und bewunderten Arbeiten bei mir nur eine Stelle im Bücher-schranke finden dürften, ohne dass ich Zeit fände, sie durchzudenken und zu studiren. Wie ist es möglich, dieses von dem zu vermuthen, der von der Helligkeit und Gründlichkeit Ihrer Einsichten diejenige Ergänzung und lichtverbreitende Darstellung hofft, die er selbst seinen Arbeiten nicht geben kann. Es ist schlimm mit dem Altwerden. Man wird nach und nach genöthigt, mechanisch zu Werke zu gehen, um seine Gemüths- und Leibeskräfte zu erhalten. Ich habe es seit einigen Jahren für mich nothwendig gefunden, den Abend niemals einem zusammenhängenden Studio, es sey über ein Buch im Lesen desselben, oder zu eigener Ausarbeitung zu widmen, sondern nur durch einen Wechsel der Dinge, mit denen ich mich unterhalte, es sey im Lesen, oder Denken, mich abgebrochen zu beschäftigen, um meine Nachtruhe nicht zu schwächen; wogegen ich früh aufstehe und den ganzen Vormittag beschäftigt bin, von dem mir doch ein Theil durch Vorlesungen weggenommen wird. Im 66sten Lebensjahre fallen überdem subtile Nachforschungen immer schwerer und man wünscht von ihnen ausruhen zu dürfen, wenn man sich nur so glücklich findet, dass Andere sie aufnehmen und fortsetzten möchten. Das Letztere glaube ich in Ihrer Person zu finden, wofür ich Ihnen, so wie es das Publicum auch seyn wird, lebhaft verbunden bin. — Ich habe etwas über Eberhard unter

der Feder. Dieses und die Kritik der Urtheilskraft wird hoffentlich Ihnen um Ostern zu Handen kommen. — Mein Freund Kraus * macht Ihnen seine verbindliche Empfehlung. Ich muss es von seiner für jetzt gegen alle speculative Grübeleien gestimmten Laune abwarten, dass sie sich von selbst abändere; da alsdann Ihre Arbeit die erste seyn würde, die er in Überlegung zöge.

Übrigens beharre ich mit innigster Hochachtung und Liebe etc.

6.

Königsberg, d. 21. Jan. 1791.

Wie können Sie mich, theuerster Mann, auch nur einen Augenblick in Verdacht haben, dass meine Unterlassungsünden, deren ich viele auf meiner Rechnung habe, irgend einer Abneigung, ja gar auch nur der mindesten Kaltsinnigkeit gegen Sie, die mir, wer weiss wer meiner bloß nachbetenden Anhänger, eingeflösst haben sollte, zuzuschreiben wären, da, wenn es auch nicht die Herzensneigung gegen einen so liebens- und hochachtungswürdigen Mann thäte, mich schon das Verdienst, welches Sie um die Aufhellung, Bestärkung und Verbreitung meiner geringen Versuche haben, zu Dankbarkeit verbinden müsste und ich mich selbst verachten würde, wenn ich an dem Spiele der Eifersucht und Rechthaberei im Felde der Speculation mehr Interesse nähme, als an den rechtschaffenen Gesinnungen der Mitwirkung zu Allem, was gut und selbstständig ist, wozu das volle Zutrauen und die Herzensvereinigung zwischen Wohldenkenden, selbst bei grosser Verschiedenheit der

* Christian Jakob Kraus, Professor der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften an der Universität zu Königsberg, dessen nachgelassene philosophische Schriften in zwei Bänden 1812 zu Königsberg herausgegeben sind von dem Geheimen Staatsrathe H. von Auerswald, begleitet mit einer Vorrede und einer beigelegten Abhandlung von Herbart.

Meinungen (welches zwischen uns doch der Fall nicht ist), nothwendig gehört. Ach, wenn es für uns ein Verhältniss der wechselseitigen Mittheilung durch den Umgang gäbe, welche Süßigkeit des Lebens würde es für mich seyn, mit einem Manne, dessen Geistes- und Seelenstimmung der seines Freundes Erhard* gleichförmig ist, uns über das Nichts menschlicher Eitelkeit wegzusetzen und unser Leben wechselseitig in einander zu geniessen? Aber nun durch Briefe! Lassen Sie mich Ihnen meine Saumseligkeit in Ansehung derselben, die Nachlässigkeit zu seyn scheint, aber es nicht ist, erklären.

Seit etwa zwei Jahren hat sich mit meiner Gesundheit, ohne sichtbare Ursache und ohne wirkliche Krankheit (wenn ich einen etwa 3 Wochen dauernden Schnupfen ausnehme), eine plötzliche Revolution zugetragen, welche meine Appetite in Ansehung des gewohnten täglichen Genusses schnell umstimmte, wobei zwar meine körperlichen Kräfte und Empfindungen nichts litten, allein die Disposition zu Kopfarbeiten, selbst zu Lesung meiner Collegien,

* Johann Benjamin Erhard, geboren 1766 zu Nürnberg, Königl. preussisch. Geheimer Medicinalrath und praktischer Arzt in Berlin; als Anhänger der kritischen Philosophie und als scharfsinniger Denker durch mehrere philosophische Abhandlungen bekannt. Auf einer Reise, die er 1791 durch ganz Deutschland und bis nach Kopenhagen hin machte, verweilte er mehrere Wochen in Königsberg, um Kant's persönlichen Umgang zu geniessen. Wir ersehen aus dieser Aeusserung Kant's über ihn, wie sehr er dessen Zuneigung gewonnen und höchst ehrenvoll für den damals fünf und zwanzigjährigen jungen Mann spricht sich dies auch in folgenden Worten aus, die Kant in December dieses Jahres an Erhard schrieb, und die letzterer abschriftlich meinem Vater mittheilte: „warum fügte es das Schicksal nicht, Sie in meine Nähe zu bringen, einen Mann, den ich unter allen, die unsere Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünsche?“ Vor der erwähnten Reise lebte er eine geraume Zeit in Jena und ward ein vertrauter Freund meines Vaters, zeigte sich auch als Vertheidiger der Theorie des Vorstellungsvermögens in der Prüfung einer Beurtheilung der Reinhold'schen Elementarphilosophie welche als Anhang zu Reinhold's Abhandlung über das Fundament des philosophischen Wissens gedruckt ward.

eine grosse Veränderung erlitt. Nur zwei bis drei Stunden Vormittags kann ich zu den ersteren anhaltend anwenden, da sie dann durch eine Schläfrigkeit (ungeachtet des besten gehabten Nachschlafs) unterbrochen wird und ich genöthigt werde, nur mit Intervallen zu arbeiten, mit denen die Arbeit schlecht fortrückt und ich auf gute Laune harren und von ihr profitiren muss, ohne über meinen Kopf disponiren zu können. Es ist, denke ich, nichts, als das Alter, welches einem früher, dem andern später Stillstand auferlegt, mir aber desto unwillkommener ist, da ich jetzt der Beendigung meines Planes entgegen zu sehen glaubte. Sie werden, mein gütiger Freund, hieraus leicht erklären, wie diese Benutzung jedes günstigen Augenblicks in solcher Lage manchen genommenen Vorsatz, dessen Ausführung nicht eben pressant zu seyn scheint, dem fatalen Aufschub, der die Natur hat, sich immer selbst zu verlängern, unterwerfen könne.

Ich gestehe es gern und nehme mir vor, es gelegentlich öffentlich zu gestehen, dass die aufwärts noch weiter fortgesetzte Zergliederung des Fundaments des Wissens, sofern es in dem Vorstellungsvermögen als einem solchen überhaupt und dessen Auflösung besteht, ein grosses Verdienst um die Kritik der Vernunft sey, sobald mir nur das, was mir jetzt noch dunkel vorschwebt, deutlich geworden seyn wird; allein ich kann doch auch nicht, wenigstens in einer vertrauten Eröffnung gegen Sie nicht, bergen, dass sich durch die abwärts fortgesetzte Entwicklung der Folgen, aus den bisher zum Grunde gelegten Principien, die Richtigkeit derselben bestätigen und bei derselben, nach dem vortrefflichen Talent der Darstellung, welches Sie besitzen, gelegentlich in Anmerkungen und Episoden so viel von Ihrer tieferen Nachforschung anbringen lasse, als zur gänzlichen Aufhellung des Gegenstandes nöthig ist, ohne die Liebhaber der Kritik zu einer so abstracten Bearbeitung als einem besonderen Geschäfte zu nöthigen und eben dadurch Viele abzuschrecken. — Dieses war bisher mein Wunsch, ist aber weder jetzt mein Rath, noch weniger

aber ein darüber ergangenes und Anderen, zum Nachtheil Ihrer verdienstvollen Bemühungen, mitgetheiltes Urtheil. — Das Letztere werde ich noch einige Zeit aufschieben müssen, denn gegenwärtig bin ich mit einer zwar kleinen, aber doch Mühe machenden Arbeit*, ingleichen dem Durchgehen der Kritik der Urtheilskraft für eine zweite, auf nächste Ostern herauskommende, Auflage, ohne die Universitätsbeschäftigungen einmal zu rechnen, für meine jetzt nur geringen Kräfte mehr als zu viel belästigt und zerstreut.

Behalten Sie mich ferner in Ihrer gütigen Zuneigung, Freundschaft und offenherzigem Vertrauen, deren ich mich nie unwürdig bewiesen habe, noch jemals beweisen kann, und knüpfen Sie mich mit an das Band, welches Sie und Ihren lauterer, fröhlichen und geistreichen Freund Erhard vereinigt, und welches die, wie ich mir schmeichle, gleiche Stimmung unserer Gemüther lebenslang unaufgelöst erhalten wird.

Ich bin mit der zärtlichsten Ergebenheit und vollkommener Hochachtung etc.

7.

Königsberg, d. 8. Mai 1793.

Ihren liebevollen Brief vom 21. Januar, theuerster Herzensfreund, werde ich jetzt noch nicht beantworten. Ich habe Ihrer gütigen Besorgung noch Briefe an D. Erhard und Baron von Herbert** anzuempfehlen, die ich,

* Welche Schrift Kant hier andeutet, dies erhellt sogleich aus dem folgenden Briefe, mit dem er sie an Reinhold übersandte.

** Franz Paul Freiherr von Herbert in Klagenfurth, ein Freund Reinhold's und Theilnehmer an seinen Bemühungen für die kritische Philosophie, hatte mehrere Jahre, bis 1790, in Jena sich aufgehalten. Ihm hat Reinhold seine Schrift über das F. d. ph. W. dedicirt, mit den hinzugefügten Worten: „zum Andenken der seligen Tage, die wir gemeinschaftlich im Streben nach Wahrheit verlebten.“

sammt meiner schuldigen Antwort, innerhalb 14 Tagen abgehen zu lassen gedenke.

Bei dem Empfang der Abhandlung*, die ich die Ehre habe diesem Briefe beizufügen, wird es Sie befremden, welche Ursache ich damals, als ich deren erwähnte, haben konnte, damit geheim zu thun. Diese bestand darin, dass die Censur des zweiten Stücks derselben, das in die Berliner M. S. hatte kommen sollen, dort Schwierigkeiten fand, welche mich nöthigten, sie, ohne weiter davon zu erwähnen, anderwärts drucken zu lassen.

Ihr gütiges Versprechen der gelegentlichen Mittheilung einiger literarischer Geschichten, nehme ich mit sehr grossem Dank an, worunter mir die von dem starken Anwachs der Zahl Ihrer, die Philosophie lernenden, Zuhörer schon viel Vergnügen macht, welches aber durch die Nachricht von Ihrer befestigten Gesundheit sehr erhöht werden würde. Doch Ihre Jugend gibt mir dazu die beste Hoffnung, wenn sich damit die philosophische Gleichgültigkeit gegen das, was nicht in unserer Gewalt ist, verbindet, die allein in das Bewusstseyn seiner Pflichtbeobachtung den wahren Werth des Lebens setzt, zu welcher Beurtheilung uns endlich die lange Erfahrung von der Nichtigkeit alles anderen Genusses zu bringen nicht ermangelt.

Indem ich das Uebrige, was noch zu sagen wäre, meinem nächsten Briefe vorbehalte, empfehle ich mich jetzt Ihrem ferneren Wohlwollen etc.

* Kant's Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. Die erste der vier Abhandlungen, aus denen das Werk besteht: „von der Einwohnung des bösen Principis neben dem guten, oder von dem radicalen Bösen in der menschlichen Natur,“ war im Aprilstück der Berliner Monatsschrift 1792 erschienen.

8. Königsberg, d. 28. März 1794.

Theuerster Freund.

Mit dem herzlichen Wunsche, dass Ihre Entschliessung, den Platz der Verbreitung Ihrer gründlichen Einsichten zu verändern, Ihnen selbst eben so erspriesslich und für alle Ihre Wünsche so befriedigend seyn möge, als sie gewiss denen seyn wird, zu welchen Sie übergehen, verbinde ich noch denjenigen, auch mit mir nicht unzufrieden zu seyn, obzwar ich dazu, dem Ansehen nach, Ursache gegeben habe, wegen Nichterfüllung meines Versprechens, die Anforderung betreffend, Ihre vortrefflichen, mir angezeigten, Briefe*, vornämlich die Principien des Naturrechtes angehend (als worin ich im Wesentlichen mit Ihnen übereinstimme), durchzugehen und Ihnen mein Urtheil darüber zu eröffnen. Dass dieses nun nicht geschehen ist, daran ist nichts Geringeres Schuld, als mein Unvermögen! — Das Alter hat in mir, seit etwas mehr als drei Jahren, nicht etwa eine besondere Veränderung im Mechanischen meiner Gesundheit, noch auch eine grosse Abstumpfung der Gemüthskräfte, und ein merkliches Hinderniss, den Gang meines Nachdenkens, den ich einmal nach einem gefassten Plane eingeschlagen, fortzusetzen, sondern vornämlich eine mir nicht wohl erklärliche Schwierigkeit bewirkt, mich in die Verkettung der Gedanken eines Anderen hineinzu-denken, und so dessen System, bei beiden Enden gefasst, reiflich beurtheilen zu können (denn mit allgemeinem Beifall oder Tadel ist doch Niemandem gedient). Dies ist auch die Ursache, weswegen ich wohl allenfalls Abhandlungen aus meinem eigenen Fonds herausspinnen kann: was aber z. B. ein Maimon mit seiner Nachbesserung der kritischen Philosophie (dergleichen die Juden gern versuchen, um sich

* Kant spricht von dem zweiten 1792 herausgekommenen Bande der Briefe über die Kant'sche Philosophie, der unter andern den Versuch einer eigenthümlichen neuen Darstellung der Grundbegriffe und Grundsätze der Moral und des Naturrechtes enthält, über welchen Reinhold vornämlich Kant's Urtheil zu erfahren wünschte.

auf fremde Kosten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben) eigentlich wolle, nie recht habe fassen können und dessen Zurechtweisung Anderen überlassen muss. — Dass aber auch an diesem Mangel körperliche Ursachen Schuld seyen, schliesse ich daraus, dass er sich von einer Zeit her datirt, vor etwas mehr als drei Jahren, da ein Wochen lang anhaltender Schnupfen eine schleimichte Materie verrieth, die, nachdem jener aufgehört hat, sich nun auf die zum Haupt führenden Gefässe geworfen zu haben scheint, deren stärkere Absonderung, durch dasselbe Organ, wenn ein glückliches Niesen vorhergeht, mich sogleich aufklärt, bald darauf aber durch ihre Anhäufung wiederum Umnebelung eintreten lässt. Sonst bin ich für einen 70jährigen ziemlich gesund. — Dies Bekenntniss, welches einem Arzt gethan, ohne Nutzen seyn würde, weil er wider die Folgen des Alters nicht helfen kann, wird mir hoffentlich in Ihrem Urtheile über meine wahrhaftig freundschaftlich-ergebene Gesinnung den gewünschten Dienst thun.

*

*

*

9.

Königsberg, d. 1. Juli 1795.

Ihre werthe Zuschrift, welche mir der sehr schätzenswürdige Herr Graf v. Purgstall* einhändigte, hat mir die Freude gemacht, zu sehen, dass Ihre Äusserung einer gewissen Unzufriedenheit über mein Stillschweigen in Ansehung Ihrer Fortschritte, die kritische Philosophie, aufwärts, bis zu der Grenze ihrer Principien vollständig zu machen, keinen wahren Unwillen zum Grunde gehabt hat, sondern Sie noch wie vor mir Ihre Freundschaft erhalten. Mein Alter und einige davon unzertrennliche körperliche

* Nachdem der Graf, wie in der Biographie angeführt worden, im Frühlinge 1794 Reinhold nach Kiel begleitet hatte, brachte er noch ein volles Jahr an seiner Seite zu. Darauf beschloss er, von Kiel nach Königsberg zu reisen, einzig in der Absicht, um Kant persönlich kennen zu lernen, und nahm an ihn ein Empfehlungsschreiben von Reinhold mit.

Ungemächlichkeiten machen es mir zur Nothwendigkeit, alle Erweiterung dieser Wissenschaft nun schon meinen Freunden zu überlassen und die wenigen Kräfte, die mir noch übrig sind, auf die Anhänge dazu, welche ich noch in meinem Plane habe, obgleich langsam zu verwenden.

Erhalten Sie mich, theuerster Mann, in Ihrer Freundschaft und seyn Sie versichert, dass ich an Allem, was Sie betrifft, jederzeit die grösste Theilnahme haben werde, als etc.

8.

A n

Fr. Heinr. Jacobi

in Pempelfort.

1789*.

Königsberg, d. 1. Octbr. 1789.

Wohlgeborner u. s. f.

Das mir vom Herrn Grafen v. Windisch-Grätz zugedachte Geschenk mit seinen philosophischen Schriften ist mir durch Ew. Wohlgeb. gütige Vermittelung, und des Herrn Geh. Commerzienrath Fischer Bestellung, richtig zu Handen gekommen; wie ich dann auch die erste Ausgabe der *Hist. métaphysique* durch den Buchhändler Sixt richtig erhalten habe.

Ich bitte, diesem Herrn gelegentlich meinen ergebensten Dank, zugleich aber die grösste Hochachtung für sein Talent als Philosoph, in Verbindung mit der edelsten Denkart eines Weltbürgers zu versichern. In der letzten Schrift ist es mir erfreulich, den Herrn Grafen von selbst und zu gleicher Zeit, was ich auf schulgerechte Art zu bewirken suchte, mit der Klarheit und Annehmlichkeit des Vortrages, die den Mann von der grossen Welt auszeichnet, bearbeiten zu sehen; nämlich die edlern Triebfedern in der menschlichen Natur, die so lange mit den physischen vermischt, oder gar verwechselt, die Wirkung gar nicht gehabt haben, die man von ihnen mit Recht erwarten kann, in ihrer Reinigkeit herzustellen und in Spiel zu setzen, eine Unterneh-

* Dieser Brief ist bereits in Jacobi's Werken, Bd. III. 520—24 abgedruckt.

mung, die ich mit der grössten Sehnsucht vollendet zu sehen wünschte, da sie offenbar mit den beiden andern Schriften (der von geheimen Gesellschaften und der von der freiwilligen Abänderung der Constitution in Monarchien) in einem System zusammenhängt, und die letztere zum Theil als weiser Rath für Despoten, in der grossen Krisis von Europa von grosser Wirkung seyn muss. Noch hat kein Staatsmann so hoch hinauf die Principien zur Kunst Menschen zu regieren gesucht, oder auch nur zu suchen verstanden.

Für Ew. Wohlgeb. schönes mir zugeschicktes Werk über die Lehre von Spinoza, neueste Ausgabe, sage ich gleichfalls den ergebensten Dank. Sie haben sich dadurch das Verdienst erworben, zuerst die Schwierigkeiten in ihrer grössten Klarheit darzustellen, welche den teleologischen Weg zur Theologie umgeben und vermuthlich Spinoza zu seinem System vermocht haben. Mit raschen Schritten auf Unternehmungen zu einem grossen, aber weit entfernten Ziele ausgehen, ist der gründlichen Einsicht zu aller Zeit nachtheilig gewesen. Der die Klippen zeigt, hat sie darum doch nicht hingestellt, und ob er gleich gar die Unmöglichkeit behauptet, zwischen denselben mit vollen Segeln (des Dogmatismus) durchzukommen, so hat er darum doch nicht alle Möglichkeit einer glücklichen Durchfahrt abgeleugnet. Ich finde nicht, dass Sie hiezu den Compass der Vernunft unnöthig, oder gar irreleitend zu seyn urtheilen. Etwas, was über die Speculation hinzukommt, aber doch immer in ihr, der Vernunft selbst, liegt, und was wir zwar (mit dem Namen der Freiheit, einem übersinnlichen Vermögen der Causalität in uns) zu benennen, aber nicht zu begreifen wissen, ist das nothwendige Ergänzungsstück derselben. Ob nun Vernunft, um zu diesem Begriff des Theismus zu gelangen, nur durch Etwas, was allein Geschichte lehrt, oder nur durch eine uns unerforschliche übernatürliche innere Einwirkung, habe erweckt werden können, ist eine Frage, welche blos eine Nebensache, nämlich das Entstehen und Aufkommen dieser Idee betrifft.

Denn man kann eben so wohl einräumen, dass, wenn das Evangelium die allgemeinen sittlichen Gesetze in ihrer ganzen Reinigkeit nicht vorher gelehrt hätte, die Vernunft bis jetzt sie nicht in solcher Klarheit würde eingesehen haben, obgleich, da sie einmal da sind, man einen jeden von ihrer Richtigkeit und Gültigkeit (anjetzt) durch die blosse Vernunft überzeugen kann. — Den Synkretismus des Spinozismus mit dem Deismus in Herder's Gott haben Sie aufs gründlichste widerlegt

Ich habe es jederzeit für Pflicht gehalten, Männern von Talent, Wissenschaft und Rechtschaffenheit mit Achtung zu begegnen, so weit wir auch in Meinungen auseinander seyn mochten. Aus diesem Gesichtspuncte werden Sie auch meinen Aufsatz in der Berlin. M. Sch. über das Sich Orientiren beurtheilen, zu der mich die Aufforderung von verschiedenen Orten, mich vom Verdachte des Spinozismus zu reinigen, wider meine Neigung genöthigt hat, und worin Sie, wie ich hoffe, auch keine Spur einer Abweichung von jenen Grundsätzen antreffen werden. Andere Ausfälle auf Ihre und einige Ihrer würdigen Freunde Behauptungen habe ich jederzeit mit innerem Schmerz wahrgenommen, und auch dawider Vorstellungen gethan. Ich weiss aber nicht, wie an sich guten und auch verständigen Männern öfters der Kopf gestellt ist, dass sie ein Verdienst darin setzen, was, wenn es gegen sie geschehe, ihnen höchst unbillig dünken würde. — Doch das wahre Verdienst kann durch solche auf dasselbe geworfene Schatten an seinem selbstleuchtenden Glanze nicht verlieren, und wird dennoch nicht verkannt werden.

Ich wünsche, dass Ew. Wohlgeboren mit fröhlichem Gemüth in guter Gesundheit Ihrer Lieblings-Beschäftigung, der edelsten unter allen, nämlich dem Nachdenken über die ersten Principien dessen, worauf allgemeines Menschenwohl beruht, noch lange Jahre nachzuhängen vom Schicksal begünstigt werden mögen, und bin übrigens mit der vorzüglichsten Hochachtung u. s. w.

9.

An

Dr. Joh. Benjamin Erhard

in Berlin.

1792—99*.

Königsberg, d. 21. December 1792.

Innigst geliebter Freund!

Dass Sie das Ausbleiben meiner über ein Jahr lang schuldigen Antwort mit einigem Unwillen vermerken, verdenke ich Ihnen gar nicht, und doch kann ich es mir nicht als verschuldet anrechnen; weil ich die Ursachen desselben, welche zu entfernen nicht in meinem Vermögen ist, mehr fühlen als beschreiben kann. Selbst Ihre Freundschaft, auf die ich rechne, macht mir den Aufschub von Zeit zu Zeit zulässiger und verzeihlicher, der aber durch den Beruf, den ich zu haben glaube, meine Arbeiten zu vollenden, und also den Faden derselben nicht gern, wenn Disposition dazu da ist, fahren zu lassen — (diese Indisposition aber, welche mir das Alter zuzieht, kommt oft) — und durch andere unumgängliche Zwischenarbeiten, ja viele Briefe, deren Verfassern ich so viel Nachsicht nicht zu trauen darf, mir fasst abgedrungen wird. — Warum fügte es das Schicksal nicht, einen Mann, den ich unter allen, die unsere Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen? Die mit

* Diese beiden Briefe sind aus Varnhagen's v. Ense Denkwürdigkeiten des Philosophen - Arztes Dr. Erhard S. 158 und S. 215 entlehnt.

Herrn Klein verhandelten Materien aus dem Criminalrecht betreffend, erlauben Sie mir nur Einiges anzumerken, da das Meiste vortrefflich und ganz nach meinem Sinne ist; wobei ich voraussetze, dass Sie eine Abschrift der Sätze mit eben denselben Nummern, als in Ihrem Briefe, bezeichnet vor sich haben.

Ad No. 5. Die Theologen sagten schon längst in ihrer Scholastik von der eigentlichen Strafe (*poena vindicativa*): sie würde zugefügt, nicht *ne peccetur*, sondern *quia peccatum est*. Daher definiren sie die Strafe durch *malum physicum ob malum morale illatum*. Strafen sind in einer Welt, nach moralischen Principien regiert (von Gott), kategorisch nothwendig (sofern darin Ubertretungen angetroffen werden). So fern sie aber von Menschen regiert wird, ist die Nothwendigkeit derselben nur hypothetisch und jene unmittelbare Verknüpfung der Begriffe von Ubertretung und Strafwürdigkeit, dient dann den Regenten nur zur Rechtfertigung, nicht zur Vorschrift in ihren Verfügungen, und so kann man mit ihnen wohl sagen: dass die *poena mere moralis* (die darum vielleicht *vindicativa* genannt worden ist, weil sie die göttliche Gerechtigkeit rettet), ob sie zwar der Absicht nach bloß *medicinalis* für den Verbrecher, oder *exemplaris* für Andere seyn möchte, doch, was jene Bedingung der Befugniß betrifft, ein Symbol der Strafwürdigkeit sey.

Ad No. 9. 10. Beide Sätze sind wahr, obgleich in den gewöhnlichen Moralen ganz verkannt. Sie gehören zu dem Titel von den Pflichten gegen sich selbst, welcher in meiner unter Händen habenden Metaphysik der Sitten besonders, und auf andere Art als wohl sonst geschehen, bearbeitet werden wird.

Ad No. 12. Auch gut gesagt. Man trägt im Naturrecht den bürgerlichen Zustand, als auf ein beliebiges *pactum sociale* gegründet, vor. Es kann aber bewiesen werden, dass der *status naturalis* ein Stand der Ungerechtigkeit, mithin es Rechtspflicht ist, in den *statum civilem* überzugehen.

Von Herrn Professor Reuss aus Würzburg, der mich diesen Herbst mit seinem Besuch beehrte, habe ich Ihre Inauguraldissertation, und zugleich die angenehme Nachricht erhalten, dass Sie in eine Ehe, die das Glück Ihres Lebens machen wird, getreten sind, als wozu ich von Herzen gratulire.

Mit dem Wunsch, von Ihnen dann und wann Nachricht zu bekommen, unter andern, wie Fräulein Hebert durch meinen Brief erbaut worden, verbinde ich die Versicherung, dass ich jederzeit mit Hochachtung und Ergebenheit sey
der Ihrige Kant.

Königsberg, den 20. Dec. 1799.

Hochgeschätzter Freund!

Einen Brief von Ihnen zu erhalten — und zwar aus Berlin, um da, nicht zu hospitiren, sondern zu wohnen, — erheitert mich durch meine sonst trübe Gesundheitsanlage, welche doch mehr Unbehaglichkeit als Krankheit ist, schon durch den Prospect, mit literarischen Neuigkeiten von Zeit zu Zeit unterhalten und aufgefrischt zu werden.

Was das erstere betrifft: so besteht es in einer spastischen Kopfbedrückung, gleichsam einem Gehirnkampf; von dem ich mir doch schmeichele, dass, da er mit der ausserordentlich langen Dauer einer weit ausgebreiteten Luftelectricität, sogar vom Jahr 1796 an bis jetzt, fortgewährt hat (wie es schon in der Erlanger gelehrten Zeitung angemerkt worden und mit dem Katzentod verbunden war) und, da diese Luftbeschaffenheit doch endlich einmal umsetzen muss, mich befreit zu sehen, ich noch immer hoffen will.

Dass Sie das Brown'sche System adoptiren, ist, was die formalen Principien desselben betrifft, meinem Urtheile nach wohlbegründet, wenn gleich die materialen zum Theil waghälsig seyn möchten. Vielleicht könnte man mit ihm sagen: die Krankheit ist = x, und der Arzt be-

kämpft nur die Symptome, zu deren Kenntniss er Weisheit bedarf, um die Indicationen derselben aufzufinden. Doch ich verirre mich aus meiner Sphäre.

Was mich aber sehr freut, ist: dass zugleich Herr William Motherby, der jetzt in Berlin seinen medicinischen Cursus macht, da ist; mit welchem ich bitte in Conversation zu treten; der eben so wie sein würdiger Vater, mein vorzüglicher Freund, ein heiterer, wohldenkender, junger Mann ist. Dieser hat mir seine in Edinburg im vorigen Jahre gehaltene Inauguraldisputation dedicirt (*de epilepsia*), und ich bitte ihm dafür zu danken — Rechtschaffenheit ist sein und seiner Familie angeborener Charakter, und es wird Ihnen, so wie ihm, Ihr Umgang unterhaltend und erbaulich seyn. — Gelegentlich bitte ich auch Herrn Dr. Elsner, Sohn unseres jetzigen Rectoris magnifici, M. D. gelegentlich von mir zu grüssen: einen jungen Mann, der viel Talent hat, und bin mit Ergebenheit und Hochachtung

Ihr treuer Freund und Diener

I. Kant.

10.

An

den Bibliothekar

Joh. Er. Biester

in Berlin.

1789—92*.

Königsberg, d. 29. Decbr. 1789.

Ihr gütiges Andenken an mich und das angenehme Geschenk, welches Sie, theuerster Mann! mir mit dem letzten Quartal Ihrer Monats-Schrift gemacht haben, erregt in mir den Vorwurf einer Undankbarkeit, in so langer Zeit diese Ihre Freundschaft gegen mich durch nichts erwiedert zu haben. Ich habe verschiedene Stücke für Ihr periodisches Werk angefangen, und bin immer durch dazwischenkommende nicht auszuweichende Störungen unterbrochen und an der Vollendung derselben gehindert worden. Bedenken Sie indessen, werthester Freund! sechs und sechzig Jahre alt, immer durch Unpässlichkeit gestört, in Planen, die ich nur noch zur Hälfte ausgeführt habe und durch allerlei schriftliche oder auch öffentliche Aufforderungen von meinem Wege abgelenkt, wie schwer wird es mir alles, was ich mir als meine Pflicht denke, zu erfüllen, ohne hier oder da eine zu verabsäumen? — Allein ich habe jetzt eine Arbeit von etwa nur einem Monate zu vollenden; alsdann will ich einige Zeit ausruhen und diese mit einigen Ausarbeitungen, im Falle sie Ihrer Monats-Schrift anständig

* Beide Briefe sind in Dorow's Denkschriften, Bd. I. S. 117—20 zuerst abgedruckt.

sind, ausfüllen. Aber was ich schon längst hätte thun sollen, und immer wieder aus der Acht gelassen habe, das thue ich jetzt, nämlich Sie zu bitten, mit der Übersendung Ihrer Monats-Schrift quartalweise sich ferner nicht unnöthigerweise in Kosten zu setzen. Denn, da ich die Stücke, so wie sie monatlich herauskommen, ohnedem von meinen Freunden communicirt bekomme, warum soll ich Sie damit belästigen? Die Unterbleibung dieser Zusendung wird nicht im Mindesten in mir den Eifer schwächen, Ihnen, hierin sowohl als in jedem andern Falle, nach allem meinem Vermögen zu Diensten zu seyn. In Hoffnung auf Ihre gegenseitige Freundschaft und Gewogenheit beharre ich jederzeit

Ihr ergebenster treuer Diener

I. Kant.

Königsberg, d. 30. Juli 1792.

Ihre Bemühungen, geehrtester Freund, die Zulassung meines letzten Stücks in der Berliner Monats-Schrift durchzusetzen, haben allem Vermuthen nach die baldige Zurückschickung derselben an mich, warum ich gebeten hatte, gehindert. — Jetzt wiederhole ich diese Bitte; weil ich einen andern Gebrauch, und zwar bald, davon zu machen gesinnt bin, welches um desto nöthiger ist, da die vorhergehende Abhandlung, ohne die nachfolgenden Stücke, eine befremdliche Figur in Ihrer Monats-Schrift machen muss; der Urtheilsspruch aber Ihrer drei Glaubensrichter unwiderruflich zu seyn scheint. — Es ist also mein dringendes Gesuch: mein Manuscript mir, auf meine Kosten, sobald als möglich, mit der fahrenden Post wieder zuzusenden; weil ich von verschiedenen unter den Text eigenhändig geschriebenen Anmerkungen keine Abschrift aufbehalten habe, sie aber auch nicht gern missen wollte. Den Grund, warum ich auf die Berliner Censur drang, werden Sie sich

aus meinem damaligen Briefe leicht erinnerlich machen. So lange nämlich die Abhandlungen in Ihrer Monats-Schrift, so wie bis jetzt, sich in den engen Schranken halten, nichts, was der Privatmeinung Ihrer Censoren in Glaubenssachen einigermaassen zuwider zu seyn scheinen könnte, einfließen zu lassen, macht es keinen Unterschied, ob sie innerhalb den Königlichen Landen oder auswärts gedruckt würden. Da ich aber in Ansehung meiner Abhandlung des letzteren wegen etwas besorgt seyn musste, so war die natürliche Folge: dass, wenn sie dennoch, wider ihre Einstimmung, in der Monats-Schrift erschienen wäre, diese Censoren darüber Klage erheben, den Umschweif, den sie nimmt, fernerhin verhindern und meine Abhandlung, die sie alsdann ohne Zweifel weidlich anzuschwärzen nicht ermangeln würden, zur Rechtfertigung ihres Gesuchs (um Verbot dieses Umschweifs) anführen möchten, welches mir Unannehmlichkeiten zuziehen würde. Ich werde dessen ungeachtet nicht unterlassen, anstatt dieser Abhandlung Ihnen, wenn Sie es verlangen, eine andere, blos moralische, nämlich über Herrn Garve in seinen Versuchen I. Theil neuerdings geäußerte Meinung von meinem Moralprincip, bald zuzuschicken und bin übrigens mit unwandelbarer Hochschätzung und Freundschaft der Ihrige.

I. Kant.

11.

An

Professor Dr. Selle

in Berlin*.

Wohlgeborener

Hochzuverehrender Herr.

Es sind nun schon beinahe 3 Monate, seit denen ich mit Ihrer tiefgedachten Abhandlung *De la Realité et de l'Idealité etc. etc.* beschenkt worden, und ich habe diese Gütigkeit noch durch nichts erwiedert; sicherlich ist es aber nicht aus Mangel an Achtung für die mir bezeugte Aufmerksamkeit, oder aus Geringschätzung der wider mich gerichteten Argumente geschehen. Ich wollte im Drucke antworten und würde es vielleicht in der über diesen Vorsatz verflossenen Zeit ausgerichtet haben, wenn mich nicht allerlei einander durchkreuzende Störungen immer davon abgebracht hätten; zumal es mir mein Alter höchst schwer macht, einen einmal verlassenen Faden des Nachdenkens wieder aufzufassen und unter öftern Unterbrechungen doch planmässig zu bearbeiten.

Neuerdings aber eröffnet sich eine neue Ordnung der Dinge, welche diesen Vorsatz wohl gar völlig vereiteln dürfte, nämlich Einschränkung der Freiheit, über Dinge, die auch nur indirect auf Theologie Beziehung haben möchten, laut zu denken. Die Besorgnisse eines akademischen Lehrers sind in solchem Falle viel dringender, als jedes an-

* Dieser Brief ist bereits in der Hartenstein'schen Ausgabe, Bd. X. S. 568—69 abgedruckt.

deren zunftfreien Gelehrten, und es ist der gescheuten Vorsicht gemäss, alle Versuche dieser Art so lange wenigstens aufzuschieben, bis sich das drohende Meteor entweder vertheilt, oder für das, was es ist, erklärt hat. — Es wird bei dieser Friedfertigkeit auf meiner Seite Ihnen deswegen doch nicht an Gegnern der dogmatischen Partei, obwohl nach einem andern Styl, fehlen, denn den Empirismus können diese eben so wenig einräumen, ob sie es zwar freilich auf eine so schale und inconsequente Art (da er nicht halb, auch nicht ganz angenommen werden soll) thun, dass ihre determinirte Erklärung für dieses Princip dagegen sehr zu Ihrem Vortheil absticht.

Ich bitte daher, theuerster Herr, ergebenst, mir diese Verbindlichkeit zu erlassen, oder den Anspruch auf dieselbe und meine Erwiderung Ihrer Einwürfe weiter hinauszusetzen, indem diese Arbeit für jetzt allem Ansehen nach auf reinen Verlust unternommen werden dürfte.

Mit der grössten Hochachtung für Ihr Talent und mannigfaltige Verdienste bin ich übrigens

Ihr

ergebenster Diener

Königsberg, d. 24. Februar 1792.

I. Kant.

12.

An den

Kirchenrath Ludw. Ernst Borowski

in Königsberg.

1792*.

Ew. Hochw. freundschaftlicher Einfall, mir eine öffentliche Ehre zu bezeugen, verdient zwar meine ganze Dankbarkeit; macht mich aber auch zugleich äusserst verlegen, da ich einerseits alles, was einem Pomp ähnlich sieht, aus natürlicher Abneigung (zum Theil auch, weil der Lobredner gemeiniglich auch den Tadler aufsucht) vermeide und daher die mir zugedachte Ehre gern verbitten möchte, andererseits aber mir vorstellen kann, dass Sie eine solche ziemlich weitläufige Arbeit ungern umsonst übernommen haben möchten. — Kann diese Sache noch unterbleiben, so werden Sie mir dadurch eine wahre Unannehmlichkeit ersparen und Ihre Bemühung, als Sammlung von Materialien zu einer Lebensbeschreibung nach meinem Tode betrachtet, würde denn doch nicht ganz vergeblich seyn. — In meinem Leben aber sie wohl gar im Drucke erscheinen zu lassen, würde ich aufs inständigste und ernstlichste verbitten.

In jener Rücksicht habe ich mich der mir gegebenen Freiheit bedient, Einiges zu streichen oder abzuändern, wovon die Ursache anzuführen, hier zu weitläufig seyn würde und die ich bei Gelegenheit mündlich eröffnen werde. — Die Parallele, die auf der vor den drei letzten Blät-

* Diesen Brief schrieb Kant, als Borowski Materialien zu seiner Biographie von ihm selbst forderte; er ist bereits abgedruckt in Borowski's Biographie Kant's, S. 5—7.

tern vorhergehenden Seite (wo ein Ohr eingeschlagen ist) zwischen der christlichen und der von mir entworfenen philosophischen Moral gezogen worden, könnte mit wenigen Worten dahin abgeändert werden, dass statt derer Namen, davon der eine geheiligt, der andere aber eines armen ihn nach Vermögen auslegenden Stümpers ist, diese nur eben angeführten Ausdrücke gebraucht würden, weil sonst die Gegeneinanderstellung etwas für Einige Anstössiges in sich enthalten möchte. — Ich beharre übrigens mit der vollkommensten Hochachtung und Freundschaft zu seyn

Ew. Hochw.

ganz ergebenster, treuer Diener

Königsberg, 24. Octbr. 1792.

I. K a n t.

13.

An

Professor J. G. Fichte

in Jena

und dessen Briefe an Kant.

1792—98*.

1.

(Königsberg im Juli 1791.)

Verehrungswürdiger Mann!

Denn andere Titel mögen für die bleiben, denen man diesen nicht aus der Fülle des Herzens geben kann. — Ich kam nach Königsberg, um den Mann, den ganz Europa verehrt, den aber in ganz Europa wenig Menschen so lieben, wie ich, näher kennen zu lernen. Ich stellte mich Ihnen dar. Erst später bedachte ich, dass es Vermessenheit sey, auf die Bekanntschaft eines solchen Mannes Anspruch zu machen, ohne die geringste Befugniss dazu aufzuweisen zu haben. Ich hätte Empfehlungsschreiben haben können. Ich mag nur diejenigen, die ich mir selbst mache. Hier ist das meinige. Es ist mir schmerzhaft, es Ihnen nicht mit dem frohen Bewusstseyn übergeben zu können, mit dem ich mir's dachte. Es kann dem Manne, der in seinem Fache alles tief unter sich erblicken muss, was ist, und was war, nichts Neues seyn, zu lesen, was Ihn nicht befriedigt; und wir andern alle werden uns Ihm, wie der reinen Vernunft selbst in einem Menschenkörper, nur

* Die zwölf ersten Briefe zwischen Fichte und Kant sind aus Fichte's Leben S. 157—73 mitgetheilt. Über den dreizehnten, den ich hier zunächst aus dem Originale bekannt mache, vergl. meine Anmerkung zu demselben. Sch.

mit bescheidner Erwartung Seines Ausspruchs nahen dürfen. Es würde vielleicht mir, dessen Geist in mancherlei Labyrinthen herumirrte, ehe ich ein Schüler der Kritik wurde, der ich dies erst seit sehr kurzer Zeit bin, und dem seine Lage nur einen kleinen Theil dieser kurzen Zeit diesem Geschäfte zu widmen erlaubt hat, von einem solchen Manne, und von meinem Gewissen verziehen werden, wenn meine Arbeit auch noch unter dem Grade der Erträglichkeit wäre, auf welchem der Meister das Beste erblickt. Aber kann es mir verziehen werden, dass ich sie Ihnen übergebe, da sie nach meinem eignen Bewusstseyn schlecht ist? Werden die derselben angehängten Entschuldigungen mich wirklich entschuldigen? Der grosse Geist würde mich zurückgeschreckt haben; aber das edle Herz, das mit jenem vereint allein fähig war, der Menschheit Tugend und Pflicht zurückzugeben, zog mich an. Über den Werth meines Aufsatzes habe ich das Urtheil selbst gesprochen: ob ich jemals etwas Besseres liefern werde, darüber sprechen Sie es. Betrachten Sie es als das Empfehlungsschreiben eines Freundes, oder eines blossen Bekannten, oder eines gänzlich Unbekannten, oder als gar keins, Ihr Urtheil wird immer gerecht seyn. Ihre Grösse, vortrefflicher Mann, hat vor aller gedenkbaren menschlichen Grösse das Auszeichnende, das Gottähnliche, dass man sich ihr mit Zutrauen nähert.

Sobald ich glauben kann, dass Dieselben diesen Aufsatz gelesen haben werden, werde ich Ihnen persönlich aufwarten, um zu erfahren, ob ich mich ferner nennen darf

Euer Wohlgeboren

innigsten Verehrer

J. G. Fichte.

2.

Wohlgeborner Herr,
Höchstzuverehrender Herr Professor!

Ich habe unlängst die meinem Herzen erfreuliche Nachricht erhalten, dass Euer Wohlgeboren mit der liebevollsten Besorgsamkeit bei jener unerwarteten Censur-Verweigerung und Herrn Hartung's darauf gefassten Entschlusse in Ihrem Rathe auf mein mögliches künftiges Wohl bedacht gewesen sind. Das Andenken an die Besorgsamkeit eines Mannes, der meinem Herzen über alles ehrwürdig ist, ist mir theuer, und ich versichre Dieselben hierdurch meiner wärmsten Dankbarkeit dafür; eine Versicherung, die ich um Ihrer Zeit zu schonen, erst später würde gegeben haben, wenn ich nicht zugleich Ihres Rathes bedürfte.

Ein Gönner nämlich, den ich verehere, bittet mich in einem Briefe über diesen Gegenstand, der mit einer Güte geschrieben ist, die mich rührt, bei einer durch diesen Aufschub des Druckes vielleicht möglichen Revision der Schrift doch noch ein paar Punkte in ein anderes Licht zu stellen, die zwischen ihm und mir zur Frage gekommen sind. Ich habe nämlich gesagt, dass der Glaube an eine gegebene Offenbarung vernunftmässig nicht auf Wunderglauben gegründet werden könne, weil kein Wunder als solches zu erweisen sey; habe aber in einer Note hinzugesetzt, dass man nach anderweitigen guten Gründen, dass eine Offenbarung als göttlich annehmbar sey, sich allenfalls der Vorstellung von bei ihr geschehenen Wundern, bei Subjecten, die so etwas bedürfen, zur Rührung und Bewunderung bedienen könne; die einzige Milderung, die ich diesem Satze geben zu können glaubte. Ich habe ferner gesagt, dass eine Offenbarung weder unsere dogmatischen noch moralischen Erkenntnisse ihrer Materie nach erweitern könne; aber wohl zugestanden, dass sie über transscendente Gegenstände, über welche wir zwar das Dass glauben, über das Wie aber nichts erkennen können, etwas bis zur Erfahrung provisorisch, und für die, die es sich so denken wollen, subjectiv Wahres hinstellen könne,

welches aber nicht für eine materielle Erweiterung, sondern bloß für eine zur Form gehörige verkörpernde Darstellung des schon *a priori* gegebenen Geistigen zu halten sey. Ungeachtet fortgesetzten Nachdenkens über beide Punkte, habe ich bis jetzt keine Gründe gefunden, die mich berechtigen könnten, jene Resultate abzuändern. Dürfte ich Ew. Wohlgeboren als den competentesten Richter hierüber ersuchen, mir auch nur in zwei Worten zu sagen, ob und auf welchem Wege andere Resultate über diese Punkte zu suchen seyen, oder ob eben diejenigen die einzigen seyen, auf welche eine Kritik des Offenbarungs-Begriffes unausweichlich führen müsse? Ich werde, wenn Ew. Wohlgeboren die Güte dieser zwei Worte für mich haben sollten, keinen andern Gebrauch davon machen, als den, der mit meiner innigen Verehrung gegen Sie übereinkommt. Auf eben gedachten Brief habe ich mich schon dahin erklärt, daß ich der Sache weiter nachzudenken nie ablassen, und stets bereit seyn würde, zurückzunehmen, was ich als Irrthum anerkennen würde.

Über die Censur-Verweigerung an sich habe ich, nach den so deutlich an den Tag gelegten Absichten des Aufsatzes, und nach dem Tone, der durchgängig in ihm herrscht, mich nicht anders als wundern können. Auch sehe ich schlechterdings nicht ein, woher die theologische Facultät das Recht bekomme, sich mit einer Censur einer solchen Behandlung einer solchen Frage zu befassen.

Ich wünsche Ew. Wohlgeboren die unerschütterteste Gesundheit, empfehle mich der Fortdauer Deroselben gültiger Gesinnungen, und bitte Sie zu glauben, daß ich mit der innigsten Verehrung bin

Ew. Wohlgeboren

ganz gehorsamster

Krokow p. Neustadt d. 22. Jan. 1792.

J. G. Fichte.

3.

Antwort von Kant.

Ew. Wohlgeboren verlangen von mir belehrt zu werden, ob nicht für Ihre in der jetzigen strengen Censur durchgefallene Abhandlung eine Remedur gefunden werden könne, ohne sie gänzlich zur Seite legen zu dürfen. Ich antworte: Nein! so viel ich nämlich, ohne Ihre Schrift selber durchgelesen zu haben, aus dem, was Ihr Brief als Hauptsatz derselben anführt, nämlich „dass der Glaube an eine gegebene Offenbarung vernunftmässig nicht auf Wunderglauben gegründet werden könne,“ — schliessen kann.

Denn hieraus folgt unvermeidlich: dass eine Religion überhaupt keine andern Glaubensartikel enthalten könne, als die es auch für die blosse reine Vernunft sind. Dieser Satz ist nun meiner Meinung nach zwar ganz unschuldig, und hebt weder die subjective Nothwendigkeit einer Offenbarung noch selbst das Wunder auf (weil man annehmen kann, dass, ob es gleich möglich ist, ja, wenn sie einmal da sind, auch durch die Vernunft einzusehen, ohne Offenbarung aber die Vernunft doch nicht von selbst darauf gekommen seyn würde, diese Artikel zu introduciren allenfalls Anfangs Wunder vonnöthen gewesen seyn können, die jetzt der Religion zum Grunde zu legen, da sie sich mit ihren Glaubensartikeln nun schon selbst erhalten kann, nicht mehr nöthig sey), allein nach den, wie es scheint, jetzt angenommenen Maximen der Censur würden Sie damit doch nicht durchkommen. Denn nach diesen sollen gewisse Schriftstellen so nach dem Buchstaben in das Glaubensbekenntniss aufgenommen werden, wie sie von dem Menschenverstande schwerlich auch nur gefasst, viel weniger durch Vernunft als wahr begriffen werden können; und da bedürfen sie allerdings zu allen Zeiten der Unterstützung durch Wunder und können ein Glaubensartikel der blossen Vernunft werden. — Dass die Offenbarung dergleichen Sätze nur aus Accommodation für Schwache in einer sinnlichen Hülle aufzustellen die Absicht hege, und

dieselbe insofern auch — ob zwar blos subjective Wahrheit haben können, findet bei jenen Censurgrundsätzen gar nicht Statt; denn diese fordern Anerkennung der objectiven Wahrheit derselben nach dem Buchstaben.

Ein Weg bliebe Ihnen aber doch noch übrig, Ihre Schrift mit den (doch nicht völlig bekannten) Ideen des Censors in Übereinstimmung zu bringen: wenn es Ihnen gelänge, ihm den Unterschied zwischen einem dogmatischen, über allen Zweifel erhabenen Glauben und einen blos moralischen, der freien aber auf moralische Gründe (der Unzulänglichkeit der Vernunft, sich in Ansehung ihres Bedürfnisses selbst Genüge zu leisten) sich stützenden Annahme begreiflich und gefällig zu machen; da alsdann der auf Wunderglauben durch moralisch gute Gesinnung gepfropfte Religionsglaube ungefähr so lauten würde: „Ich glaube, lieber Herr! d. i. ich nehme es gern an, ob ich es gleich weder mir noch Andern hinreichend beweisen kann; hilf meinem Unglauben! d. h. den moralischen Glauben in Ansehung alles dessen, was ich aus der Wundergeschichts - Erzählung zu innerer Besserung für Nutzen ziehen kann, habe ich, und wünsche auch den historischen, sofern dieser gleichfalls dazu beitragen könnte, zu besitzen. Mein unvorsätzlicher Nichtglaube ist kein vorsätzlicher Unglaube.“ Allein Sie werden diesen Mittelweg schwerlich einem Censor gefällig machen, der, wie zu vermuthen ist, das historische Credo zur unnachlässlichen Religionspflicht macht.

Mit diesen meinen in der Eile hingelegten, ob zwar nicht unüberlegten Ideen können Sie nun machen, was Ihnen gut dünkt, ohne jedoch auf den, der sie mittheilt, weder ausdrücklich noch verdeckt Anspielung zu machen; vorausgesetzt, dass Sie sich vorher von deren Wahrheit selbst aufrichtig überzeugt haben.

Übrigens wünsche ich Ihnen in Ihrer gegenwärtigen häuslichen Lage Zufriedenheit, und im Falle eines Verlangens, sie zu verändern, Mittel zu Verbesserung derselben

in meinem Vermögen zu haben, und bin mit Hochachtung
und Freundschaft

Ew. Hochedelgeboren

ergebenster Diener

Königsberg, d. 2. Febr. 1792.

I. Kant.

4.

Wohlgeborener Herr,

Höchstzuverehrender Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren gütiges Schreiben hat mir, sowohl um der Güte willen, mit der Sie meine Bitte so bald erfüllten, als um seines Inhalts willen, innige Freude gemacht. Ich fühle jetzt über die in Untersuchung gekommenen Punkte ganz die Ruhe, welche nächst eigener Überzeugung auch noch die Autorität desjenigen Mannes geben muss, den man über alles verehrt.

Wenn ich Ew. Wohlgeboren Meinung richtig gefasst habe, so bin ich den durch Sie vorgeschlagenen Mittelweg der Unterscheidung des Glaubens der Behauptung von dem eines durch Moralität motivirten Annehmens in meinem Aufsatze wirklich gegangen. Ich habe nämlich die meinen Grundsätzen nach einzig mögliche vernünftige Art eines Glaubens an die Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung, welcher (Glaube) nur eine gewisse Form der Religions-Wahrheiten zum Objecte hat, von demjenigen, der diese Wahrheiten an sich als reine Vernunft-Postulate annimmt, sorgfältig zu unterscheiden gesucht. Es war nämlich eine auf Erfahrung von der Wirksamkeit einer als göttlichen Ursprungs gedachten Form dieser Wahrheiten zur moralischen Vervollkommnung sich gründende freie Annahme des göttlichen Ursprungs dieser Form, den man jedoch weder sich noch andern beweisen kann, aber eben so sicher ist, ihn nicht widerlegt zu sehen; eine Annahme, welche,

wie jeder Glaube, blos subjectiv, aber nicht wie der reine Vernunftglaube, allgemein gültig sey, da er sich auf eine besondere Erfahrung gründe. — Ich glaube diesen Unterschied so ziemlich ins Licht gesetzt zu haben, und ganz zum Beschlusse suchte ich die praktischen Folgen dieser Grundsätze darzustellen; dass sie nämlich zwar alle Bemühungen unsere subjectiven Überzeugungen Andern aufzudringen aufhören, dass sie aber auch jedem den unstörbaren Genuss alles dessen, was er aus der Religion zu seiner Besserung brauchen kann, sicherten, und den Bestreiter der positiven Religion nicht weniger als ihre dogmatischen Vertheidiger zur Ruhe verwiesen, u. s. w. — Grundsätze, durch die ich bei wahrheitliebenden Theologen keinen Zorn zu verdienen glaubte. Aber es ist geschehen, und ich bin jetzt entschlossen, den Aufsatz zu lassen, wie er ist, und dem Verleger zu überlassen, damit zu verfahren, wie er will. Ew. Wohlgeboren aber, Denen ich alle meine Überzeugungen überhaupt, als besonders die Berichtigung und Befestigung in denen, wovon hier vorzüglich die Rede war, verdanke, bitte ich die Versicherung der Hochachtung und vollkommensten Ergebenheit gütig aufzunehmen, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Wohlgeboren

inniger Verehrer

Krokow, d. 17. Febr. 1792.

J. G. Fichte.

5.

Wohlgeborener Herr,

Höchstzuverehrender Herr Professor.

Durch einen Umweg, weil ich selbst die Literatur-Zeitung sehr spät erhalte, bekomme ich eine unbestimmte Nachricht, dass in dem Intelligenzblatte derselben meine Schrift für eine Arbeit von Ew. Wohlgeboren ausgegeben worden, und dass Dieselben sich genöthigt gesehen, dage-

gen zu protestiren. In welchem Sinne es möglich war, so etwas zu sagen, sehe ich nicht ein, und kann es um so weniger einsehen, da ich die Sache nur unbestimmt weiss. — So schmeichelhaft ein solches Missverständniss an sich für mich seyn müsste, so erschreckt es mich doch so sehr, wenn ich es mir als möglich denke, dass Ew. Wohlgeboren oder ein Theil des Publicums glauben könnten: ich selbst habe, durch eine Indiscretion derjenigen Art der Hochachtung, die Ihnen Jedermann um desto mehr schuldig ist, da sie fast die einzige bleibt, die wir Ihnen erweisen dürfen, verletzt, und dadurch auch nur die entfernteste Veranlassung zu diesem Vorfalle gegeben.

Ich habe sorgfältig alles zu vermeiden gesucht, was Dieselben die eigentlich wohlthätige Verwendung — ich weiss das und anerkenne es — für meinen ersten schriftstellerischen Versuch bereuen machen könnte. Ich habe nie gegen irgend Jemand etwas gesagt, das Ihrer Äusserung, dass Sie nur einen kleinen Theil meines Aufsatzes gelesen, und von diesem auf das übrige geschlossen, widerspräche; ich habe vielmehr eben dies mehrmals gesagt. Ich habe in der Vorrede den kaum merklichen Wink, dass ich so glücklich gewesen bin, wenigstens zum Theil gütig von Ihnen beurtheilt zu werden, vertilgt. (Ich wünschte jetzt, leider zu spät, die ganze Vorrede zurückbehalten zu haben.)

Dies ist die Versicherung, die ich Ew. Wohlgeboren nicht aus Furcht, dass Sie ohne gegebene Veranlassung mich für indiscret halten würden, sondern um Denenselben meine Theilnahme an dem unangenehmen Vorfalle, die sich auf die reinste Verehrung für Sie gründet, zu erkennen zu geben, machen wollte. Sollte, wie ich vor völliger Kunde der Sache nicht urtheilen kann, und worüber ich mir Ew. Wohlgeboren gütigen Rath erbitte, noch eine öffentliche Erklärung von meiner Seite nöthig seyn, so werde ich sie ohne Anstand geben.

Werden Ew. Wohlgeboren der Frau Gräfin von Krokow, in deren Hause ich so glückliche Tage verlebe, welche mir aufträgt, Ihnen ihre Hochachtung zu versichern, und

welche selbst die aller Welt verdient, eine kleine Neugier für gut halten? Sie findet unlängst im bischöflichen Garten zu Oliva an der Statue der Gerechtigkeit Ihren Namen angeschrieben, und wünscht zu wissen, ob Sie selbst dagewesen sind. Ungeachtet ich Ihr nun vorläufig zugesichert habe, dass aus dem angeschriebenen Namen sich gar nichts schliessen lasse, weil Sie es sicher nicht gewesen, der ihn hingeschrieben; so hat Sie sich doch schon zu sehr mit dem Gedanken familiarisirt, an einem Orte gewesen zu seyn, wo auch Sie einst waren, und besteht auf ihrem Verlangen, Sie zu fragen. Ich finde aber, dass dieser Neugier noch etwas Anderes zum Grunde liegt: Sind Sie in Oliva schon einmal gewesen, denkt Sie, so könnten Sie wohl einst in Ihren Ferien wieder dahin und von da aus wohl auch nach Krokow kommen — und es gehört unter Ihre Lieblingswünsche, Sie einmal bei sich zu sehen, und Ihnen ein Paar vergnügte Tage oder auch Wochen zu machen; und ich glaube selbst, dass Sie den zweiten Theil Ihres Wunsches erreichen würde, wenn Sie den ersten erreichen könnte. Ich bin mit warmer Verehrung

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener

Krokow, d. 6. Aug. 1792.

J. G. Fichte.

6.

Verehrungswürdiger Gönner.

Schon längst würde ich Ew. Wohlgeboren meine Dankbarkeit für Ihr letztes gütiges Antwortschreiben bezeugt haben, wenn ich nicht vorher, um ganz übersehen zu können, wie viel ich Ihnen schuldig sey, Ihre Anzeige im Intelligenz-Blatte der A. L. Z. zu lesen gewünscht hätte. Das gütige Privat-Urtheil eines Mannes, den ich unter allen Menschen am meisten verehere und liebe, war mir das beruhigendste, und das mir nun bekannte öffentliche Urtheil

eben des Mannes, den der ehrwürdigere Theil des Publicums wohl nicht viel weniger verehrt, das rühmlichste, was mir begegnen konnte. Die erste ehrenvolle Folge eines so gewichtvollen Urtheils war die unlängst erhaltene Einladung zur Mitarbeit an der A. L. Z.: eine wichtige Zunöthigung zum Fortstudiren, der ich mich, nach Erhaltung einiger mir nothwendigen Nachrichten, um die ich gebeten habe, wohl unterwerfen dürfte.

Der Frau Gräfin von Krokow, die Sie Ihrer fortdauernden Hochachtung versichert, that es weh, einen schönen Traum vernichtet zu sehen; und mich hat die Stelle Ihres Briefes, wo Sie von der Reise in eine andere Welt reden, innigst gerührt.

Ich bitte Sie, mir das Schätzbarste, was mir der Aufenthalt in Königsberg geben konnte, Ihre gütige Meinung zu erhalten, und mir gern zu vergönnen, mich zu nennen

Ew. Wohlgeboren

dankbarsten Verehrer

Krokow, bei Neustadt, d. 17. Oct. 1792.

J. G. Fichte.

7.

Wohlgeborner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Professor.

Schon längst hat mein Herz mich aufgefordert, an Ew. Wohlgeboren zu schreiben: aber ich habe diese Aufforderung nicht befriedigen können. Ew. Wohlgeboren verzeihen auch jetzt, wenn ich mich allenthalben so kurz fasse als möglich.

Da ich mir, — schmeichelt mir das nur eine jugendliche Eitelkeit, oder liegt es in der Erhabenheit Ihres Charakters, sich auch zum Kleinen herabzulassen? — da ich mir einbilde, dass Ew. Wohlgeboren einigen Antheil an mir nehmen, so lege ich Ihnen meine Pläne vor.

Jetzt habe ich fürs erste meine Offenbarungs-Theorie zu begründen. Die Materialien sind da, und es wird nicht viel Zeit erfordern, sie zu ordnen. — Dann glüht meine Seele von einem grossen Gedanken: die Aufgabe S. 372—374 der Kritik der reinen Vernunft (dritte Auflage) zu lösen. — Zu allem diesem bedarf ich sorgenfreie Musse; und sie giebt mir die Erfüllung einer unerlässlichen, aber süssen Pflicht. Ich geniesse sie in einem mir sehr zuträglichen Klima, bis jene Aufgaben gelöst sind.

Ich habe zu meiner Belehrung und zu meiner Leitung auf meinem weitem Wege das Urtheil des Mannes, den ich unter allen am meisten verehere, über meine Schrift gewünscht. Krönen Sie alle Ihre Wohlthaten gegen mich damit, dass Sie mir dasselbe schreiben. Ich habe jetzt keine bestimmte Adresse. Kann nicht etwa Ihr Schreiben mit einem der Königsberger Buchhändler nach Leipzig zur Messe abgehen (in welchem Falle ich es abholen werde), so hat die Frau Hof-Predigerin Schulz eine sichere, aber in etwas verspätende Adresse an mich. — Der Rec. der N. D. A. B. setzt mich in den crassesten Widerspruch mit mir selbst; doch, das weiss ich zu lösen: aber er setzt mich in den gleichen offenbaren Widerspruch mit dem Urheber der kritischen Philosophie. Auch das wüsste ich zu lösen, wenn es nicht nach seiner Relation, sondern nach meinem Buche gehen soll.

Und jetzt, wenn die Vorsehung das Flehen so vieler erhören, und Ihr Alter über die ungewöhnlichste Grenze des Menschenalters hinaus verlängern will, jetzt, guter, theurer, verehrungswürdiger Mann, nehme ich auf dieser Welt für persönliches Anschauen Abschied; und mein Herz schlägt wehmüthig, und mein Auge wird feucht. In jener Welt, deren Hoffnung Sie so Manchem, der keine andere hatte, und auch mir gegeben haben, erkenne ich gewiss Sie, nicht an den körperlichen Zügen, sondern an Ihrem Geiste wieder. Wollen Sie mir aber auch in meiner künftigen weitem Entfernung erlauben, schriftlich — nicht Ihnen zu sagen, was ewig unabänderlich ist, dass ich Sie unaussprech-

lich verehere — sondern mit Ihren Rath, Ihre Leitung, Ihre Beruhigung vielleicht zu erbitten, so werde ich eine solche Erlaubniss bescheiden nützen.

Ihrer Gunst empfiehlt sich

Ew. Wohlgeboren

innigster Verehrer

Berlin, d. 2. April 1793.

J. G. Fichte.

8.

Antwort von Kant.

Zu der der Bearbeitung wichtiger philosophischer Aufgaben geweihten, glücklich erlangten Musse gratulire ich Ihnen, würdiger Mann, von Herzen, ob Sie zwar, wo und unter welchen Umständen Sie solche zu geniessen hoffen, zu verschweigen gut finden.

Die Ihnen Ehre machende Schrift: „Kritik aller Offenbarung“ habe ich bisher nur theilweise und durch dazwischen laufende Geschäfte unterbrochen gelesen. Um darüber urtheilen zu können, müsste ich sie in einem stetigen Zusammenhange, da das Gelesene mir immer gegenwärtig bleibt, um das Folgende damit zu vergleichen, ganz durchgehen, wozu ich aber bis jetzt weder die Zeit noch die Disposition, die einige Wochen her meinen Kopfarbeiten nicht günstig ist, habe gewinnen können. Vielleicht werden Sie durch Vergleichung Ihrer Arbeit mit meiner neuen Abhandlung; Religion innerhalb etc. betitelt, am leichtesten ersehen können, wie meine Gedanken mit den Ihrigen in diesem Puncte zusammenstimmen, oder von einander abweichen.

Zu Bearbeitung der Aufgabe: Kritik d. r. V. S. 372 etc. wünsche und hoffe ich gutes Glück von Ihrem Talent und Fleisse. Wenn es nicht jetzt mit allen meinen Arbeiten sehr langsam ginge, woran wohl mein vor Kurzem ange-

tretenes 70stes Lebensjahr schuld seyn mag: — so würde ich in der vorhabenden Metaphysik der Sitten schon bei dem Capitel seyn, dessen Inhalt Sie sich zum Gegenstande der Ausführung gewählt haben, und es soll mich freuen, wenn Sie mir in diesem Geschäfte zuvorkommen, ja es meiner Seits entbehrlich machen könnten.

Wie nahe oder wie fern auch mein Lebensziel ausgesteckt seyn mag: so werde ich meine Laufbahn nicht unzufrieden endigen, wenn ich mir schmeicheln darf, dass, was meine geringen Bemühungen angefangen haben, von geschickten, zum Weltbesten eifrig hinarbeitenden Männern der Vollendung immer näher gebracht werden dürfte.

Mit dem Wunsche von Ihrem Wohlbefinden und dem glücklichen Fortgange Ihrer gemeinnützigen Bemühungen von Zeit zu Zeit Nachricht zu erhalten, bin ich mit vollkommener Hochachtung und Freundschaft etc.

Königsberg, d. 12. Mai 1793.

I. Kant.

9.

Mit inniger Freude, verehrungswürdiger Gönner, erhielt ich den Beweis, dass Sie auch noch in der Entfernung mich Ihres gütigen Wohlwollens würdigten, Ihren Brief. Meine Reise war nach Zürich gerichtet, wo schon bei meinem ehemaligen Aufenthalte ein junges sehr würdiges Frauenzimmer mich ihrer besondern Freundschaft werth hielt. Noch ehe ich nach Königsberg reiste, wünschte sie meine Rückkehr nach Zürich und unsere völlige Verbindung. Was ich damals, da ich noch nichts gethan hatte, mir nicht für erlaubt hielt, erlaubte ich mir jetzt, da ich wenigstens für die Zukunft versprochen zu haben scheine, etwas zu thun. — Diese Verbindung, welche bisher durch unvorhergesehene Schwierigkeiten, welche die Zürcher Gesetze Fremden entgegensetzen, aufgehalten worden, in einigen Wochen aber Statt finden wird, gäbe mir die Aussicht mich in un-

abhängiger Musse dem Studiren zu widmen, wenn nicht der an sich herzensgute, mit meinem individuellen Charakter aber sehr unverträgliche Charakter der Züricher mich eine Veränderung des Wohnorts wünschen liesse.

Ich erwarte die gleiche Freude von der Erscheinung Ihrer Metaphysik der Sitten, mit welcher ich Ihre Religion innerhalb der Grenzen etc. gelesen habe. Mein Plan in Absicht des Naturrechts, des Staatsrechts, der Staatsweisheitslehre geht ins Weitere, und ich kann leicht ein halbes Leben zur Ausführung desselben bedürfen. Ich habe also immer die frohe Aussicht Ihr Werk für dieselbe zu benutzen. — Sollten bis dahin meine Ideen sich formen, und ich auf unerwartete Schwierigkeiten stossen; wollen Sie denn wohl erlauben, dass ich mir Ihren gütigen Rath erbitte? Vielleicht lege ich, dann anonym, in verschiedenen Einkleidungen meine der Entwicklung entgegenstrebenden Ideen dem Publicum zur Beurtheilung vor. Ich gestehe, dass schon etwas dieser Art von mir im Publicum ist*, wovon ich aber vor der Hand nicht wünschte, dass man es für meine Arbeit hielte, weil ich viele Ungerechtigkeiten mit vieler Freimüthigkeit und Eifer gerügt habe, ohne vor der Hand, weil ich noch nicht so weit bin, Mittel vorgeschlagen zu haben, wie ihnen ohne Unordnung abzuhelpen sey. Ein enthusiastisches Lob, aber noch keine gründliche Beurtheilung dieser Schrift, ist mir zu Gesichte gekommen. Wollen Sie mir dieses — soll ich sagen Zutrauen oder Zutraulichkeit? — erlauben, so schicke ich es Ihnen zur Beurtheilung zu, sobald ich die Fortsetzung aus der Presse erhalte. Sie, verehrungswürdiger Mann, sind der Einzige, dessen Urtheil sowohl, als dessen strenger Verschwiegenheit ich völlig traue. Über politische Gegenstände sind leider! bei der jetzigen besondern Verwicklung, fast alle parteiisch, selbst recht gute Denker, entweder furchtsame Anhänger des Alten, oder hitzige Feinde desselben, blos weil es alt ist. — Wollen Sie mir diese

* Seine „Beiträge zur Beurtheilung der französischen Revolution.“

gütige Erlaubniss ertheilen, ohne welche ich es nicht wagen würde, so wird, denke ich, der Herr Hof-Prediger Schulz Gelegenheit haben, Briefe an mich zu besorgen.

Nein — grosser für das Menschengeschlecht höchst wichtiger Mann, Ihre Arbeiten werden nicht untergehen, sie werden reiche Früchte tragen, sie werden in der Menschheit einen neuen Schwung und eine totale Wiedergeburt ihrer Grundsätze, Meinungen, Verfassungen bewirken! Es ist, glaub ich, nichts, worüber die Folgen derselben sich nicht verbreiteten. Und diesen Ihren Entdeckungen gehen frohe Aussichten auf. Ich habe Herrn H. Pr. Schulz darüber einige Bemerkungen geschrieben, die ich auf einer Reise gemacht, und ihn gebeten, sie Ihnen mitzutheilen.

Was muss es seyn, grosser und guter Mann, gegen das Ende seiner irdischer Laufbahn, solche Empfindungen haben zu können, als Sie! Ich gestehe, dass der Gedanke an Sie immer mein Genius seyn wird, der mich treibe, so viel in meinem Wirkungskreise liegt, auch nicht ohne Nutzen für die Menschheit von ihrem Schauplatze abzutreten.

Ich empfehle mich der Fordauer Ihres gütigen Wohlwollens, und bin mit der vollsten Hochachtung und Verehrung

Ew. Wohlgeboren

innigst ergebener

Zürich, d. 20. Sept. 1793.

Fichte.

10.

Verehrungswürdigster Mann.

Es ist vielleicht Anmaassung von mir, wenn ich durch meine Bitte dem Antrage des Herrn Schiller*, der vorigen Posttag an Sie ergangen, ein Gewicht hinzufügen zu

* Zur Theilnahme an den Horen.

können glaube. Aber die Lebhaftigkeit meines Wunsches, dass derjenige Mann, der die letzte Hälfte dieses Jahrhunderts für den Fortgang des menschlichen Geistes, für alle künftige Zeitalter unvergesslich gemacht hat, durch seinen Beitritt ein Unternehmen autorisiren möchte, das darauf ausgeht, seinen Geist über mehrere Fächer des menschlichen Wissens, und über mehrere Personen zu verbreiten; vielleicht auch die Aussicht, dass ich selbst mit Ihnen zu einem Plane vereinigt würde, lässt mich nicht lange untersuchen, was der Anstand mir wohl erlauben möge. — Sie haben von Zeit zu Zeit in die Berliner Monatsschrift Aufsätze gegeben. Für die Verbreitung dieser ist es völlig gleichgültig, wo sie stehen; jede periodische Schrift wird um Ihrer willen gesucht: aber für unser Institut wäre es, vor Welt und Nachwelt, die höchste Empfehlung, wenn wir Ihren Namen an unsrer Spitze nennen dürften.

Ich habe Ihnen durch Herrn Hartung meine Einladungsschrift überschickt; und es würde höchst unterrichtend für mich seyn, wenn ich — jedoch ohne Ihre Unbequemlichkeit — Ihr Urtheil darüber erfahren könnte. — Ich werde von nun an, durch den mündlichen Vortrag, mein System für die öffentliche Bekanntmachung reifen lassen.

Ich sehe mit Sehnsucht Ihrer Metaphysik der Sitten entgegen. Ich habe besonders in Ihrer Kritik der Urtheilskraft eine Harmonie mit meinen besondern Überzeugungen über den praktischen Theil der Philosophie entdeckt, die mich begierig macht, zu wissen, ob ich durchgängig so glücklich bin, mich dem ersten Denker anzunähern.

Ich bin mit innigster Verehrung Ihnen ergeben.

Fichte.

11.

Darf ich Ihre Musse,
verehrungswürdigster Mann,
durch die Bitte unterbrechen, beigeschlossnen kleinen Theil des ersten Versuchs, den in meiner Schrift: „Über den

Begriff der Wissenschaftslehre etc.“ angedeuteten Plan auszuführen, wenn Ihre Geschäfte irgend es erlauben, durchzulesen, und mir Ihr Urtheil darüber zu sagen?

Abgerechnet, dass der Wink des Meisters dem Nachfolger unendlich wichtig seyn muss, und dass Ihr Urtheil meine Schritte leiten, berichtigen, beschleunigen wird, wäre es auch nicht unwichtig für den Fortgang der Wissenschaft selbst, wenn man dasselbe wüsste. Bei dem Tone, der im philosophischen Publicum herrschend zu werden droht; bei dem anmaassenden Absprechen derer, die im Possess zu seyn sich dünken; bei ihrem ewigen Machtspruche von Nicht verstanden haben, und Nicht verstanden haben können, und gegenseitig nie verstehen werden, wird es immer schwerer, sich auch nur Gehör zu verschaffen; geschweige denn Prüfung und belehrende Beurtheilung.

Von innigster Verehrung gegen Ihren Geist durchdrungen, den ich zu ahnen glaube; des Glücks theilhaftig, Ihren persönlichen Charakter in der Nähe bewundert zu haben; wie glücklich wäre ich, wenn meine neuesten Arbeiten von Ihnen eines günstigen Blicks gewürdigt würden, als man bisher darauf geworfen! Herr Schiller, der Sie seiner Verehrung versichert, erwartet sehnsuchtsvoll Ihren Entschluss in Absicht des geschehenen Ansuchens in einer Sache, die ihn ungemein interessirt; und uns Andere nicht weniger. Dürfen wir hoffen? Ich empfehle mich Ihrem gütigen Wohlwollen.

Ihr

innigst ergebener

Jena, d. 6. Oct. 1794.

Fichte.

Ich lege ein Exemplar von 5 mir abgedruckten Vorlesungen bei. Sie scheinen mir selbst, wenigstens für das Publicum, höchst unbedeutend.

12.

Antwort von Kant.

Hochgeschätzter Freund,

Wenn Sie meine drei Vierteljahr verzögerte Antwort auf Ihr an mich abgelassenes Schreiben für Mangel an Freundschaft und Unhöflichkeit halten sollten; so würde ich es Ihnen kaum verdenken können. Kennen Sie aber meinen Gesundheitszustand und die Schwäche meines Alters, die mich genöthigt haben, schon seit Einem und einem halben Jahre alle meine Vorlesungen, gewiss nicht aus Gemächlichkeit, aufzugeben; so würden Sie dieses mein Betragen verzeihlich finden; ungeachtet ich noch dann und wann durch den Canal der Berl. Monatsschrift und auch neuerlich durch den der Berliner Blätter von meiner Existenz Nachricht gebe, welches ich als Erhaltungsmittel durch Agitation meiner geringen Lebenskraft, ob zwar langsam und nur mit Mühe thue, wobei ich mich jedoch fast ganz ins praktische Fach zu werfen mir gerathen finde, und die Subtilität der theoretischen Speculation, vornämlich wenn sie ihre neuern, äusserst zugespitzten *Apices* betrifft, gern Andern überlasse.

Dass ich zu dem, was ich neuerlich ausgefertigt habe, kein anderes Journal als das der Berliner Blätter wählte, werden Sie und meine übrigen philosophirenden Freunde mir als Invaliden zu Gute halten. Die Ursache ist: weil ich auf diesem Wege am geschwindesten meine Arbeit ausgefertigt und beurtheilt sehe, indem sie, gleich einer politischen Zeitung, fast posttäglich die Erwartung befriedigt, ich aber nicht weiss, wie lange es noch dauern möchte, dass ich überhaupt arbeiten kann.

Ihre mir 1795 und 1796 zugesandten Werke sind mir durch Herrn Hartung wohl zu Handen gekommen.

Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, dass meine Rechtslehre Ihren Beifall erhalten hat.

Lassen Sie sich, wenn sonst Ihr Unwillen über meine Zögerung im Antworten nicht zu gross ist, ferner nicht

abhalten, mich mit ihren Briefen zu beehren, und mir literarische Nachrichten zu ertheilen. Ich werde mich ermannen, künftig hierin fleissiger zu seyn, vornämlich, da ich Ihr treffliches Talent einer lebendigen und mit Popularität verbundenen Darstellung in Ihren neuern Stücken sich entwickeln sehe, damit Sie die dornichten Pfade der Scholastik nun durchwandert haben, und nicht nöthig finden werden, dahin wieder zurück zu sehen.

Mit vollkommener Hochachtung und Freundschaft bin ich jederzeit etc.

I. Kant.

13*.

Verehrungswürdiger Freund und Lehrer.

Meinen innigsten Dank für Ihr gütiges Schreiben, welches meinem Herzen wohlthätig war. Meine Verehrung für Sie ist zu gross, als dass ich Ihnen irgend etwas übel nehmen könnte; und noch dazu etwas so leicht zu erklärendes, als Ihre verzögerte Antwort: aber es würde mich betrübt haben, Ihre gute Meinung, die ich mir erworben zu haben glaubte, wieder verloren zu haben. Ich lebe im Mittelpuncte der literarischen Anekdotenjägerei, und Klättscherei; (ich meine damit nicht sowohl unser Jena; denn hier haben wir grösstentheils ernsthaftere Beschäftigungen, als den ganzen Umkreis, der uns umgiebt) und hatte seit Jahren mancherlei hören müssen. Ich kann mir sehr wohl denken, wie man endlich der Speculation satt werden müsse. Sie ist nicht die natürliche Atmosphäre des Menschen; sie

* Diesen Brief Fichte's, der als Entgegnung auf den vorigen dient, theile ich aus dem Originale mit. Dasselbe ist mit anderen weniger bedeutenden Briefen an Kant in den Besitz des 1827 verstorbenen Bürgermeisters Buck gekommen und aus dessen Nachlass mir mitgetheilt worden. Vergl. überdies Kant's Brief an Schiller.

ist nicht Zweck, sondern Mittel. Wer den Zweck, die völlige Ausbildung seines Geistes, die vollkommene Ubereinstimmung mit sich selbst, erreicht hat, der lässt das Mittel liegen. Dies ist Ihr Zustand, verehrungswürdiger Greis.

Da Sie selbst sagen, dass „Sie die Subtilität der theoretischen Speculation, besonders was ihre neuere äusserst zugespitzte Apices betrifft, gern Andern überlassen“ so bin ich desto ruhiger wegen der missbilligenden Urtheile über mein System, welche fast Jeder, der sich zu dem zahlreichen Heere der deutschen Philosophen rechnet, von Ihnen in den Händen zu haben vorgiebt; wie denn noch ganz neuerlich Herr Bouterweck, der genügsame Recensent Ihrer Rechtslehre, und der Reinhold'schen Vermischten Schriften, in den Göttingischen Anzeigen, ein solches von Ihnen erhalten haben will; wie ich durch den Canal meiner Zuhörer vernehme. — Dies ist nun so die Welt, in der ich lebe.

Es gereicht mir zum lebhaftesten Vergnügen, dass meine Darstellung Ihren Beifall findet. Ich glaube es nicht zu verdienen, wenn derselbe Bouterweck sie für barbarisch (in den Göttingschen Anzeigen) ausschreit. Ich schätze das Verdienst der Darstellung sehr hoch, und bin mir einer grossen Sorgfalt bewusst, die ich sehr früh angewendet, um eine Fertigkeit darin zu erhalten; und werde nie ablassen, da wo es die Sache erlaubt, Fleiss auf sie zu wenden. Deswegen aber denke ich doch noch gar nicht daran, der Scholastik den Abschied zu geben. Ich treibe sie mit Lust und Leichtigkeit, und sie stärkt und erhöht meine Kraft. Überdies habe ich ein beträchtliches Feld derselben bisher bloß im Vorbeigehen berührt, aber noch nicht mit Vorsatz durchmessen: das der Geschmacks-Kritik.

Mit innigster Verehrung

Ihr

ergebenster

Jena, d. 1. Jänner 1798.

Fichte.

Um das Verhältniss beider Männer abzuschliessen, gehören noch zwei öffentliche Erklärungen hierher, die auch für die Geschichte der Philosophie als literarische Actenstücke aufzubehalten nicht unwichtig ist. Die erste enthält Kant's Urtheil über die Wissenschaftslehre, von welcher er sich förmlich lossagt, wahrscheinlich aus Furcht, der Verdacht des Atheismus, welcher eben die W. L. getroffen hatte, könne auch auf ihn zurückfallen. Diese Besorgniss, und, wie erläuternde Briefe aus Königsberg noch hinzusetzten, auch fremdes Zureden konnten wohl nur den Greis veranlassen, so sich über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu äussern, von dem doch keine nähere Kenntniss zu haben er sich bewusst seyn musste.

(Intell. Bl. d. A. L. Z. 1799. No. 109.)

„Auf die feierliche im Namen des Publicums an mich ergangene Aufforderung des Rec. von Buhle's Entwurf der Tr. Philosophie in No. 8. der Erlangischen L. Z. 1799. erkläre ich hiermit: dass ich Fichte's Wissenschaftslehre für ein gänzlich unhaltbares System halte. Denn reine Wissenschaftslehre ist nichts mehr oder weniger als blosser Logik, welche mit ihren Principien sich nicht zum Materialen des Erkenntnisses versteigt, sondern vom Inhalte desselben als reine Logik abstrahirt, aus welcher ein reales Object herauszuklauben vergebliche und daher auch nie versuchte Arbeit ist, sondern wo, wenn es die Transcendental-Philosophie gilt, allererst zur Metaphysik übergeschritten werden muss. Was aber Metaphysik nach Fichte's Principien betrifft: so bin ich so wenig gestimmt, an derselben Theil zu nehmen, dass ich in einem Antwortschreiben ihm, statt der fruchtlosen Spitzfindigkeiten (*apices*) seine gute Darstellungsgabe zu cultiviren rieth, wie sie sich in der Kritik der reinen Vernunft mit Nutzen anwenden lässt, aber von ihm mit der Erklärung, „er werde doch das Scholastische nicht aus den Augen setzen,“ höflich abgewiesen wurde. Also ist die Frage: ob ich den Geist der Fichte'schen Philosophie für ächten Criticismus

halte, durch ihn selbst beantwortet, ohne dass ich nöthig habe, über ihren Werth oder Unwerth abzusprechen; da hier nicht von einem beurtheilten Object, sondern dem beurtheilenden Subjecte die Rede ist; wo es genug ist, mich von allem Antheil an dieser Philosophie loszusagen.“

„Hierbei muss ich noch bemerken, dass die Anmaassung, mir die Absicht unterzuschieben, ich habe bloß eine Propädeutik zur Transscendental-Philosophie, nicht das System dieser Philosophie selbst, liefern wollen, mir ungreiflich ist. Es hat mir eine solche Absicht nie in Gedanken kommen können, da ich selbst das vollendete Ganze der reinen Philosophie in der Kritik der reinen Vernunft für das beste Merkmal der Wahrheit derselben gepriesen habe. — Da endlich Recensent behauptet, dass die Kritik in Ansehung dessen, was sie von der Sinnlichkeit wörtlich lehrt, nicht buchstäblich zu nehmen sey, sondern ein Jeder, der die Kritik verstehen wolle, sich allererst des gehörigen (Beck'schen oder Fichte'schen) Standpunctes bemächtigen muss, weil der Kant'sche Buchstabe so gut wie der Aristotelische den Geist tödte: so erkläre ich hiermit nochmals, dass die Kritik allerdings nach dem Buchstaben zu verstehen, und bloß aus dem Standpuncte des gemeinen nur zu solchen abstracten Untersuchungen hinlänglich cultivirten Verstandes zu verstehen ist.“

„Ein italienisches Sprichwort sagt: „Gott bewahre uns nur vor unsern Freunden; vor unsern Feinden wollen wir uns wohl selbst in Acht nehmen!““ Es giebt nämlich gutmüthige, gegen uns wohlgesinnte, aber dabei in der Wahl der Mittel, unsere Absichten zu begünstigen, sich verkehrt benehmende (tölpische), aber auch bisweilen betrügerische, hinterlistige, auf unser Verderben sinnende und dabei doch die Sprache des Wohlwollens führende, (*aliud lingua promptum, aliud pectore inclusum gerere*) sogenannte Freunde, vor denen und ihren ausgelegten Schlingen man nicht genug auf der Hut seyn kann. Aber dessen ungeachtet muss die kritische Philosophie sich durch ihre unaufhaltsame Tendenz zu Befriedigung der Vernunft in

theoretischer sowohl als in moralisch praktischer Absicht überhaupt fühlen, dass ihr kein Wechsel der Meinungen, keine Nachbesserungen, oder ein anders geformtes Lehrgebäude bevorstehe, sondern das System der Kritik auf einer völlig gesicherten Grundlage ruhend, auf immer befestigt, und auch für alle künftigen Zeitalter zu den höchsten Zwecken der Menschheit unentbehrlich sey.“

Den 7. Aug. 1793.

Immanuel Kant.

Fichte antwortete darauf folgender Gestalt, in Form eines Privatschreibens an Schelling:

(Int. Bl. d. A. L. Z. 1799. No. 122.)

„Was ich zu Kant's Erklärung über mein System sage? — Lassen Sie sich doch aus meinen in Jena befindlichen Papieren Kant's Schreiben, dessen diese Erklärung erwähnt, heraussuchen: Sie werden darin im Zusammenhang Folgendes lesen: „„Meine Altersschwäche, welche mir — nur noch durch den Canal der Berl. Monatsschrift von meiner Existenz Nachricht zu geben erlaubt u. s. w. — wobei ich mich doch fast allein ins praktische Fach zu werfen mir gerathen finde, und die Subtilität der theoretischen Speculation, vornämlich wenn sie ihre neuern äusterst zugespitzten *Apices* betrifft, gern Andern überlasse.““ — Und weiterhin: „„besonders da ich in Ihren letzten Stücken““ (dies war die zweite Einleitung in die W. L. im phil. Journal 4. und 5. Heft vom J. 1797.) — „„Ihr Talent einer lebendigen, mit Popularität vereinigten Darstellung sich entwickeln sehe, nachdem Sie die dornigen Pfade der Scholastik nun durchwandert haben, und nicht nöthig finden werden, dahin zurückzukehren.““

Bei Ihnen bedarf es wohl keiner Entschuldigung, dass ich so kühn gewesen, Kant's guten Rath, eine Darstellungsgabe, „wie sie sich in der Kritik der reinen

Vernunft mit Nutzen anwenden lässt,“ zu cultiviren, nicht sonderlich zu Herzen zu nehmen: — einen guten Rath, den ich überdies gar nicht gewagt hätte, so zu verstehen, wie Kant ihn jetzt auslegt. — Ich hielt es nicht für Persiflage, sondern konnte es mir gar wohl als Ernst denken, dass Kant nach einem arbeitsvollen Leben in seinem hohen Alter sich für unfähig hielte, in ganz neue Speculationen einzudringen. — Der ehrwürdige Mann gab mir vor 8 Jahren einen andern Rath, welchen zu befolgen ich mich geneigter gefühlt habe, den: immer auf meinen eigenen Füßen zu stehen.

Ich verweise Sie also nicht auf jenes von Kant selbst öffentlich erwähnte Schreiben, in der Absicht, um mich zu entschuldigen, sondern um noch bestimmter herauszuheben, was Kant selbst mit liebenswürdiger Billigkeit in jener Erklärung sagt: dass er nur nicht gestimmt sey, an den neuen Untersuchungen Theil zu nehmen, dass er sich nur lossage von allem Antheil an ihren Resultaten, und dass hier überall nicht von einem beurtheilten Object, sondern nur von einem beurtheilenden Subject die Rede sey.“

14.

An den

Buchhändler Carl Spener

(Haude und Spener'sche Buchhandlung) in Berlin.

1793*.

Hochgeschätzter Mann!

Ihr den 9. März an mich abgelassener, den 17. angelangter, Brief hat mich dadurch erfreut, dass er mich an Ihnen einen Mann hat kennen lernen, dessen Herz für eine edlere Theilnahme, als blos der des Handlungsvortheils, empfänglich ist. Allein in den Vorschlag einer neuen abgesonderten Auflage des Stücks der B. Monatsschrift „über die Abfassung einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ am wenigsten mit auf gegenwärtige Zeitumstände gerichteten Zusätzen, kann ich nicht entriren. — Wenn die Starken in der Welt im Zustande eines Rausches sind, er mag nun von einem Hauche der Götter, oder einer Muffete herrühren, so ist einem Pygmäen, dem seine Haut lieb ist, zu rathen, dass er sich ja nicht in ihren Streit mische, sollte es auch durch die gelindesten und ehrfurchtvollsten Zureden geschehen; am Meisten deswegen, weil er von diesen doch gar nicht gehört, von andern aber, die die Zuträger sind, missgedeutet werden würde. — Ich trete von heute über 4 Wochen in mein 70stes Lebensjahr. Was kann man in diesem Alter noch Sonderliches, auf Männer

* Dieser Brief ist mir wohlwollend von Herrn Buchhändler Siegf. Jul. Joseephy in Berlin zur Mittheilung übersandt worden.

von Geist wirken zu wollen, hoffen? und, auf den gemeinen Haufen? Das wäre verlorene, ja wohl gar zum Schaden desselben verwandte Arbeit. In diesem Reste eines halben Lebens ist es Alten wohl zu rathen das „*non defensoribus istis tempus eget*“ und sein Kräftermaass in Betrachtung zu ziehen, welches beinahe keinen andern Wunsch, als den der Ruhe und des Friedens übrig lässt.

In Rücksicht hierauf werden Sie mir, wie ich hoffe, meine abschlägige Antwort nicht für Unwillfährigkeit auslegen; wie ich denn mit der vollkommensten Hochachtung jederzeit bin

Ihr

ganz ergebenster Diener

Königsberg, den 22. Mars 1793.

I. Kant.

15.

An

Professor Carl Fr. Stäudlin

in Göttingen,

1793*,

und Erwiderung des Letzteren, als Kant ihm seine Schrift
„der Streit der Facultäten 1798“ gewidmet hatte**.

Königsberg, d. 4. Mai 1793.

Sehen Sie, verehrungswürdiger Mann, die Verspätung meiner, auf Ihr mir schon den 9. November 1791 gewordenen Schreiben und werthes Geschenk Ihrer Ideen einer Kritik etc. schuldigen Antwort nicht als Ermangelung an Aufmerksamkeit und Dankbarkeit an; ich hatte den Vorsatz, diese in Begleitung mit einem, jenem gewissermassen ähnlichen Gegengeschenk an Sie ergehen zu lassen, welche aber durch manche Zwischenarbeiten bisher aufgehalten worden. — Mein schon seit geraumer Zeit gemachter Plan der mir obliegenden Bearbeitung des Feldes der reinen Philosophie ging auf die Auflösung der drei Aufgaben: 1. Was kann ich wissen? (Metaphysik). 2. Was soll ich thun? (Moral)- 3. Was darf ich hoffen? (Religion); welcher zuletzt die vierte folgen sollte: Was ist der Mensch? (Anthropologie; über die ich schon seit mehr als 20 Jahren jährlich ein Collegium gelesen habe.) — Mit beikommender Schrift:

* Kant's Brief an Stäudlin 1793 in der Hartenstein'schen Ausgabe Bd. X, S. 141—43. aus dem Originale abgedruckt.

** Die letztere ist im Originale in Kant's Nachlasse auf der hiesigen Universitätsbibliothek befindlich.

Religion innerhalb der Grenzen etc. habe ich die dritte Abtheilung meines Plans zu vollführen gesucht, in welcher Arbeit mich Gewissenhaftigkeit und wahre Hochachtung für die christliche Religion, dabei aber auch der Grundsatz einer geziemenden Freimüthigkeit geleitet hat, nichts zu verheimlichen, sondern, wie ich die mögliche Vereinigung der letzteren mit der reinsten praktischen Vernunft einzusehen glaube, offen darzulegen. — Der biblische Theolog kann doch der Vernunft nichts Anderes entgegensetzen als wiederum Vernunft, oder Gewalt, und will er sich den Vorwurf der letzteren nicht zu Schulden kommen lassen (welches in der jetzigen Krisis der allgemeinen Einschränkung der Freiheit im öffentlichen Gebrauch sehr zu fürchten ist), so muss er jene Vernunftgründe, wenn er sie sich für nachtheilig hält, durch andere Vernunftgründe unkräftig machen und nicht durch Bannstrahlen, die er aus dem Gewölke der Hofluft auf sie fallen lässt; und das ist meine Meinung in der Vorrede S. XIX * gewesen, da ich zur vollendeten Instruction eines biblischen Theologen in Vorschlag bringe, seine Kräfte mit dem, was Philosophie ihm entgegen zu setzen scheinen möchte, an einem System aller ihrer Behauptung (dergleichen etwa gegenwärtiges Buch ist), und zwar gleichfalls durch Vernunftgründe zu messen, um gegen alle künftige Einwürfe gewaffnet zu seyn. — Die auf gewisse Art geharnischte Vorrede wird Sie vielleicht befremden; die Veranlassung dazu ist diese. Das ganze Werk sollte in 4 Stücken in der Berliner Monatsschrift, doch mit der Censur der dortigen Commission herauskommen. Dem ersten Stück gelang dieses (unter dem Titel: vom radicalen Bösen in der m. N.); indem es der philosophische Censor, Hr. G. R. Hillmer, als zu seinem Departement gehörend annahm. Das zweite Stück aber war nicht so glücklich, weil Hr. Hillmer, dem es schien in die biblische Theologie einzugreifen (welches ihm das erste, ich weiss nicht aus welchem Grunde, nicht zu

* Vgl. Bd. 10. S. 12.

thun geschienen hatte), es für gut fand, darüber mit dem biblischen Censor, Hrn. O. C. R. Hermes, zu conferiren, der es alsdann natürlicher Weise (denn welche Gewalt sucht nicht ein blosser Geistlicher an sich zu reissen?) als unter seine Gerichtsbarkeit gehörig in Beschlag nahm und sein *legi* verweigerte. — Die Vorrede sucht nun zu zeigen, dass, wenn eine Censurcommission über die Rechtsame Dessen, dem die Censur einer Schrift anheimfallen sollte, in Ungewissheit ist, der Autor es nicht auf sie dürfe ankommen lassen, wie sie sich unter einander einigen möchten, sondern das Urtheil einer einheimischen Universität aufrufen könne; weil da allein eine jede Facultät verbunden ist, auf ihre Rechtsame zu halten und eine der anderen Ansprüche zurückzuhalten, ein akademischer Senat aber in diesem Rechtsstreit gültig entscheiden kann. — Um nun alle Gerechtigkeit zu erfüllen, habe ich diese Schrift vorher der theologischen Facultät zu ihrer Beurtheilung vorgelegt, ob sie auf dieselbe, als in biblische Theologie eingreifend, Anspruch mache oder vielmehr ihre Censur, als der philosophischen zuständig, von sich abweise, und diese Abweisung, dagegen Hinweisung zu der letzteren auch erhalten.

Diesen Vorgang Ihnen, würdigster Mann, mitzutheilen, werde ich durch Rücksicht auf den möglichen Fall, dass darüber sich etwa ein öffentlicher Zwist ereignen dürfte, bewogen, um auch in Ihrem Urtheil wegen der Gesetzmässigkeit meines Verhaltens, wie ich hoffe, gerechtfertigt zu seyn. — Wobei ich mit der aufrichtigsten Hochachtung jederzeit bin

Ew. Hohehrwürden

gehorsamster Diener

I. Kant.

Empfangen Sie, aller Liebe und Verehrung würdiger Mann, meinen aufrichtigsten Dank für die ehrenvolle Zu-eignung Ihres Streits der Facultäten an mich, wodurch Sie noch mehr gethan haben, als Sie mir vor einigen Jahren versprochen haben. Schon vor einiger Zeit hatte mir ein Brief, den mir Herr Lehmann überbracht hat, diese Freude angekündigt und mich von Ihrem fortdauernden Wohlwollen gegen mich versichert, aber erst vor einigen Tagen ist mir das Exemplar Ihrer Schrift zu Handen gekommen, welches ich aus Ihren Händen zu besitzen das Glück habe. Ich werde nicht aufhören, Ihre Schriften zu studiren, aus ihnen zu lernen und an ihnen die Kraft des Selbstdenkens zu üben. Was ich selbst kürzlich herausgegeben habe, und so eben drucken lasse (meine Geschichte der Sittenlehre Jesu), will ich Ihnen lieber durch eine sich zeigende Gelegenheit, als durch die Post übersenden. Der Himmel segne ferner Ihr mit hohem Verdienste, Ruhm und Freude geschmücktes Alter! Schenken Sie mir auch in Zukunft Ihr Wohlwollen und seyen Sie meiner reinsten Verehrung versichert.

Göttingen, d. 9. Dec. 1798.

C. F. Stäudlin.

16.

An

Hofrath G. Lichtenberg

in Göttingen,

1793 — 98,

und Lichtenberg's Antwort auf den letzten Brief*.

Briefentwurf Kant's aus d. J. 1793.

Nehmen Sie, verehrungswürdiger Mann, meinen Dank für Ihren aufgeweckten und belehrenden Brief an, den mir vor beinahe zwei Jahren meine dem durchreisenden Doctor Jachmann mitgegebene Empfehlung erwarb, und welchen zu bezeigen ich von der Herausgabe beigehender Abhandlung die Gelegenheit ergreife. — Die Gründlichkeit der Erinnerung, die Sie mir damals gaben, die neugemodelte in der Kritik eingeführte rauhe Schulsprache, die manchen Nachbeter Worte brauchen lässt, mit denen er keinen Sinn verbindet, habe ich selbst oft gefühlt, wenn ich vornämlich die Ubertreibung gewisser Gegner mit ihrem Gebrauch, um den Leser destomehr von den vorgestellten Sachen selbst abwendig zu machen, ansah. — Diese lassen mich oft ein Kauderwelsch reden, das ich selbst nicht verstehe. Ich werde daher bei den nächsten Arbeiten dieser Art darauf schon Bedacht nehmen, jenen Benennungen andere der gemeinen Fassungskraft näherliegende beizugesellen, welches sich auch in einem doctrinalen Vortrage eher thun lässt, als in einer Kritik, die bei der Strenge der Begriffs-

* Kant's Briefentwurf und Lichtenberg's Schreiben sind beide in dem Nachlasse Kant's auf der hiesigen Universitätsbibliothek.

bestimmungen die scholastische Geschmackslosigkeit kaum umgehen kann.

Was Sie, vortrefflicher Mann, mir und Jedermann bewundernswürdig macht, ist, dass Ihre durch (mit gründlicher Vernunftwissenschaft verbundene) Gelehrsamkeit, Scharfsinn und eigenthümliche Laune auch ohne Namensnennung kennbare Schriften immer noch den lebens- und kraftvollen Geist der Jugend athmen, wobei Sie denn auch, sowie den Liebling der Musen Fontenelle, der Himmel noch ferner erhalten wolle. Dagegen spüre ich in meinem allererst vor kurzem angetretenen 70sten Lebensjahre, auch ohne krank zu seyn, doch an dem mir beschiedenen geringen Kräftermaass schon eine merkliche Abnahme und Schwierigkeit im Kopfarbeiten, woran auch wohl die luftige Natur einer von sinnlicher Anschauung abstrahirenden Philosophie schuld seyn mag.

Königsberg, d. 1. Juli 1798.

Der Ihnen, verehrungswürdiger Mann, Gegenwärtiges zu überreichen die Ehre hat, Herr von Farenheid*, Sohn eines Mannes von grossen Glücksumständen und selbst von guten Anlagen in Talent sowohl als Denkungsart, verlangt von mir zu seiner Ausbildung auf Ihrer Universität, in Begleitung des Candidaten Lehmann**, meines ehemaligen Zuhörers, an einen Lehrer empfohlen zu werden, der theils ihn in dem, was zu seinem Hauptstudium erforderlich ist, nämlich dem Cameralfach, in Allem, was dazu direct und

* Lebt noch jetzt auf seinen ausgedehnten Gütern (Angerapp) im Regierungsbezirk Gumbinnen, eben so allgemein hochgeachtet durch die Biederkeit seines Charakters und seine umfassende Intelligenz, wie durch die musterhafte Thätigkeit in den wichtigsten Zweigen der Landwirthschaft, in welchen er seinem Vaterlande als würdiges Beispiel voranleuchtet.

** J. Gtfr. Lehmann lebte später als Rector der Domschule und ausserordentlicher Professor der Philosophie zu Königsberg; er starb daselbst 1821.

indirect gehört (z. B. Mathematik, Naturwissenschaft, Mechanik, Chemie u. s. w.) Anleitung gebe, theils ihm auch die geschickten Männer anweise, durch die er in diesen Wissenschaften und Künsten gründlichen Unterricht erhalten kann.

Wer aber könnte dieser sonst wohl seyn, als der verdienstvolle mir besonders wohlwollende und öffentlich mich mit seinem Beifall beehrende und durch Beschenkung mit seinen belehrenden sowohl als ergötzenden Werken zur Dankbarkeit und Hochachtung verpflichtende Herr Hofrath Lichtenberg in Göttingen? Herr Lehmann, der schon einige Zeit vom theologischen Fache zum juristischen übergegangen war, wird bei dieser Apostasie auch für sich gewinnen, indem er häuslich den Repetenten macht, wozu er theils vermöge seiner eigenen guten Fassungskraft und gewohnten Fleisses, theils durch manche gute Vorkenntnisse vorzüglich aufgelegt ist.

Durch dieses Verhältniss hoffe ich auch für mich von Zeit zu Zeit erfreuende und belehrende Nachrichten von Ihnen, Ihrem Wohlbefinden und wissenschaftlichen Fortschreiten zu erhalten, als von welchem, vornämlich dem Letzteren, ich in meinem 75sten Lebensjahre mir bei obwohl noch nicht eingetretener völligen Hinfälligkeit wenig versprechen und nur mit dieser Messe noch einige Reste hingeben kann, in der ziemlich nebligen Aussicht noch vor dem Thoresschlusse eine andere Arbeit, die ich eben jetzt unter den Händen habe, fertig zu sehen.

Mit der grössten Hochachtung und Zuneigung bin ich
jederzeit

der Ihrige

I. Kant.

Lichtenberg's Antwort.

Göttingen, den 9. Decbr. 1798.

Empfangen Sie, verehrungswürdiger Mann, meinen herzlichsten Dank für Ihr gütiges Andenken an mich, wovon Ihr letztes Schreiben wieder so manchen unschätzbaren Beweis enthielt. Die Freude, die mir jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, zu jeder Zeit macht, wurde diesmal nicht wenig durch einen Umstand vermehrt, der meinem kleinen häuslichen Aberglauben gerade recht kam: Ihr vortrefflicher Brief war am ersten Juli datirt, und dieser Tag ist mein Geburtstag. Sie würden gewiss lächeln, wenn ich Ihnen alle die Spiele darstellen könnte, die meine Phantasie mit diesem Ereignisse trieb. Dass ich Alles dabei zu meinem Vortheile deutete, versteht sich von selbst. Ich lächle am Ende darüber, ja zuweilen sogar mitten darunter, und fahre gleich darauf wieder damit fort. Ehe die Vernunft, denke ich, das Feld bei dem Menschen in Besitz nahm, worauf jetzt noch zuweilen diese Keime sprossen, wuchs Manches auf demselben zu Bäumen auf, die endlich ihr Alter ehrwürdig machte und heiligte. Jetzt kommt es nicht leicht mehr dahin. Es freute mich aber in Wahrheit nicht wenig, mich gerade Ihnen, verehrungswürdiger Mann, gegenüber auf diesem Aberglauben zu ertappen. Er zeugt auch von Verehrung und zwar von einer Seite her, von welcher wohl, ausser dem Kant'schen Gott, alle übrigen stammen mögen.

Die Bekanntschaft des Herrn von Farenheid und des Herrn Lehmann macht mir sehr viel Freude. In Preussen giebt's doch noch Patrioten. Dort sind sie aber auch am nöthigsten. Nur Patrioten und Philosophen dorthin, so soll Asien wohl nicht über die Grenzen von Kurland vorrücken. *Hic murus ahenus esto.* O wenn mir nur meine elenden Gesundheits-Umstände verstatteten, mehr in Gesellschaft mit diesen vortrefflichen Leuten zu seyn. Wir wohnen wie in einem Hause, nämlich in verschiedenen, die aber demselben Herrn gehören und in allen Etagen

Communication haben, so dass man zu allen Zeiten des Tages ohne Hut und im Schlafrocke zusammenkommen kann, wenn man will. Ich hoffe die wiederkehrende Sonne soll mir neue Kräfte bringen, von jener häuslichen Verbindung häufigeren Gebrauch zu machen, als mir bisher möglich gewesen ist.

Mit der innigsten Verehrung und unter den eifrigsten Wünschen für Ihr Wohlergehen habe ich die Ehre zu verharren

ganz der Ihrige

G. Lichtenberg.

17.

Zwei Briefe
zwischen
Schiller und Kant.
1794—95.

An I. Kant*.

Jena, d. 13. Juni 1794.

Aufgefordert von einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft, lege ich Ihnen beiliegenden Plan zu einer neuen Zeitschrift** und unsere gemeinschaftliche Bitte vor, dieses Unternehmen durch einen, wenn auch noch so kleinen Antheil befördern zu helfen.

Wir würden nicht so unbescheiden seyn, diese Bitte an Sie zu thun, wenn uns nicht die Beiträge, womit Sie den Deutschen Merkur und die Berliner Monatsschrift beschenkt haben, zu erkennen gäben, dass Sie diesen Weg, Ihre Ideen zu verbreiten, nicht ganz verschmähen. Das hier angekündigte Journal wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, von einem ganz andern Publicum gelesen werden, als dasjenige ist, welches sich vom Geiste Ihrer Schriften nährt, und gewiss hat der Verfasser der Kritik*** auch diesem Publicum Manches zu sagen, was nur er mit

* Bereits abgedruckt in Fr. v. Schiller's auserlesenen Briefen, herausgegeben von Dr. Hnr. Döring, Zeitz, 1835. Bd. I. S. 312—14. Sch.

** Für die Horen. Sch.

*** Von Schiller wurde besonders Kant's Kritik der Urtheilskraft überaus hochgehalten. Vgl. darüber Goethe's Briefwechsel mit Schiller. Sch.

diesem Erfolge sagen kann. Möchte es Ihnen gefallen, in einer freien Stunde sich unsrer zu erinnern, und dieser neuen literarischen Societät, durch welchen sparsamen Antheil es auch seyn mag, das Siegel Ihrer Billigung aufzudrücken.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen für die Aufmerksamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachsicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurecht gewiesen haben*. Bos die Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theile des Publicums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint, und der eifrige Wunsch, einen nicht unwürdigen Theil der Menschheit mit der Strenge Ihres Systems auszusöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der That sehr wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Dass Sie die Gesinnung, mit der ich schrieb, nicht misskannten, habe ich mit unendlicher Freude aus Ihrer Anerkennung ersehen, und dies ist hinreichend, mich über die Missdeutungen zu trösten, denen ich mich bei Andern dadurch ausgesetzt habe. — Nehmen Sie schliesslich noch die Versicherung meines lebhaftesten Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie meinem Geiste angezündet haben — eines Danks, der wie das Geschenk, auf das es sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist.

Königsberg, d. 30. März 1795.

Hochzuverehrender Herr**!

Die Bekanntschaft und das literarische Verkehr mit einem gelehrten und talentvollen Mann, wie Sie, theuerster

* Es betrifft Schiller's Abhandlung über „Anmuth und Würde.“ Sch.

** Zuerst abgedruckt in Schiller's Leben, verfasst von der Frau v. Wollzogen, 1830. Bd. II. S. 125. Sch.

Freund, anzutreten und zu cultiviren, kann mir nicht anders als sehr erwünscht seyn. — Ihr im vorigen Sommer mitgetheilte Plan zu einer Zeitschrift ist mir, wie auch nur kürzlich die zwei ersten Monatsstücke, richtig zu Handen gekommen. — Die Briefe über die aesthetische Menschen-erziehung finde ich vortrefflich und werde sie studiren, um Ihnen meine Gedanken hierüber mittheilen zu können. — Die im zweiten Monatsstück enthaltene Abhandlung über den Geschlechtsunterschied in der organischen Natur kann ich mir, so ein guter Kopf mir auch der Verfasser zu seyn scheint, doch nicht enträthseln. Einmal hatte die A. L. Z. sich über einen Gedanken in den Briefen des Herrn Hube aus Thorn (die Naturlehre betreffend), von einer ähnlichen, durch die ganze Natur gehenden Verwandtschaft mit scharfem Tadel (als über Schwärmerei) aufgehalten. Etwas dergleichen läuft einem zwar bisweilen durch den Kopf, aber man weiss nichts daraus zu machen. So ist mir nämlich die Natureinrichtung: dass alle Besamung in beiden organischen Reichen zwei Geschlechter bedarf, um ihre Art fortzupflanzen, jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen, weil man doch die Vorsehung hierbei nicht, als ob sie diese Ordnung gleichsam spielend, der Abwechslung halber, beliebt habe, annehmen wird, sondern Ursache hat zu glauben, dass sie nicht anders möglich sey, welches eine Aussicht ins Unabsehbliche eröffnet, woraus man schlechterdings nichts machen kann, so wenig wie aus dem, was Milton's Engel dem Adam von der Schöpfung erzählt: „Männliches Licht entfernter Sonnen vermischt sich mit weiblichem zu unbekannten Endzwecken.“ Ich besorge, dass es Ihrer Monatsschrift Abbruch thun dürfte, dass die Verfasser darin ihre Namen nicht unterzeichnen, und sich dadurch für ihre gewagten Meinungen verantwortlich machen, denn dieser Umstand interessirt das lesende Publicum gar sehr.

Für dies Geschenk sage ich also meinen ergebensten Dank; was aber meinen geringen Beitrag zu diesem Ihrem

Geschenk fürs Publicum betrifft, so muss ich mir einen etwas langen Aufschub erbitten, weil, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen sind, es aber ausser diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunct, andere, die grosse Lesewelt interessirende Artikel giebt, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit lang beobachten muss, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.

Herrn Professor Fichte bitte ich ergebenst meinen Gruss und meinen Dank für die verschiedenen mir zugeschickten Werke von seiner Hand abzustatten. Ich würde dieses selbst gethan haben, wenn mich nicht, bei der Mannigfaltigkeit der noch auf mir liegenden Arbeiten, die Ungemächlichkeit des Altwerdens drückte, welche denn doch nichts mehr als meinen Aufschub rechtfertigen soll. — Den Herrn Schütz und Hufeland bitte gleichfalls gelegentlich meine Empfehlung zu machen.

Und nun theuerster Mann! wünsche ich Ihren Talenten und guten Absichten angemessene Kräfte, Gesundheit und Lebensdauer, die Freundschaft mit eingerechnet, mit der Sie den beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung ist Ihr ergebenster treuer Diener

I. K a n t.

18.

B i s c h o f L i n d b l o m

in Linköping an Kant

und

Kant's Antwort.

1797.

Um die nachfolgende Antwort Kant's, welche zwar nicht vollständig in ihrem Entwurfe unter den nachgelassenen Papieren sich befunden, aber auch in dieser Gestalt als ein sehr schätzbares Fragment zur Belehrung über Kant's Familie und frühere Erziehung geachtet werden muss, genauer zu verstehen, lasse ich den dazu auffordernden Brief des Bischofs Lindblom von Linköping vorausgehen. Derselbe wird in der handschriftlichen Sammlung der Briefe an Kant auf der königlichen Bibliothek zu Königsberg unter Nr. XLVII aufbewahrt.

Viro omnibus titulis majori

Immanueli Kant

S. P. D.

Jacobus Lindblom

Episcopus Dioeceseos Ostrogothicae in Suecia.

Patiaris, Vir celebratissime, ignotum nomen Tibi ante oculos poni. Non ingentia Tua in scientias merita concelebraturus praesentem me steti; illa enim venerabunda

mente, quam verbis colere mihi magis convenit, cum Te principem et antesignanum suum totus suspicit doctorum ordo.

Alia omnino causa, nec illa Tibi ut spero ingrata, memet, ut Te adirem commovit. Scilicet quod olim Homero, longe post sua fata, evenisse ferunt, ut plures urbes, sibi quaeque decus natalium vindicantes, de patria Principis Poetarum contenderent, id Tibi Philosophorum Principi vivo dudum contigit. Suecia nempe nostra et in illa Dioecesis, cui praesum, Ostrogothica, non majores tantum Tuos fovisse, sed et parentem Tuum educasse gloriae sibi ducit. Nec temere hanc sibi laudem adsciscere videtur, si modo verum, Te parente ortum, qui stipendia in castris Suecanis circa initium seculi fecerat, antequam in Germanica transiret. Is nempe miles (Unter-Officier dicunt) patre ortus dicitur agricola, in territorio Tjustiae Septentrionalis, quod partem constituit Provinciae Smolandiae, Dioecesi Lincolpiensi subjectam, sedem habente. Quatuor fratres habuit, inter quos parens Tuus ordine tertius fuit. Bini majores natu agriculturae sese in eodem natali territorio addixerunt, ex minoribus vero alter Holmiam, nescio quo consilio, concessit, alter vero scriba cohortis equestris (Musterschreiber) non procul a patriis laribus sedem fixit.

Ex his supersunt, quantum ego quidem, per breve illud spatium, quo haec mihi innotuerunt, expiscari potui, (forte plurimi ex fratribus agricolis oriundi) filia et nepos quarti fratris, nec non nepos quinti, juvenis bonae spei, qui musicam exercet nec procul ab nostra urbe commoratur, organistae vices Vitrici loco obiens.

Horum te, Vir summe, certiore facere volui, ut quae ipse de genere Tuo scires, benigne mihi communicares, atque sic demum constaret, quo jure Suecia et Tjustia quoque Te suum sibi vindicent. Ego vero ipse Tjustia oriundus, inter gloriae titulos habebo, si hoc saltem commune cum Viro, non supra meam solum, sed et laudatissimorum hominum sortem eminenti, habuerim. Vale! O! utinam seculo, cujus decus es, diu intersis!

Dabam Lincopiae, die XIII. August. A. MDCCXCVII.

P. S. Wenn ich mit Dero-Zuschrift sollte geehrt werden, wie ich herzlich wünsche, so ist die Adresse über Hamburg auf Linköping in Schweden.

Jacob Lindblom.

Kant's Entwurf zur Antwort.

Die Bemühung, die sich Euer Hochwürden gegeben haben, meine Abstammung zu erkunden und mir das Resultat Ihrer Nachforschung gütigst mitzutheilen, verdient den grössten Dank, wenn gleich daraus weder für mich noch für andere nach der Lage dieser Sache kein baarer Nutzen zu ziehen seyn möchte. — Dass mein Grossvater, der als Bürger in der Preussisch-Litthauischen Stadt Tilsit lebte, aus Schottland abstammt sey, dass er einer von den vielen war, die am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts aus Schottland, ich weiss nicht aus welcher Ursache in grossen Haufen emigrierten und davon ein guter Theil sich unterwegs auch in Schweden, der letztere aber in Preussen vornämlich über Memel und Tilsit verbreitet hat, beweisen die noch in Preussen befindlichen Familien: die Douglas, Simpson, Hamilton etc., unter denen auch mein Grossvater gewesen, ist mir gar wohl bekannt. Von lebenden Verwandten väterlicher Seite ist mir fast keiner hier bekannt, und ausser den Descendenten meiner Geschwister ist (da ich selbst ledig bin) mein Stammbaum völlig geschlossen: von dem ich auch weiter nichts rühmen kann, als dass meine beiden Eltern (aus dem Handwerksstande) in Rechtschaffenheit, sittlicher Anständigkeit und Ordnung musterhaft, ohne ein Vermögen (aber doch auch keine Schulden) zu hinterlassen, mir eine Erziehung gegeben haben, die von der moralischen Seite betrachtet gar nicht besser seyn konnte und für welche ich bei jedesmaliger Erinnerung an dieselbe mich mit dem

dankbarsten Gefühle gerührt finde. — So viel von meiner Abstammung, die nach dem von Ihnen entworfenen Schema von guten Bauern in Ostgothland (welches ich mir zur Ehre anrechne) bis auf meinen Vater (sollte wohl eher Grossvater lauten) geführt seyn soll: wobei ich das Interesse der Menschenliebe, was Ew. Hochwürden an diesen Leuten nehmen, nicht verkenne, mich nämlich zur Unterstützung dieser meiner angeblichen Verwandten zu bewegen.

Denn es ist mir zu gleicher Zeit ein Brief aus Larum den 10ten Juli 1797 *) zu Händen gekommen, der mit gleicher Entwicklung meiner Abstammung zugleich das Ansinnen des Briefstellers enthält, ihm als einem Cousin, „auf einige Jahre mit 8 bis 10 Tausend Thalern Kupfermünze gegen Interessen zu dienen, durch welche er glücklich werden könne.“

Diesem Plane aber steht ein auf Pflichtbegriff gegründeter Contreplan** entgegen —

Hier bricht der Entwurf ab.

* Dieser Brief befindet sich in der Sammlung der Briefe an Kant auf der königlichen Bibliothek zu Königsberg (als Nr. XXXIII), in Schwedischer Sprache geschrieben. In demselben wird geradezu unserem Kant ein Vater aufgedrängt, der als Lieutenant in Deutschland gedient haben soll und den Vornamen Lars geführt hat. Die Absicht dieses vermeintlichen Verwandten erscheint aber ziemlich unverschleiert, den auch in Schweden neben seinem gefeierten Ruhme als reich bezeichneten Philosophen um eine Geldsumme zu prellen, weil der dreiste Carl Friedrich Kanth in sehr roher Sprache eine Summe von 8—10,000 Thalern begehrt, um eine Zoll-Inspectorstelle zu kaufen, seinen Vetter auch in einem anderen Briefe schon nach Kiel oder Lübeck zu kommen aufgefordert haben will.

** Darunter meint Kant seine Absicht, sein Vermögen den Kindern seines Bruders und seiner Schwestern zu gleichen Theilen testamentarisch zu hinterlassen.

19.

An den

Professor und Oberschulrath Meierotto
in Berlin.

1797—98?

Königsberg.

Wohlgeborener Herr*!

Das Andenken an die mit Ihnen in unserm Orte gemachte Bekanntschaft, und wie ich mir schmeichle, getroffene sehr schätzbare Freundschaft — woran mich unser gemeinschaftlicher Freund, der jetzt Wittwer gewordene Kriegsrath Heilsberg oft mit Vergnügen erinnert — aufzufrischen, trifft sich jetzt eine Veranlassung, nämlich Sie um die Genehmigung des Vorschlags der Stettinschen Regierung, den Candidat Lehmann sen. zum Lehrer der Mathematik, Philosophie und Latinität, an die Stelle des jetzt (wie es heisst) hoffnungslos kranken Professors Meyer im Fall seines Absterbens, inständig zu bitten.

Dieser junge Mann kann, was die erste Qualität (die Mathematik) betrifft, seine Kenntnisse darin hinreichend selbst documentiren. Was die zweite (die Philosophie) anlangt, kann ich ihm ein vor den meisten seiner Mitzuhörer

* Dieser Brief liegt als Entwurf von Kant's Hand in seinem Nachlasse vollendet da; die Jahreszahl ist noch ausgelassen, müsste aber sowohl nach der Handschrift zu urtheilen als nach dem Aufenthalte des Empfohlenen in Königsberg als Candidat aus dem Jahre 1797 oder 98 herrühren. Derselbe begleitete den Stud. v. Fahrenheid nach Göttingen 1798 (vgl. den Brief an Lichtenberg), wurde später Rector der Domschule zu Königsberg und ausserordentlicher Professor an der Universität; er starb 1821.

vorzügliches Lob geben: an der nothwendigen Latinität wird es ihm auch, wie ich glaube, nicht mangeln. Die Lehrgabe (*donum docendi*) wohnt ihm auch, wie ich es bezeugen kann, vorzüglich bei, so dass ich mit Zuversicht hoffen kann, Euer Wohlgeboren werden, wenn Sie als Oberschulrath der Wahl desselben zum Professor jener Wissenschaften in Settin Ihre Beistimmung geben, dem Endzweck derselben vollkommen gemäss verfahren: als um welche ich also hiemit ergebenst bitte.

Ich wünsche, dass so wie alle Ihre grossen Arbeiten zum Besten des Schulwesens überhaupt, also auch diese zu dem der Stettinschen Schule, wie ich festiglich hoffe, gedeihen möge, und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

I. Kant.

20.

An

Hofrath S. Th. Sömmerring

in Frankfurt am Main.

Drei Briefe aus den Jahren 1795—1800*.

Sie haben theuerster Mann**, als der erste philosophische Zergliederer des Sichtbaren am Menschen, mir, der ich mit der Zergliederung des Unsichtbaren an demselben beschäftigt bin, die Ehre der Zueignung Ihrer vortrefflichen Abhandlung, vermuthlich als Aufforderung zur Vereinigung beider Geschäfte zum gemeinsamen Zwecke, bewiesen.

Mit dem herzlichsten Danke für dieses Ihr Zutrauen lege ich den Entwurf, von der Vereinbarkeit einerseits und der Unvereinbarkeit beider Absichten andererseits, hiermit bei; mit der Erklärung, davon nach Ihrem Gutbefinden allen beliebigen, allenfalls öffentlichen, Gebrauch zu machen.

Bei Ihrem Talent und blühender Kraft, Ihren noch nicht weit vorgeschrittenen Jahren, hat die Wissenschaft von Ihnen noch grosse Erweiterung zu hoffen; als wozu ich Gesundheit und Gemächlichkeit von Herzen wünsche,

* Vgl. Kant zu Sömmerring über das Organon der Seele, in dieser Ausgabe Bd. VII. Abth. 1. S. 117. und meine Anmerkung daselbst, Schubert.

** Die ersten beiden Briefe verdanke ich, durch gefällige Vermittelung des Herrn Leopold Voss in Leipzig, der geneigten Mittheilung des Herrn Dr. W. Sömmerring in Frankfurt a. M., der sie in dem Nachlasse seines verewigten Vaters gefunden hat. Das Original des dritten hat er nicht vorgefunden, so dass die Vermuthung gefasst werden kann, Kant habe die Reinschrift nicht einmal an die Adresse wirklich abgesandt.

indessen dass der Ablauf der meinigen von mir nur wenig mehr erwarten lässt, als die Belehrung Anderer noch so viel als möglich zu benutzen.

Königsberg, d. 10. Aug. 1795.

Ihr

Verehrer und ergebenster Diener

I. Kant.

Da Herr Nicolovius mich fragt, ob ich etwas als Einschluss zu seinem Briefe an Sie, theuerster Freund, mitzugeben habe: so mag es folgender Einfall seyn. —

In der Aufgabe vom gemeinen Sinnenwerkzeug ist's darum hauptsächlich zu thun, Einheit des Aggregats in das unendlich Mannigfaltige aller sinnlichen Vorstellungen des Gemüths zu bringen, oder vielmehr jene durch die Gehirn-structur begreiflich zu machen: welches nur dadurch geschehen kann, dass ein Mittel da ist, selbst heterogene, aber der Zeit nach aneinander gereihte Eindrücke zu associiren, z. B. die Gesichtsvorstellung von einem Garten, mit der Gehörvorstellung von einer Musik in demselben, dem Geschmack einer da genossenen Mahlzeit u. s. w., welche sich verwirren würden, wenn die Nervenbündel sich durch wechselseitige Berührung einander afficirten. So aber kann das Wasser der Gehirnhöhlen den Einfluss des einen Nerven auf den andern zu vermitteln und, durch Rückwirkung des letzteren, die Vorstellung, die diesem correspondirt, in ein Bewusstseyn zu verknüpfen dienen, ohne dass sich diese Eindrücke vermischen, so wenig wie die Töne in einem vielstimmigen Concert vermischt durch die Luft fortgepflanzt werden.

Doch dieser Gedanke wird Ihnen wohl selbst beige-wohnt haben; daher setze ich nichts weiter hinzu, als dass ich mit dem grössten Vergnügen die Äusserung Ihrer Freund-

schaft und der Harmonie unsrer beiderseitigen Denkart in Ihrem angenehmen Schreiben wahrgenommen habe.

Den 17. Sept. 1795.

I. Kant.

Geliebter und hochgeschätzter Freund.

Ihren Brief vom 3ten Mai 1800 allererst den 4ten August beantwortet zu haben, ungeachtet er mit kostbaren Geschenken begleitet war, „als *Sömmerring Icones embryonum humanorum, ejusdem tabula baseos Encephali*, vom Bau des menschlichen Körpers, fünften Theils erste Abtheilung „Hirn und Nervenlehre“ zweite Ausgabe,“ welche (nämlich die *Icones*) ich mir die Erlaubniss genommen habe, sie meinem lieben gründlich gelehrten, in England zum Dr. Medic. creirten und jetzt in Königsberg mit grossem Beifall practicirenden Freunde Dr. Motherby zum Geschenk zu machen, und dessen Ansicht ich hierbei für die Beurtheilung Ihrer Ideen, so viel an mir ist, zu benutzen Gelegenheit habe*.

Diesen Brief, sage ich, so spät zu beantworten würde unverzeihliche Nachlässigkeit seyn, wenn ich nicht diese Zeit hindurch unter der Last einer den Gebrauch meines Kopfs zwar nicht schwächenden, aber im hohen Grade hemmenden Unpässlichkeit läge, die ich keiner anderen Ursache, als der wohl schon 4 Jahre hindurch fortwährenden Luftelektricität zuzuschreiben weiss, welche mein Nervensystem (einem Gehirnkrampf ähnlich) afficirt, indirect

*) Ich habe diesen Brief aus dem Originalentwurf von Kant's eigener Hand, der sich in dem Nachlasse auf der hiesigen königlichen Bibliothek befindet, entnommen. Kant übersah, wie man sich hieraus überzeugt, schon drei Jahre vor seinem Dahinscheiden den Mangel an Zusammenhang im Satzbau, während er noch ein sehr reges Interesse für neue wissenschaftliche Untersuchungen, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften empfand. Sch.

aber auch die mechanischen Muskelkräfte der Bewegung (das Gehen) in meinen 77ten Lebensjahre bei sonstiger nicht krankhafter Leibesbeschaffenheit beinahe unmöglich macht: diesen Brief nicht früher beantwortet zu haben, werden Sie mir unter diesen Umständen gütigst verzeihen.

Nun zur Sache, nämlich die an mich ergehende Anforderung, selbst eine Erklärung meinerseits zu geben, dass ich gar nicht gesonnen gewesen, durch meinen Brief zu verstehen zu geben, dass Sie Ihr Werk als etwas Absurdes ja nicht drucken lassen sollten, und dass ich dieses einmal bei Gelegenheit äussern sollte.

Nun bin ich hiezu gern erbötig, weil ich mir bewusst bin, dass dergleichen mir gar nicht in den Sinn hat kommen können. Aber die Gelegenheit muss ich mir dazu erbitten. Sie würde in den Jahrbüchern der Preussischen Monarchie, die bei Unger in Berlin herauskommen, genommen werden können, wenn ich nur nicht von diesem Vorfalle in der grössten Unkunde wäre.

etc.

Königsberg, d. 4. Aug. 1800.

21.

An

Professor Joh. Heinr. Tieftrunk

in Halle.

1797 — 98.

Nachstehende vier Briefe hat Professor Tieftrunk in der Einleitung zu seiner Denklehre in reindeutschem Gewande, Halle 1825, 8. zuerst bekannt gemacht und ihren Abdruck mit folgenden Worten begleitet.

Jeder Freund der Wissenschaft weiss, welchen Eindruck Kant's, zwar schon durch frühere Schriften angewinktes, aber doch erst durch seine, im Jahre 1787 erschienene, „Kritik der reinen Vernunft“ vollständig bezeichnetes Unternehmen auf die ganze denkende Menschheit machte. Dies Unternehmen bezielt auch nichts geringeres, als für die Erzeugung der Erkenntniss durch reine Vernunft die Anfänge und Gründe in dem menschlichen Erkenntnissvermögen selbst aufzusuchen und dadurch zugleich Grundsätze der Prüfung und Berichtigung aller bis dahin aufgeführten Lehrgebäude der Philosophie aufzustellen; — ein Unternehmen, dessen blosser Gedanke schon gross ist, wenn auch die Ausführung hinter ihm zurückgeblieben wäre.

Als ich die Absicht hatte, seine Kritik der reinen Vernunft nach ihren wesentlichen Puncten kurz und fasslich darzustellen und hierbei zugleich die mir aufstossenden Zweifel und Schwierigkeiten zu berühren, schien es mir rathsam, zuvor dem Urheber der Kritik hiervon Nachricht zu geben und ihm einige, seine Kritik betreffende, Bedenkllichkeiten vorzulegen.

Dies veranlasste einen wissenschaftlichen Briefwechsel mit ihm, welcher mit dem 12. Juli 1797 anfang und bis zum 5. April 1798 fortgesetzt wurde.

Durch einen Unfall waren mir die von Kant erhaltenen Briefe schon vor 20 Jahren abhanden gekommen, und ich hielt sie für ganz verloren, bis sie endlich vor einigen Wochen zufällig wieder entdeckt wurden.

Dem Freunde der Wissenschaft wird es nicht unwillkommen seyn, wenn ich hier dasjenige aus diesen Briefen mittheile, was von wissenschaftlicher Bedeutsamkeit ist, und hiermit vielleicht die letzte, noch nicht bekannte, Ausbeute des tiefdenkenden Mannes, gleichsam Töne aus dem Schwanengesange des, seinen nahen Emporschwung aus dem Irdischen schon ahnenden Greises, dessen Name und Verdienst so lange auf Erden in Ehren und Andenken bleiben werden, als Wahrheit und Wissenschaft dem Menschengeschlechte theuer sind.

Ich machte in meinem Schreiben unterm 5. Nov. 1797 den würdigen Mann darauf aufmerksam, dass seine Lehre über den Schematismus der reinen Verstandesbegriffe (s. Kritik der reinen Vernunft S. 176 ff.) sich selbst einer grossen Bedenklichkeit unterwürfe. Es komme hier darauf an, wie reine Verstandesbegriffe auf Erscheinungen angewandt werden könnten? Um hiervon die Möglichkeit einzusehen, (sage, die Kritik) müsse eine Gleichartigkeit der letztern mit der erstern Statt haben; denn nur unter dieser Bedingung gestatte die Logik eine Subsumtion der empirischen Begriffe unter die reinen Verstandesbegriffe. Nun aber lehre die Kritik auch selbst, dass die reinen Verstandesbegriffe ein ganz andere Quelle haben, als die sinnlichen Vorstellungen; jene entspringen aus der Verstandesthätigkeit, diese aus dem Anschauungsvermögen; diese Verschiedenheit der Quellen bleibe aber, die Anschauungen möchten reine oder empirische seyn; und man könne sonach weder unmittelbar noch mittelbar auf irgend eine Homogenität der aus so verschiedenen Quellen stammenden Vorstellungen kommen. Diese Bemerkung machte

auch auf den Verfasser der Kritik der reinen Vernunft einen starken Eindruck, und jeder Freund der Wahrheit wird es gern vernehmen, wie der scharfsinnige Forscher des menschlichen Erkenntnissvermögens diese Schwierigkeit zu heben suche.

Er antwortete Folgendes:

I.

Königsberg, den 11. Dec. 1797.

Zerstreut durch eine Mannigfaltigkeit von Arbeiten, die sich einander wechselseitig unterbrechen, ohne doch meinen letzten Zweck der Vollendung derselben vor dem Thor-schlusse aus den Augen zu verlieren, ist mir jetzt nichts angelegener als die Stelle in Ihrem, mir sehr angenehmen, Briefe vom 5ten Nov.:

„Wie der Satz der Kritik d. r. V. S. 177, der die Anwendung der Kategorien auf Erfahrungen oder Erscheinungen überhaupt vermittelt, von der ihm anhangenden Schwierigkeit befreit werden könne.“ —

Ich glaube dieses jetzt auf eine Art thun zu können, die befriedigend ist und zugleich ein neues Licht über diese Stelle im System der Kritik verbreitet; jedoch so, dass Gegenwärtiges blos als roher Entwurf angesehen werden müsse und seine Eleganz nur, nachdem wir uns in einem zweiten Briefe einverständlich haben werden, erwartet.

Der Begriff des Zusammengesetzten überhaupt ist keine besondere Kategorie, sondern in allen Kategorien (als synthetische Einheit der Apperception) enthalten.

Das Zusammengesetzte nämlich kann, als solches, nicht angeschaut werden: sondern der Begriff oder das Bewusstseyn des Zusammensetzens (einer Function, die allen Kategorien, als synthetischer Einheit der Apperception, zum Grunde liegt) muss vorher gehen, um das Mannigfaltige der Anschauung gegebene, sich in einem Bewusstseyn verbunden, d. i. das Object sich als etwas Zusammengesetztes zu denken, welches durch den Schematism

der Urtheilskraft geschieht, indem das Zusammensetzen mit Bewusstseyn zum innern Sinn, der Zeitvorstellung gemäss, einerseits, zugleich aber auch auf das Mannigfaltige in der Anschauung gegebene, andererseits bezogen wird. —

Alle Kategorien gehen auf etwas *a priori* Zusammengesetztes, und enthalten, wenn dieses gleichartig ist, mathematische Functionen; ist es aber ungleichartig, dynamische Functionen; z. B. was die erstern betrifft: die Kategorie der extensiven Grösse: Eins in Vielen; was die Qualität oder intensive Grösse betrifft: Vieles in Einem (Jenes die Menge des Gleichartigen, z. B. der Quadratzolle in einer Fläche) dieses der Grad (z. B. der Erleuchtung eines Zimmers). Was aber die dynamische angeht, die Zusammensetzung des Mannigfaltigen, so fern es entweder einander im Daseyn untergeordnet ist (die Kategorie der Causalität) oder eine der andern zur Einheit der Erfahrung beigeordnet ist (der Modalität als nothwendige Bestimmung des Daseyns der Erscheinungen in der Zeit).

H. M. Beck* könnte also wohl auch hierauf seinen Standpunct von den Kategorien aus zu den Erscheinungen (als Anschauungen *a priori*) nehmen. —

Die Synthesis der Zusammensetzung des Mannigfaltigen bedarf einer Anschauung *a priori*, damit die reinen Verstandesbegriffe ein Object hätten und das sind Raum und Zeit. — Aber bei dieser Veränderung des Standpuncts ist der Begriff des Zusammengesetzten, der allen Kategorien zum Grunde liegt, für sich allein sinnleer; d. i., man sieht nicht ein, dass ihm irgend ein Object correspondire; z. B. ob so etwas, das extensive Grösse oder intensive (Realität) ist, oder, im dynamischen Fach der Begriffe, etwas, was dem Begriffe der Causalität (einem Verhältniss, durch seine Existenz der Grund der Existenz eines Andern

* Dermalen Professor der Philosophie zu Rostock, welcher nebst andern Schriften auch neuerdings ein „Lehrbuch der Logik“ herausgegeben hat; ein Werk, welches sich durch Scharfsinn und Gründlichkeit ganz vorzüglich empfiehlt.

zu seyn) oder auch der Modalität, ein Object möglicher Erfahrung zu seyn, gegeben werden könne, weil es doch nur blosse Formen der Zusammensetzung (der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen überhaupt) sind und zum Denken, nicht zum Anschauen gehören. —

Nun giebt es in der That synthetische Sätze *a priori*, denen Anschauung *a priori* (Raum und Zeit) zum Grunde liegt, mithin denen ein Object in einer nicht empirischen Vorstellung correspondirt (den Denkformen können Anschauungsformen untergelegt werden, die jenen einen Sinn und Bedeutung geben). —

Wie sind diese Sätze nun möglich? — Nicht so, dass diese Formen des Zusammengesetzten in der Anschauung das Object, wie es an sich selbst ist, darstellen; denn ich kann mit meinem Begriffe von einem Gegenstande nicht *a priori* über den Begriff von diesem Gegenstande hinauslangen; also nur so, dass die Anschauungsformen nicht unmittelbar (direct) als objectiv, sondern blos als subjective Formen der Anschauung, wie nämlich das Subject, nach seiner besondern Beschaffenheit, vom Gegenstande afficirt wird, d. i. wie er uns erscheint, nicht nach dem, was er an sich ist (also indirect), vorgestellt werden. Denn, wenn die Vorstellung auf die Bedingung der Vorstellungsart des Vorstellungsvermögens des Subjects bei den Anschauungen restringirt wird, so ist leicht zu begreifen, wie es möglich ist, *a priori* synthetisch (über den gegebenen Begriff hinausgehend) zu urtheilen und zugleich, dass dergleichen erweiternde Urtheile auf andere Art schlechterdings unmöglich sind.

Hierauf gründet sich nun der grosse Satz: Gegenstände der Sinne (des äussern sowohl als des innern) können wir nie anders erkennen, als blos, wie sie uns erscheinen, nicht nach dem, was sie an sich selbst sind; ingleichen: übersinnliche Gegenstände sind für uns keine Gegenstände unsers theoretischen Erkenntnisses. Da aber doch die Idee derselben wenigstens als problematisch (*quaestionis instar*) nicht umgangen werden kann, weil dem Sinnlichen sonst

ein Gegenstück des Nichtsinnlichen fehlen würde, welches einen logischen Mangel der Eintheilung beweist: so wird das letztere zum reinen (von allen empirischen Bedingungen abgelösten) praktischen Erkenntnisse, für das theoretische aber als transscendent betrachtet werden müssen, mithin die Stelle für dasselbe auch nicht ganz leer seyn.

Was nun die schwierige Stelle der Kritik S. 177 u. ff. betrifft, so wird sie auf folgende Art aufgelöst. —

Die logische Subsumtion eines Begriffs unter einem höhern geschieht nach der Regel der Identität, und der niedrigere Begriff muss hier als homogen mit dem höhern gedacht werden. Die transscendentale dagegen, nämlich die Subsumtion eines empirischen Begriffs (dergleichen die des Zusammengesetzten aus Vorstellungen des innern Sinnes ist) unter eine Kategorie subsumirt, darunter etwas dem Inhalte nach heterogenes wäre, welches der Logik zuwider ist, wenn es unmittelbar geschähe; dagegen aber doch möglich ist, wenn ein empirischer Begriff unter einem reinen Verstandesbegriffe durch einen Mittelbegriff, nämlich dem des Zusammengesetzten aus Vorstellungen des innern Sinnes des Subjects, so fern sie, den Zeitbedingungen gemäss, *a priori* nach einer allgemeinen Regel ein Zusammengesetztes darstellen, enthält, welches mit dem Begriffe eines Zusammengesetzten überhaupt (dergleichen jede Kategorie ist) homogen ist und so unter dem Namen eines Schema die Subsumtion der Erscheinungen unter dem reinen Verstandesbegriffe ihrer synthetischen Einheit (des Zusammensetzens) nach, möglich macht. — Die darauf folgenden Beispiele des Schematismus lassen diesen Begriff nicht verfehlen.

Und nun — breche ich hiermit ab — bitte mich bald wiederum mit Ihrer Zuschrift zu beehren, und die Langsamkeit meiner Beantwortung meinem schwächlichen Gesundheitszustande und der Zerstreuung durch andere, an mich ergehende, Ansprüche zuzuschreiben, übrigens aber versichert zu seyn u. s. w.

I. Kant.

Anmerkung. Ich habe diese Auflösung buchstäblich so hingeschrieben, wie sie in dem Briefe enthalten ist. Der Leser wird aber wohl merken, dass die Worte mitunter keinen sprachrichtigen Zusammenhang darbieten; worauf aber auch der Verfasser selbst in einer untergefügten Anmerkung hindeutet, indem er sagt: „Sie werden hier die Flüchtigkeit und Kürze bemerken, der in einem andern Aufsatze wohl nachgeholfen werden könnte.“ Er würde dies gewiss auch noch selbst gethan haben; allein man weiss, dass seine Alters-, besonders Gedächtniss-Schwäche ihm öfters, wenn er eine Weile scharf nachgedacht hatte, gebot, einzuhalten, welches auch wohl in dem Augenblicke, da er diesen etwas langen Brief geschrieben hatte, der Fall war. T.

II.

Königsberg, d. 13. Octbr. 1797 *.

Ihren Vorsatz eines erläuternden Auszugs aus meinen kritischen Schriften, ingleichen, dass Sie mir die Mitwirkung dazu erlassen wollen, nehme ich dankbar an.

Zum Gelingen dieses Vorsatzes wäre es, meiner Meinung nach, sehr dienlich, Kürze und Präcision der Lehrsätze im Text, der Übersicht halber, zu beobachten, die ausführliche Erörterung derselben aber, wie z. B. die mit S. 210. (der Kr. d. r. V.) zu vergleichende S. 413. in die Anmerkungen zu werfen: wenn von der intensiven Grösse (in Beziehung des Gegenstandes der Vorstellung auf den Sinn) in Vergleichung mit der extensiven (in Beziehung auf das blosse Formale der reinen sinnlichen Anschauung) die Rede ist. Doch ich besorge, mit diesen meinen Anrathen selbst undeutlich zu werden.

Bei dieser Gelegenheit bitte ich zugleich, meiner hyperkritischen Freunde, Fichte und Reinhold, mit der

* Ich hebe aus diesen Briefen hier hintereinander nur dasjenige aus, was mir von wissenschaftlicher Bedeutsamkeit zu seyn scheint.

Behutsamkeit zu gedenken, deren ihre Verdienste um die Wissenschaft vollkommen werth sind*.

III.

Königsberg, d. 6. Febr. 1798.

Dass meine Rechtslehre bei dem Verstoss gegen manche, schon für ausgemacht gehaltene, Principien viele Gegner finden würde, war mir nicht unerwartet. Um desto angenehmer ist es mir, zu vernehmen, dass sie Ihren Beifall erhalten hat. Die Göttingesche Recension im 28. Stück der Anzeigen, die im Ganzen genommen meinem System nicht ungünstig ist, wird mir Anlass geben, in einer Zugabe manche Missverständnisse ins Klare zu setzen, hin und wieder auch das System zur Vollständigkeit zu ergänzen.

Meinen Freund, Hrn. Prof. Pörschke, bitte ich, wenn sich dazu Veranlassung finden möchte, wegen seiner im Ausdruck etwas heftigen Manier, die doch mit sanften Sitten verbunden ist, mit Wohlwollen zu behandeln. Mit seinem Grundgesetz: „Mensch sey Mensch,“ hat er wohl nichts anders sagen wollen, als: „Mensch als Thierwesen, bilde dich zum moralischen Wesen aus“** u. s. w.

* Den Auszug aus Kant's kritischen Schriften habe ich nicht herausgegeben; da inzwischen von andern Gelehrten Auszüge erschienen, welche meine Arbeit entbehrlich machten. T.

** Diesem Briefe war, wie der von mir im Nachlass vorgefundene Entwurf bezeugt, noch die Erlaubniss zur Herausgabe der kleinen Schriften beigefügt. Es heisst darin: „Zu Ihrem Vorschlage der Sammlung und Herausgabe meiner kleinen Schriften willige ich gern ein; doch wollte ich wohl, dass Sie nicht ältere als von 1770 aufnehmen möchten, wo denn meine Inauguraldisputation „*de mundi sensibilis et intell.*“ ins Deutsche übersetzt den Anfang machen könnte. Ich mache weiter keine Bedingungen, unter welchen sie von Ihnen einem Verleger überlassen werden könnten, als dass Sie mir vorher die Sammlung aller dieser Pièces zuschickten. Jetzt ist eine Abhandlung von mir für die Berliner Blätter abgeschickt und eine zweite wird eben dahin nächstens von mir abgeschickt werden.“ Sch.

IV.

Königsberg, d. 5. April 1798.

Was halten Sie von Hrn. Fichte's allgemeiner Wissenschaftslehre? einem Buche, welches er mir vorlängst zugeschickt hat, dessen Durchlesung ich aber, weil ich es weitläufig und meine Arbeiten zu sehr unterbrechend fand, zur Seite legte und jetzt nur aus der Recension in der A. L. Z. kenne.

Für jetzt habe ich nicht die Musse, es zur Hand zu nehmen, aber die Recension (welche mit vieler Vorliebe des Recensenten für Hrn. Fichte abgefasst ist) sieht mir wie eine Art von Gespenst aus, was, wenn man es gehascht zu haben glaubt, man keinen Gegenstand, sondern immer nur sich selbst und zwar hiervon auch nur die Hand, die darnach hascht, vor sich findet.

Das blosse Selbstbewusstseyn und zwar nur der Gedankenform nach, ohne Stoff, folglich ohne dass die Reflexion darüber etwas vor sich hat, worauf es angewandt werden könne und selbst über die Logik hinausgeht, macht einen wunderlichen Eindruck auf den Leser.

Schon der Titel (Wissenschaftslehre) erregt, weil jede systematisch geführte Lehre Wissenschaft ist, wenig Erwartung für den Gewinn, weil sie eine Wissenschaftswissenschaft und so ins Unendliche andeuten würde. — Ihr Urtheil* darüber und auch, welche Wirkung es auf Andere Ihres Orts hat, möchte ich doch gerne vernehmen.

I. Kant.

* Dieses findet man in der Revision der allgem. Litteratur-Zeitung. T.

22.

An

Professor Kiesewetter

in Berlin.

1798—1800*.

Sie geben mir, werthester Freund! von Zeit zu Zeit, durch Ihre gründlichen Schriften, hinreichenden Anlass zur angenehmen Erinnerung unserer unwandelbaren Freundschaft. Erlauben Sie mir jetzt auch jene periodische Erinnerung, wegen der Teltowerrüben, in Anregung zu bringen, womit ich für den Winter durch Ihre Güte versorgt zu werden wünsche; ohne Sie doch dabei in Unkosten setzen zu wollen, als welche ich gerne übernehmen würde.

Mein Gesundheitszustand ist der eines alten, nicht kranken, aber doch invaliden: vornämlich für eigentliche und öffentliche Amtspflichten ausgedienten Mannes, der dennoch ein kleines Maass von Kräften in sich fühlt, um eine Arbeit, die er unter Händen hat, noch zu Stande zu bringen, womit er das kritische Geschäft zu beschliessen und eine noch übrige Lücke auszufüllen denkt; nämlich „den Übergang von den metaph. A. Gr. der N. W. zur Physik“ als einen eigenen Theil der *philosophia naturalis*, der im System nicht mangeln darf, auszuarbeiten.

Ihrerseits sind Sie bisher, was Ihnen nicht gereuen wird, der kritischen Philosophie standhaft treu geblieben: indessen dass Andere, die sich gleichfalls derselben gewid-

* Beide Briefe verdanke ich gleichfalls der gefälligen Mittheilung des Herrn B. Friedländer, der sie im Originale besitzt.

met hatten, durch zum Theil lächerliche Neuerungssucht zur Originalität, nämlich, wie Hudibras, aus Sand einen Strick drehen zu wollen, um sich her Staub erregen, der sich doch in Kurzem legen muss.

So höre ich eben jetzt durch eine (doch noch nicht hinreichend verbürgte) Nachricht: dass Reinhold, der Fichten seine Grundsätze abtrat, neuerdings wiederum anderes Sinnes geworden und reconvertirt habe.

Ich werde diesem Spiel ruhig zusehen und überlasse es der jüngeren kraftvollen Welt, die sich dergleichen ephemerische Erzeugnisse nicht irren lässt, ihren Werth zu bestimmen.

Wollten Sie mich bei dieser Gelegenheit mit Notizen Ihres Orts vornämlich aus dem literarischen Fach regaliren: so würde es mir sehr angenehm seyn: — wobei ich mit der vollkommensten Freundschaft, Hochachtung und Ergebenheit jederzeit bin

der Ihrige

Königsberg, d. 19. Octbr. 1798.

I. Kant.

Werthester und alter Freund.

Das Geschenk der Widerlegung der Herder'schen Metakritik, nunmehr in 2 Bänden (welches Ihrem Kopf und Herzen gleiche Ehre macht), frischt in mir die angenehmen Tage auf, die wir einstens in Belebung dessen, was wahr und gut und beiden unvergänglich ist, zusammen genossen; welches jetzt in meinem 77ten Jahre, wo Leibesschwächen (die gleichwohl noch nicht auf ein nahes Hinscheiden deuten) meine letzten Bearbeitungen erschweren, aber, wie ich hoffe, doch nicht rückgängig machen sollen, — keine geringe Stärkung ist, — in dieser meiner Lage, sage ich, ist mir dieses Geschenk doppelt angenehm.

Ihre Besorgniss, dass die im vergangenen Herbst über- sandten Rüben durch den damals so früh eingetretenen und so lange angehaltenen Frost Schaden gelitten haben dürf- ten, hat nicht statt gefunden; denn ich habe nur vorgestern an einem Sonntage in einer Gesellschaft — wie gewöhn- lich, zwischen zwei Freunden, die letzten derselben mit allem Wohlgeschmack verzehrt.

Seyn Sie glücklich; lieben Sie mich ferner als Ihren unveränderlichen Freund und lassen mich dann und wann von Ihrer dortigen Lage und literarischen Verhältnissen einiges erfahren.

Mit der grössten Ergebenheit und Freundschaft und Hochachtung bleibe ich jederzeit Ihr unveränderlich treuer Freund und Diener.

Königsberg, d. 8. Juli 1800.

I. Kant.

23.

An

Dr. Andreas Richter.

1801.

Kant hatte noch 1797 in der Vorrede zu seiner Rechts- lehre einige Hoffnung gegeben, von ihm selbst eine aus- führlichere Darstellung eines Systems der Politik zu erhal- ten. Ein Jahr darauf nahm er aber mit der Herausgabe der Anthropologie Abschied bei dem gelehrten Publicum für neue selbständige Arbeiten. Dadurch fühlte sich 1801 Dr. Andreas Richter, ein bis dahin völlig unbekannter Schriftsteller, der in seinem Briefe auch nicht einmal sei-

nen Wohnort angab, aber wahrscheinlich im Erzherzogthum Östreich lebte, veranlasst an Kant zu schreiben und ihn um Erlaubniss zur Herausgabe eines Lehrbuchs der Politik nach den Grundsätzen seines Systems zu bitten. Derselbe sandte zugleich eine Skizze seines Unternehmens, die freilich keine grossen Erwartungen von den Geisteskräften dieses Mannes fassen und die spätere Nichtrealisirung seines Planes für die deutsche Literatur nicht bedauern lässt. Beides befindet sich in Kant's Nachlass auf der Königsberger Bibliothek und daselbst auch zugleich der Entwurf zu der charakteristischen Antwort K's an diesen ihm ganz fremden und sich ihm geradezu aufdrängenden Mann, von dem er sogar stark compromittirt zu werden befürchten durfte. Ich habe diese Antwort zuerst in meinem Aufsatze über Kant in Raumer's Taschenbuch 1838, S. 534 bekannt gemacht.

„Ihren *sine die et consule* an mich abgelassenen Brief bejahend zu beantworten, trage kein Bedenken, da er nichts weiter von mir verlangt als: dass, wenn ich nicht selber ein System der Politik herauszugeben gemeint seyn sollte, Sie die Erlaubniss haben wollten, eine solche nach kritischen Grundsätzen zu bearbeiten, wovon Sie mir zugleich den Plan mitgetheilt haben. — Dass mein (77jähriges) Alter mir es nicht wohl möglich macht, es selbst zu verrichten, vornehmlich mit der Ausführlichkeit, die der mir zugestellte Abriss Ihres vorhabenden politischen Werkes sehen lässt, beurtheilen Sie ganz richtig, wie auch das Terrain, auf welchem Sie Ihr Lehrgebäude aufzuführen gedenken.

Von Herrn Nicolovius wird dann also die Spedition dieses Briefes nach der darin vorangeschriebenen Adresse abhängen: wobei ich bin

Ihr Diener

I. Kant.“

II.

ERKLÄRUNGEN,

DIE KANT, DURCH BESONDERE EREIGNISSE
VERANLASST, IN ÖFFENTLICHEN BLÄT-
TERN ERGEHEN LIESS*.

* Wo diese 6 Erklärungen zuerst abgedruckt wurden, ist bei den einzelnen genauer angegeben.

I.

Raisonnement über einen schwärmerischen
Abenteurer Jan Pawlikowicz Idomozyrskich
Komarnicki*.

Hier zuerst eine Relation aus der Feder Hamann's. „Es ward, schreibt dieser am Anfange des Jahres 1764. aus dem sogenannten Baumwalde im Amte Alexen, ein Abenteurer, ungefähr 50 Jahre alt — ein neuer Diogenes und ein Schaustück der menschlichen Natur nach Königsberg gebracht. Er suchte das Lächerliche und Unanständige seiner Lebensart mit einigen Feigenblättern aus der Bibel zu bemänteln. Dieserwegen und, weil er bis dahin ausser einem kleinen 8jährigen Knaben, eine Heerde von 14 Kühen, 20 Schafen und 46 Ziegen umherführte, erhielt er hier den Namen eines Ziegenpropheten von der ihn angaffenden Menge. Ausser der Zierde eines langen Barts, wies er sich, in rauche Thierhäute gekleidet, die er um den nackten Körper umschlug, — ohne Unterschied der Jahreszeiten barfuss und mit unbedecktem Haupte. Eben so der Junge. Ein Paar Kühe dienten ihm zu seinem Angespann, von der Milch der Schafe, wozu bisweilen Butter und Honig kam, nährten sich beide. Nur an hohen Festtagen erlaubte er sich, das Fleisch seiner Heerde zu kosten, welches er in Honig sottete. Er genoss davon nichts, als die rechte Schulter und Brust, das übrige verschenkte er oder verbrannte es nach 3 Tagen zu Asche. An der Verwandlung dieser menschlichen Gestalt war eine vor 7 Jahren erfahrene Krankheit schuld, die in Unverdaulichkeit und Magenkrämpfen bestand. Nach

* Zuerst aufgenommen in der Königsberger gelehrten und politischen Zeitung, Jahrgang 1764, Nr. 3. und daraus in Borowski's Biographie K. als Beilage I. S. 206 — 12. abgedruckt.

einem zwanzigtägigen Fasten wollte er Jesum mehrere male gesehen haben. Er hatte ihm das Gelübde einer siebenjährigen Wallfahrt gethan, an welcher nun nur noch zwei Jahre fehlten. Da man ihn bei Alexen im Walde antraf, hatte er bereits den grössten Theil seiner Heerde verloren. Er kam mit seinem Buben und mit der Bibel in der Hand an, aus welcher er jedem, der ihm etwa Fragen vorlegte, bald einen passenden, oft aber auch ganz unpassenden Spruch citirte u. f. Jeder ging hin und betrachtete den Abenteurer und seinen Buben. Auch Kant, der sein Gutachten über die sonderbare Erscheinung zu geben, von Mehrern aufgefordert ward, ging hin und machte folgendes Raisonnement bekannt:

Bei dem Anschauen und Anhören des begeisterten Faunus und seines Buben ist für solche Augen, welche die rohe Natur gern ausspähen, die unter der Zucht der Menschen gemeiniglich sehr unkenntlich wird, das Merkwürdigste — der kleine Wilde, der in den Wäldern aufgewachsen, allen Beschwerlichkeiten der Witterung mit fröhlicher Munterkeit Trotz zu bieten gelernt hat, in seinem Gesichte keine gemeine Freimüthigkeit zeigt und von der blöden Verlegenheit nichts an sich hat, die eine Wirkung der Knechtschaft oder der erzwungenen Achtsamkeiten in der feinern Erziehung wird und, kurz zu sagen (wenn man dasjenige wegnimmt, was einige Menschen schon an ihm verderbt haben, die ihn lehren Geld fordern und naschen), ein vollkommnes Kind in demjenigen Verstande zu seyn scheint, wie es ein Experimentalmoralist wünschen kann, der so billig wäre, nicht eher die Sätze des Herrn Rousseau den schönen Hirngespinnsten beizuzählen, als bis er sie geprüft hätte. Zum wenigsten dürfte diese Bewunderung, zu welcher nicht alle Zuschauer fähig sind, weniger zu belachen seyn, als diejenige, darin jenes berufene schlesische Kind mit dem goldnen Zahn viele deutsche Gelehrte versetzt hat, ehe sie durch einen Goldschmied der Mühe überhoben wurden, mit der Erklärung dieses Wunders sich länger zu ermüden.“

Es wäre zu wünschen, dass hierauf damals mehr gemerkt und dass unter den Augen Kant's Beobachtungen dieses Knaben, dergleichen selten vorkommt, angestellt worden wären. Aber man liess den Abenteurer, der zu der Schrift: Über die Krankheiten des Kopfs, die erste Veranlassung war, sammt dem jungen Wilden über die Grenzen bringen. Es ist von beiden weiter nichts zu hören gewesen.

II.

Über die Censur der Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft.“

Kant theilte diese Nachrichten an Kirchenrath Borowski mit, als Beitrag zu dessen Materialien für seine Biographie. Borowski liess sie aus Kant's eigener Handschrift als Beilage IV. in seiner Biographie S. 233—37 abdrucken.

Der Aufsatz vom radicalen Bösen ward im J. 1792 mit dem ausdrücklichen Begehren an den Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift eingeschickt, dass, obgleich diese Monatsschrift damals in Jena gedruckt ward, dennoch dieses Inserat der gewöhnlichen Censur in Berlin unterworfen werden sollte. Der Verfasser will durchaus auch nicht den Schein einmal haben, als ob er einen literarischen Schleichweg gern einschläge und nur bei geflissentlicher Ausweichung der strengen Berlinischen Censur sogenannte kühne Meinungen äussere. Jene Abhandlung vom radicalen Bösen ward also dem Herrn etc. Hillmer vorgelegt und von ihm mit der Erklärung an den Herausgeber der Monatsschrift zurückgegeben „dass sie gedruckt werden könnte, da doch nur tiefdenkende Gelehrte die Kant'schen Schriften lesen.“ So ward sie denn im Aprilstücke 1792 abgedruckt. Nun wurde die zweite Abhandlung, von dem Kampfe des guten Principis mit dem Bösen u. f. nach Berlin gesandt und es sollte mit dieser eben derselbe Weg in Ansehung der Censur eingeschlagen

werden. Der Herausgeber fügte sich dem Willen des Autors, gab ihm aber in einem Schreiben, Berlin den 18. Juni 1792, von dem unvermutheten widrigen Erfolge folgende Nachricht: „Ich habe es nie recht begreifen können, warum Sie, mein verehrter Freund! durchaus auf die hiesige Censur drangen. Aber ich gehorchte Ihnen und schickte das Manuscript Hrn. Hillmer. Dieser antwortete mir dann zu meinem nicht geringen Erstaunen: — — da es ganz in die biblische Theologie einschlage, habe er es, seiner Instruction gemäss, mit seinem Collegen Herrn Hermes gemeinschaftlich durchgelesen, und da dieser sein Imprimatur verweigere, so träte er diesem bei. — Ich schrieb nun an Hrn. Hermes und erhielt zur Antwort: „Das Religionsedict sey seine Richtschnur; — weiter könne er sich nicht darüber erklären.“ — — Es muss wohl einen Jeden empören, dass ein Hillmer und Hermes sich anmaassen wollen, der Welt vorzuschreiben, ob sie einen Kant lesen solle oder nicht. Es ist dies so eben erst passiert. Ich weiss nun durchaus nicht, was weiter zu thun ist. Aber ich glaube es mir und den Wissenschaften in unserm Staate schuldig zu seyn, etwas dagegen zu thun. Leben Sie recht wohl, wenn ein solcher Vorfall unserer Literatur anders Ihnen keine unangenehme Stunde macht. Biester. Berlin 18. Juni 1792.“ — Natürlich verdross diese Nachricht den Autor, indessen wollte er doch die zu dem erst erwähnten Aufsätze vom radicalen Bösen noch gehörigen drei Abhandlungem dem Publicum nicht vorenthalten. Sein erster Plan war, diese nach Göttingen an Dr. Stäudlin zu schicken und durch ihn sie der Göttingischen theologischen Facultät vorlegen zu lassen. Nachher wollte er den Weg bei der theologischen Facultät zu Halle einschlagen. Allein der Vorgang mit der Kritik aller Offenbarung, die Fichte verfertigte und sein Verleger in Halle drucken lassen wollte, welcher aber der dortige damalige Dekan Dr. Schulze das Imprimatur verweigerte, veranlasste ihn, auch diesen muthmaasslich vergeblichen Schritt nicht zu thun, obwohl er zu den Herren Niemeyer

und Knapp und ihren erleuchteten Religionskenntnissen Zutrauen genug hatte. Ungern versetzte er die Theologen einer preussischen Universität mit der geistlichen Ober-examinationscommission in Spannung, aber da die königs-bergsche theologische Facultät selbst nichts hievon befürchtete, so liess der Autor von dem Dekan derselben die vier Aufsätze censiren und erhielt die Druckfreiheit des Werks, das nun unter der Aufschrift „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ bei Nicolovius erschienen ist. Aus dieser Erzählung wird das, was in der Vorrede S. XIII. u. f. vorkommt, jedermann verständlich werden, dem ohne diesen Schlüssel durchaus undeutlich bleiben muss, was da, besonders S. XV.* von büherrichtenden Theologen und von dem Unterschiede der Censur eines Geistlichen (Hrn. Hermes) und eines Facultätstheologen ausführlich gesagt wird.

III.

Erklärung Kant's über die vom Buchhändler J. T. Haupt zu Neuwied, 1793 8. veranstaltete Sammlung kleiner Schriften.

Abgedruckt im Intelligenzblatt der Jen. allgem. Lit.-Ztg. 1793. No. 61.

„Es hat dem Buchdrucker, Hrn. Haupt, in Neuwied, gefallen, die Berliner Monatsschrift zu plündern und daraus sieben meiner Abhandlungen in einem Bande unter dem Titel: Kleine Schriften von I. Kant, auf die letzte Leipziger Ostermesse zu bringen: wegen welcher eigenmächtigen Besitznehmung er zwar in einem Briefe vom 8. Januar d. J. sich selbst zum Voraus schon mit bitterm Schmerz tadelt, gleichwohl aber in Hoffnung der Verzeihung nicht ermangelt hat, sie auszuführen. — Imgleichen will es verlauten, dass ein anderer Buchhändler im Österreichischen alle meine, selbst die ältesten, unbedeutendsten und mit meiner jetzigen Denkart nicht mehr einstimmigen

* Bd. X. S. 9. in d. Ausg.

Schriften zusammen herauszugeben und so ins Grosse zu gehen Vorhabens sey. — Wenn aber auch der Widerstand besser denkender Männer vom Geschäft des Buchhandels nicht, wie ich doch hoffe, hinreichend seyn sollte, dieser Unbilligkeit zu steuern, so müsste doch die gegründete Besorgniss davon abhalten, dass ich selbst eine solche Herausgabe doch mit Auswahl, Verbesserung und Anmerkungen zu besorgen bewogen werden dürfte, wenn es auch nur geschähe, um eine so unerlaubte Absicht zu vereiteln.“

Königsberg, den 6. Juni 1793.

I. Kant.

IV.

Erklärung auf Herrn Schlettwein's Herausforderung, in einem Briefe von Greifswalde, den 11. Mai 1797*.

Erklärung.

In einem Briefe, datirt von Greifswalde den 11. Mai 1797, der sich durch seinen seltsamen Ton sonderbar ausnimmt, und gelegentlich dem Publicum mitgetheilt werden

* Aus dem Privatbriefe von Kant an Schlettwein, den K. unter dem 19. Mai 1797 abgesandt hatte, kennen wir nur die Stelle, welche Kant selbst wörtlich zur Erläuterung einer Stelle im 2ten Briefe Schlettwein's als einzige Anmerkung beigefügt hat, indem er denselben — ein Product einer fast in Wahnsinn übergehenden exaltirten Stimmung — Berl. Blätt. 1797. II. S. 148 — 53 abdrucken liess. Sie lautet folgendermaassen:

„Sie können es, sagen Sie, mit der wahren Rechtschaffenheit nicht reimen, dass ich nicht bestimmt heraussage, welcher unter den mir anhängigen Schriftstellern meinen Sinn wirklich getroffen hat. Die Ursache ist, weil mich noch Niemand darum öffentlich gefragt hat. Aber dass Jemand einem Anderen Mangel an Rechtschaffenheit vorrückt, und doch in einem Athen ihn mit „mein Lieber“ anredet: das ist ein Bittersüss (*Dulcamara*, ein Giftkraut), welches wegen der Absicht auf Meuchelmord verdächtig macht.“

I. Kant.

soll, muthet mir Hr. Johann August Schlettwein zu, mich mit Ihm in einen Briefwechsel über die kritische Philosophie einzulassen; zu welchem Behuf schon verschiedene Briefe über mancherlei Punkte derselben bei Ihm fertig lägen; wobei er denn zugleich erklärt: „er glaube im Stande zu seyn, mein ganzes philosophisches System, so weit es mein eigenes ist, beides, den theoretischen und praktischen Theilen nach, völlig umzustürzen;“ welchen Versuch gemacht zu sehen, jedem Freunde der Philosophie lieb und angenehm seyn wird. Was aber die Art dieses auszuführen betrifft, nämlich durch einen mit mir darüber anzustellenden Briefwechsel (schriftlich oder gedruckt), so muss ich Ihm darauf kurz antworten: Hieraus wird nichts. Denn es ist ungereimt, etwas, was Jahre lang fortgehen muss, um mit Einwürfen und Beantwortungen nur erträglich fortzurücken, einem Manne in seinem 74sten Jahre, wo das *sarcinas colligere* wohl das Angelegentlichste ist, anzusinnen.

Die Ursache aber, warum ich diese Erklärung, die ich ihm schon schriftlich gethan habe, hier öffentlich thue, ist: weil, da der Brief *quaest.* deutlich auf Publicität angelegt ist, und daher jener Anschlag mündlich verbreitet werden dürfte, diejenigen, welche ein solcher Streit interessirt, sonst mit leeren Erwartungen hingehalten werden würden.

* * *

Da indess Herr Schlettwein seinen Vorsatz des Umstürzens, mithin auch des Sturm Laufens, wahrscheinlich in Masse (wie er sich denn auf Allirte zu verlassen scheint), dieser Schwierigkeit wegen vermuthlich nicht aufgeben wird, ihm aber nach dieser meiner Erklärung an meiner Person ein Hauptgegner abgeht; so fragt er mit weiser Vorsicht an: „welcher unter den Streitern wohl meine Schriften, wenigstens die Hauptpunkte derselben, wirklich versteht, wie ich solche verstanden wissen will.“ — Ich antworte darauf unbedenklich: es ist der würdige Hofprediger und ordentliche Professor der Mathe-

matik allhier, Herr Schulz; dessen Schriften über das kritische System, unter dem Titel: „Prüfung u. s. w.“ Herr Schlettwein hierüber nur nachzusehen hat.

Nur bedinge ich mir hierbei aus, anzunehmen: dass ich seine (des Hrn. Hofpredigers) Worte nach dem Buchstaben, nicht nach einem vorgeblich darin liegenden Geist (da man in dasselbe hineintragen kann, was Einem gefällt), brauche. Was Andere mit eben denselben Ausdrücken für Begriffe zu verbinden gut gefunden haben mögen, geht mich und den gelehrten Mann, auf den ich compromittire, nichts an: den Sinn aber, den dieser damit verbindet, kann man aus dem Gebrauch desselben im Zusammenhange des Buchs nicht verfehlen.

Und nun mag die Fehde, bei der es dem Angreifenden an Gegnern nicht fehlen kann, immer angehen.

V.

Erklärung über den ihm zugeschriebenen Antheil an einigen anonym erschienenen Werken
Th. v. Hippel's*.

Öffentlich aufgefordert, zuerst von Hrn. Magister Flemming, nachher durch den allgemeinen literarischen Anzeiger Jahrg. 1796. No. 327. wegen der Zumuthung, ich sey der Verfasser der anonymischen, dem seligen v. Hippel zugeschriebenen Werke, des Buchs über die Ehe und der Lebensläufe, erkläre ich hiermit, dass ich nicht der Verfasser derselben, weder allein, noch in Gemeinschaft mit ihm sey. — Wie es aber zugegangen, ohne hiezu ein Plagiat annehmen zu dürfen, dass doch in diesen ihm zugeschriebenen Werken so manche Stellen buchstäblich

* Sie ist zuerst bekannt gemacht in der Allgemeinen Literaturzeitung, Jahrg. 1797. Intelligenzbl. No. 72., daraus abgedruckt in der Biographie Hippel's, welche aus Schlichtegroll's Nekrolog in einem besonderen Abdrucke erschienen ist, S. 458 — 59.

mit denen übereinkommen, die viel später in meinen auf die Kritik der reinen Vernunft folgenden Schriften als meine eigenen Gedanken, noch zu seiner Lebenszeit, vortragen werden können, das lässt sich auch ohne jene, den seligen Mann beleidigende und auch ohne meine Ansprüche schmälernde Hypothese gar wohl begreiflich machen. Sie sind nach und nach fragmentarisch in die Hefte meiner Zuhörer geflossen, mit Hinsicht von meiner Seite auf ein System, was ich in meinem Kopfe trug, aber nur allererst in dem Zeitraum von 1770 bis 1780 zu Stande bringen konnte. Diese Hefte, welche Bruchstücke, die unter andern meinen Vorlesungen der Logik, der Moral, des Naturrechts u. s. w., vornehmlich denen der Anthropologie, wie es ganz gewöhnlich bei einem freien Vortrag des Lehrers zugeht, sehr mangelhaft nachgeschrieben worden, fielen in des seligen Mannes Hände und wurden in der Folge von ihm gesucht, weil sie grossentheils neben trocknen Wissenschaften auch manches Populäre enthielten, was der aufgeweckte Mann in seine launigen Schriften mischen konnte, und so, durch die Zuthat des Nachgedachten, dem Gerichte des Witzes einen schärferen Geschmack zu geben, die Absicht haben mochte. — Nun kann, was in Vorlesungen als öffentlich zu Kauf gestellte Waare feil steht, von einem Jeden benutzt werden, ohne sich deshalb nach dem Fabricanten erkundigen zu dürfen, und so konnte mein Freund, der sich nie mit der Philosophie sonderlich befasst hat, jene ihm in die Hände gekommenen Materialien gleichsam zur Würze für den Gaumen seiner Leser brauchen, ohne diesen Rechenschaft geben zu dürfen, ob sie aus des Nachbars Garten, oder aus Indien, oder aus seinem eigenen genommen wären. Daraus ist auch erklärlich, wie dieser mein vertrauter Freund * in

* In dem ersten Entwurfe, der noch von Kant's eigener Hand in seinem Nachlasse auf der hiesigen Bibliothek sich vorfindet, schreibt er: „dass in meinem theils gelegentlichen, theils in der Folge gesuchten und vertrauten Umgange mit diesem meinem ehemaligen Zuhörer, nachdem

unserm engen Umgange doch über seine Schriftstellerei in jenen Büchern nie ein Wort fallen lassen, ich selber aber aus gewöhnlicher Delicatesse ihn nie auf diese Materie bringen mögen. So löst sich das Räthsel auf, und einem Jeden wird das Seine zu Theil.

Königsberg, d. 6. Dec. 1796.

I. Kant.

VI.

**Nachricht an das Publikum, die bei Vollmer
erschienene unrechtmässige Ausgabe der physi-
schen Geographie von Immanuel Kant
betreffend.**

Der Buchhändler Vollmer hat in der letzten Messe unter meinem Namen eine physische Geographie, wie er selbst sagt, aus Collegienheften herausgegeben, die ich weder nach Materie, noch nach Form für die meinige anerkenne. Die rechtmässige Herausgabe meiner physischen Geographie habe ich Hrn. Dr. und Professor Rink übertragen.

geliebten und vertrauten Freunde niemals ein Wort über diese Schriftstellerei gefallen ist.“ Darauf über die benutzten Gedanken: „es war das Seine aus der zweiten Hand. Wenn aber einer von uns beiden dem Anderen etwas abgeborgt haben soll, so kann darüber, wer es seyn möchte, vermuthlich kein Streit seyn.“ „Eine kleine, aber wie mich däucht, zum Nachdenken einladende Nutzanwendung mag hier noch Platz haben. Welch' eine Idee mag wohl dem Gedanken zum Grunde liegen, dass der Mensch, wenn er nicht mehr ist, noch eine Habe besitzen könne, die man, ohne ihm Unrecht zu thun, nicht antasten, die er aber auch nicht weggeben und an Andere verschenken kann? Die Geistesproducte. Hieraus ist zu sehen, dass die Anonymität immer etwas für den Nachruhm eines Schriftstellers Gewagtes ist, weil sich daraus ein schwerer Process vor dem Todtengericht entspinnen kann, der sein Eigenthum, wenn er ein solches an Schriften gehabt hat, zweifelhaft macht.“ —

Sch.

Zugleich insinuirt gedachter Vollmer, als sey die von Hrn. Mag. Jähsche herausgegebene Logik nicht die meinige und ohne meine Billigung erschienen; dem ich hiemit geradezu widerspreche. Dagegen aber kann ich weder die Logik, noch die Moral, noch irgend eine andere Schrift, mit deren Herausgabe gedachter Vollmer droht, für die meinige anerkennen, indem selbige bereits von mir Hrn. Mag. Jähsche und Dr. Rink übergeben sind.

Königsberg, d. 29. März 1801.

I. Kant.

Dieser Erklärung, die unbezweifelt (was auch damals von Vollmer dagegen gesagt werden mochte) von Kant selbst herrührt und durch Kant in den noch vorhandenen Papieren mehrmals entworfen ist, sollte eine zweite noch stärkere folgen. Diese war bereits zum Abdruck abgegangen, musste aber von Rink (nach dessen Brief vom 13. Juli 1802 im Nachlasse) zurückgefordert werden, weil Kant in seinem hohen Alter jeden persönlichen Streit vermeiden wollte.

III.

EHRENDENKSPRÜCHE

AUF

VERSTORBENE COLLEGEN.

III.
EHRNDEKSPRÜCHE

ALLE
VERSTORBENE COLLEGEN.

Die Ehrendekrete der
Königlichen Universität zu
Göttingen, welche in
den Jahren 1737 bis 1799
erlassen worden sind,
sind in dem nachstehenden
Verzeichnisse enthalten.
Dieses Verzeichnis ist
nach dem Inhalte der
Dekrete alphabetisch
geordnet, und enthält
auch die Namen der
Verstorbenen, welche
in den Jahren 1737 bis
1799 an der Universität
zu Göttingen gestorben
sind.

An der Königsberger Universität herrschte im achtzehnten Jahrhunderte bis in sein letztes Jahrzehend die Sitte, bei dem Ableben der Professoren in einem ausführlichen Programme ein *monumentum honoris* dem Verstorbenen zu setzen. An diesem nahmen sämtliche Collegen Theil, einige gaben grössere Lateinische oder Deutsche Standreden, andere begnügten sich mit kürzeren poetischen Epigrammen in Lateinischer, Deutscher, bisweilen auch in Griechischer Sprache. Mir liegen diejenigen vor, an welchen Kant Antheil genommen hat. Von ihm will zwar Hippel (nach seiner Selbstbiographie) mehrere Gedichte gelesen haben, die aber, wenn sie andere als diese *elogia* bezeichnen sollen, mir unbekannt geblieben, zuverlässig auch nicht unter seinem Namen gedruckt sind. Diese *elogia* selbst sind sämtlich in Deutscher Sprache und gewähren nicht nur ehrenwerthe Zeugnisse für den liebenswürdigen Charakter des grossen Mannes in seinem Verhältnisse zu den Amtsgenossen, sondern dienen auch gleichzeitig als interessante Documente für seinen freieren Ausdruck in unserer Sprache.

Das älteste ist auf Christoph Langhansen, starb 1770 als Professor der Theologie und Mathematik.

Dem, der die äuss're Welt nach Maas und Zahl verstand,

Ist, was sich uns verbirgt, das Inn're dort bekannt.

Was stolze Wissenschaft unsonst hier will erwerben,

Lernt weise Einfalt dort im Augenblick: durchs Sterben.

Dem gelehrten und redlichen Manne setzte dieses zum
Andenken

Immanuel Kant.

Das zweite ist zum Andenken des Kanzlers der Universität und ersten Professors der Rechte Coelest. Kowalewsky, starb 1771.

Die Lehre, welcher nicht das Beispiel Nachdruck giebt,
Welkt schon beim Unterricht, und stirbt unausgeübt,
Umsonst schwillt das Gehirn von Sprüchen und Gesetzen,
Lernt nicht der Jüngling früh das Recht der Menschen schätzen,
Wird niederem Geize feind, vom Vorurtheil bekehrt
Wohlwollend, edel, treu, und seines Lehrers werth.
Wenn dann gepriesne Pflicht den Lehrer selbst verbindet,
Der Einsicht im Verstand, im Herzen Tugend gründet,
Wenn reine Redlichkeit mit Wissenschaft vereint
Dem Staate Diener zieht, dem Menschen einen Freund,
Den darf kein schwülstig Lob, kein Marmor ihn erheben,
Er wird auch unberühmt in ihren Sitten leben.

Das dritte auf den Professor der Rechte, Kriegsrath Dr. L'Estocq, welcher 1780 starb.

Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.
Dem scheint's ein Gaukelspiel zum Lachen, dem zum Weinen,
Der lebt nur zum Genuss, der Andere nur zum Scheinen.
Gleich blinde Thorheit gafft einander spöttisch an.
Der tändelt bis ins Grab, der schwärmt im finstern Wahn.
Wird eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sey menschlich, redlich, treu und schuldfrei im Gewissen!
(So lautèt l'Estocq's Lob!) das andre ist nur Spiel,
Denn Mensch und weise seyn ist Sterblichen zu viel!

Das vierte ist auf Dr. Christian Renatus Braun, starb 14. Febr. 1782 als Professor der Jurisprudenz.

Was giebt den Leitstern in der Rechte Dunkelheit,
Ist's Wissen, oder mehr des Herzens Redlichkeit?
War Rechtthun niemals Kunst, die man studiren müssen,
Wie ward's denn schwere Kunst, was Rechtens sey, zu
wissen?

Wenn nicht gerader Sinn dem Kopf die Richtung giebt,
Wird alles Urtheil schief, das Recht unausgeübt.
Durch Redlichkeit allein (Braun kann's im Beispiel lehren)
Wird Kunst zu der Natur einmal zurücke kehren.

Das letzte mir bekannte ist auf Dr. Theodor Christoph Lilienthal, starb 1782 17. März als erster Professor der Theologie, Pfarrer an der Domkirche und Consistorialrath.

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsterniss;
Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiss.
Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.

Wenn nicht gerader Sion dem Kopf die Richtung giebt,
 Wird alles Irdisch sich schmelzen, das Recht unangesehnt.
 Durch Heiligkeit allein (Braun kann's im Beispiel lehren)
 Wird Kunst zu der Natur einmal zurücke kehren.

Das letzte mir bekannte ist auf Dr. Theodor Christoph
 Lichtenthal, starb 1782 17. März als erster Professor
 der Theologie, Pfarer an der Domkirche und Consistorial-

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsternis;
 Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiss.
 Dem kann, wie Lichtenthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
 Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.

Das letzte mir bekannte ist auf Dr. Christian Konrad Braun,
 starb 1782 17. März.

Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiss.
 Dem kann, wie Lichtenthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
 Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.
 Sey menschlich, redlich, treu und schuldig im Gewissen!
 (So lautet 'Estor's' Lob!) das andre ist nur Spiel,
 Denn Mensch und weise seyn ist Sterblichen zu viel!

Das letzte ist auf Dr. Christian Konrad Braun,
 starb 1782 17. März als Professor der Jurisprudenz.

Was gilt des Leitens in der Rechts Dunkelheit,
 Ist Wissen, oder mehr des Herzens Redlichkeit?
 Was Wissen niemals Kunst, die man studiren müssen,
 Was ward's denn schwere Kunst, was Rechtens seyn zu wissen?

IV.

F R A G M E N T E

AUS

SEINEM NACHLASSE.

IV.
F R A G M E N T E

AUS

SEINEM NACHLASSE.

Der Nachlass bestand bei dem Tode Kant's aus mehreren Tausenden Papierstreifen, wie er sie theils zum Gebrauche für seine Vorlesungen zu beschreiben pflegte, theils nur in solcher Weise die ersten Entwürfe zu seinen Arbeiten machte oder für bereits gedruckte Werke zu Veränderungen, Erweiterungen, neuen Beispielen u. dgl. gebrauchte. Dazu kamen wenige zusammenhängende Bogen, die in seine früheren Docenten-Jahre hineingehörten und grösstentheils in reiferer Umgestaltung seinen Schriften bereits einverleibt waren: nur einige, wie die von mir im sechsten Bande beigefügten Supplemente zur physischen Geographie (S. 779—805) rechtfertigen ihre vollständige Bekanntmachung. Endlich fanden sich einige Lehrbücher und ältere eigene Schriften vor, die er für seine Vorlesungen gebraucht hatte und die auf den Rändern des Textes und den eingeklebten Papierblättern voll beschrieben waren. Nur die letzteren sind wohl theilweise auch von Kant selbst noch in seinen letzten Lebensjahren verschenkt worden. Eine Veräusserung oder testamentarische Vertheilung des schriftlichen Nachlasses hat nicht statt gefunden. Viele einzelne Papiere, die damals von keinem besonderen Werthe schienen, wurden von dem Pfarrer Wasianski als Executor des Testaments zu Erinnerungsblättern an den grossen Mann verschenkt. Die bei weitem grössere Masse verblieb dem Professor Gensichen als Erben der kleinen Bibliothek, dem Buchändler Nicolovius als Verleger und dem Pfarrer Wasianski. Gensichen starb zuerst, schon drei Jahre nach dem Tode seines grossen Lehrers, und aus der Versteigerung seines Nachlasses kamen die gesammelten Kant'schen Papiere und ein

Theil der in den letzten Jahren an Kant gerichteten Briefe als Eigenthum an die Universitätsbibliothek zu Königsberg. Dagegen wurden die von Kant gebrauchten und beschriebenen Compendien anderweitig verkauft, und auf diese Weise gelangten G. F. Meier's Auszug aus der Vernunftlehre, Halle 1752. 8. und Alex. G. Baumgarten *Metaphysica*, durchschossen und mit zahlreichen Bemerkungen von Kant's eigener Hand beschrieben an die Universitätsbibliothek zu Dorpat. Ein Brief des Staatsraths Morgenstern vom 22. Febr. 1838. giebt mir eine nähere Beschreibung beider Handschriften, aber theilt mir auch zugleich das Urtheil des mit der Kant'schen Philosophie sehr vertrauten Staatsraths Jäsche mit, den Kant selbst als Herausgeber seiner Logik ehrte, dass von diesen niedergeschriebenen Bemerkungen jetzt sich Nichts mehr zur öffentlichen Bekanntmachung eignen würde. Der Buchhändler Nicolovius, der viele Jahre mit dem Gedanken umging, eine Gesamtausgabe von Kant's Werken zu veranstalten, wie er in den letzten zehn Jahren Kant's vorzugsweise sein Verleger gewesen war, starb 1836, nachdem er bereits mehre Jahre sich aus dem Buchhändler-Geschäft zurückgezogen hatte. Die aus Kant's Nachlass erworbenen Papiere waren indess von ihm nicht geordnet worden, und so geschah es, dass bei der Katalogirung seines Nachlasses auf sie keine besondere Rücksicht genommen wurde. Ein Theil der Kant'schen Scripturen, von mir als Originalpapiere erkannt, wurde für die Universitätsbibliothek zu Königsberg erkaufte, ein anderer Theil war in die unübersehbare Masse der Maculatur eines vieljährigen Verlegers hineingerathen, die centnerweise an mehreren Tagen verkauft und von Gewürzkrämern erstanden wurde. Hierdurch dürfte manches Interessante aus Kant's Nachlass für immer verloren gegangen seyn. Soviel mir bekannt geworden, ist nur ein sehr schätzbares Exemplar von Kant's „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ gerettet worden. Mit Papier durchschossen und ganz voll von Kant etwa in den Jahren 1765—75 be-

schrieben, für seine Vorlesungen benutzt, dient es uns als ein interessantes Denkmal seiner Studienweise in diesen Jahren, seiner Lectüre, seiner Methode, Gedanken und Erfahrungen aus dem reichen Gebiete der praktischen Philosophie zu sammeln und den von ihm bereits ausgeführten Untersuchungen einzuverleiben. Herr Prediger Andersch traf zufällig dies Manuscript bei einem Krämer und überliess es mir später mit bereitwilliger Zuvorkommenheit als Eigenthum. Ich theile hier unter No. 1. mehrere Proben mit: sie veranschaulichen uns auf das lebhafteste seine Studien aus den genannten Jahren, die der Periode seiner grossen kritischen Arbeiten voran gingen. Das Meiste aus diesem Manuscripte ist aber späterhin von ihm selbst in der Kritik der Urtheilskraft, in der Anthropologie, in der Tugendlehre und in den kleineren praktischen Abhandlungen in der Berliner Monatsschrift benutzt worden; ich habe daher mit Absicht nicht mehr als einige Proben davon durch den Druck bekannt machen wollen.

Der Pfarrer Wasianski verstarb im J. 1831 und wenige Jahre vorher sein Schwager der Bürgermeister Buck in Königsberg. Was beide Männer vom handschriftlichen Nachlasse Kant's besassen, ist grösstentheils durch ihre nächsten Verwandten, namentlich durch den Hrn. Director Buck in Berlin, mit dankenswerther Geneigtheit als Eigenthum der Universitätsbibliothek zu Königsberg geschenkt worden. Einiges, was daraus früher in den Besitz des Hrn. Dr. Dengel, Conrectors an der höheren Löbenichtschen Bürgerschule zu Königsberg gekommen ist, hat derselbe mir mit grosser Freundlichkeit zur freien Benutzung überlassen.

Wenn es indess auf ein Gesammturtheil ankommen soll, wieviel aus den mühsam zusammengebrachten vereinzelt Kant'schen Papieren zur Vervollständigung seiner Werke gewonnen ist, so darf ich allerdings keinen Anstand nehmen zu bekennen, dass — abgerechnet die Promotions-Dissertation, die früher noch nicht bekannt gemachten Briefe und einige grössere von mir mitgetheilte

Bruchstücke aus der eigenen Handschrift der physischen Geographie — nur wenig Geeignetes gefunden ist, das neben seinen ausgearbeiteten Werken eine Stelle einzunehmen berechtigt ist. Höchst anziehend erscheint es bei dem ersten Anblicke der grossen Masse dieser Papiere, in der geistigen Werkstätte eines solchen genialen Meisters umherzusuchen; jeder einzelne aufgeschriebene Satz erhält in der besonderen Zusammenstellung seine Wichtigkeit; aus den vielfachen Correcturen in Satz- und Wortbildung geht uns ein wunderbares Licht über den Forschungsgeist und den Wahrheitssinn des grossen Mannes auf: — aber bei näherer Prüfung und grösserer Vertrautheit mit den von ihm selbst herausgegebenen Schriften finden wir die meisten Materialien bereits anderweitig von ihm selbst verarbeitet, oder so leicht hingeworfen, dass wir ihre Bekanntmachung in dieser Ausdrucksweise nicht vor den wahren Freunden des unsterblichen Mannes rechtfertigen könnten. Es werden die mühsam von mir zusammengebrachten und Monate lang bei der unleserlichen Handschrift untersuchten Papiere Kant's eine schöne Zierde unter den Handschriften der Königsberger Bibliothek bleiben, aber meine Enthaltensamkeit bei der öffentlichen Bekanntmachung aus denselben wird bei jeder sorgfältigen Prüfung derselben Anerkennung finden. Für die Biographie und für die Specialgeschichte der literarischen Zustände Königsbergs in dieser so bewegten Zeit bieten sie auch ausserdem dem den reichsten Stoff, der sie mit Umsicht zu brauchen versteht. Ich theile hier mit aus der Periode 1765 — 75: 1. Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, aus welchen zugleich das Verhältniss seiner damaligen Ansichten über die bürgerliche Gesellschaft, über die natürliche Religion zu seinen späteren in dem letzten Jahrzehend des Jahrhunderts und seines Schriftstellerlebens erkannt werden mag. 2. Sieben kleine Aufsätze aus den Jahren 1788 — 91. 3. Den ersten Entwurf seiner Vorstellung an König Friedrich Wilhelm II. über sein Verhältniss als öffentlicher

Lehrer zur Bekanntmachung seiner Religionsansichten.

4. Eine politische Rhapsodie aus dem J. 1798.

1. Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.

Die Kunst thöricht zu erscheinen bei dem Manne und klug bei der Frau. — Ein Mensch kann auf den anderen zweierlei vortheilhafte Rührungen machen, der Achtung und der Liebe: jene durch das Erhabene, diese durch das Schöne. Das Frauenzimmer vereinbart beide. Diese zusammengesetzte Empfindung ist der grösste Eindruck, der auf das menschliche Herz gemacht werden kann. —

Die Coquette überschreitet das Weibliche, der rauhe Pedant das Männliche. Eine Prude ist zu männlich und ein Petitmaitre zu weiblich. —

Es ist lächerlich, dass ein Mann durch Verstand und grosse Verdienste auch Frauenzimmer will verliebt machen. —

Die Theilnahme an Anderer natürlichem Unglücke ist nicht nothwendig, wohl aber an Anderer erlittenen Ungerechtigkeiten. — Die Verschiedenheit der Gemüther in den Gefühlen. Parallele zwischen Gefühl und Vermögen. — Ein zarter — stumpfer — und feiner Geschmack. Das Gefühl (des Schönen und Erhabenen), wovon ich handle, ist so bewandt, dass ich nicht brauche Gelegenheit zu suchen, um es zu empfinden. Das feinere Gefühl ist das, wo das Idealische (nicht Chimärische) den vornehmsten Grad der Annehmlichkeit enthält. — Kühn — der dreiste Zug, den Alexander in den Kelch that, war erhaben, obzwar unbesonnen. — Erhaben; die Pracht des Regenbogens, der untergehenden Sonne. — Cato's Tod; Aufopferung. — Selbstrache ist erhaben. Gewisse Laster sind erhaben; Meuchelmord ist feig und niederträchtig. Mancher hat auf einmal Muth zu grossen Lastern. — Der Mächtige ist gütig. Jonathan Wild. —

Wunderlich und seltsam. — Unsre jetzige Verfassung macht, dass die Weiber auch ohne Männer leben können, welches alle verdirbt.

Liebe und Achtung. — Die Geschlechtsliebe setzt jederzeit die wollüstige Liebe voraus, entweder der Empfindung oder der Erinnerung. Diese wollüstige Liebe ist entweder grob oder fein. Die zärtliche Liebe hat im grossen Menschen zuvor Achtung. — Das Frauenzimmer verräth sich nicht leicht, darum betrinkt es sich nicht. Weil es schwach ist, so ist es schlau.

In der Ehe Einheit ohne Einigkeit. Die zärtliche Liebe ist wohl von der ehelichen zu unterscheiden.

Von der moralischen Wiedergeburt. Was im wahren oder eingebildeten Bedürfnisse befriedigt, ist nützlich? (*mihi bonum*). — Die Begierden, welche dem Menschen durch seine Natur nothwendig sind, sind natürliche Begierden. Der Mensch, der keine anderen Begierden und in keinem höheren Grade hat, als die der natürlichen Nothwendigkeit, heisst der Mensch der Natur, und seine Fähigkeit, durch das Wenige befriedigt zu werden, ist Genügsamkeit der Natur. Die Menge der Erkenntnisse und anderen Vollkommenheiten, die zur Befriedigung der Natur erfordert werden, ist die Einfalt der Natur. Der Mensch, in welchem sowohl Einfalt als Genügsamkeit der Natur angetroffen werden, ist der Mensch der Natur. Derjenige, welcher mehr hat begehren können, als was durch die Natur nothwendig ist, ist üppig. —

Eine Ursache, weswegen die Vorstellung des Todes die Wirkung nicht thut, die sie haben könnte, ist, weil wir von Natur als geschäftige Wesen billig gar nicht daran denken sollen. —

Die Lustigkeit ist übermüthig, lästig und zerstörend, aber die Seelenruhe ist wohlwollend und gütig.

Eine von den Ursachen, weshalb die Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts bei unverheiratheten Personen verwerflicher sind, besteht darin, weil, wenn die Männer in diesem Stande ausgeschweift haben, sie gleichwohl da-

mit sich nicht zur Untreue in der Ehe vorbereiten. Denn ihre Lüsternheit hat wohl zugenommen, aber ihr Vermögen abgenommen: Dagegen bei einer Frau das Vermögen unbeschadet bleibt; und wenn die Lüsternheit zunimmt, so wird sie von der Ansschweifung nicht zurückgehalten. Deswegen wird von unzüchtigen Weibsbildern präsumirt, sie werden untreue Weiber seyn, nicht aber von dergleichen Männern.

Aller Zweck der Wissenschaften ist entweder *eruditio* (Gedächtniss) oder *speculatio* (Vernunft). Beide müssen darauf hinauslaufen, den Menschen verständiger (klüger, weiser) in dem der menschlichen Natur überhaupt angemessenen Stande zu machen und also genügsamer. Der Geschmack, der moralisch ist, macht, dass man die Wissenschaft, die nicht bessert, gering hält. —

Eine zärtliche Wiederliebe hat die Eigenschaft, andere sittliche Eigenschaften zu entwickeln, aber die wollüstige, sie niederzudrücken.

Die gefühlvolle Seele (nicht Rede) ist die grösste Vollkommenheit. Im Reden, in der Poesie, im gesellschaftlichen Leben kann sie aber nicht immer seyn, sondern ist das letzte Ziel: auch sogar nicht in der Ehe.

Junge Leute haben wohl viel Empfindung, aber wenig Geschmack. Der enthusiastische oder begeisterte Styl verdirbt den Geschmack. — Verkehrter Geschmack für Romane und galante Tändelei. — Der gesunde — verzärtelte — verwöhnte Geschmack.

Das Frauenzimmer hat einen feinen Geschmack in der Wahl desjenigen, was auf die Empfindungen des Mannes wirken kann, und der Mann einen stumpfen. Daher gefällt er am besten, wenn er am wenigsten daran denkt zu gefallen. Dagegen hat das Frauenzimmer einen gesunden Geschmack an demjenigen, was ihre eigene Empfindung angeht.

Die Ehre des Mannes besteht in der Schätzung seiner selbst; die des Weibes in dem Urtheile Anderer. Der Mann heirathet nach seinem Urtheile, das Weib nicht

wider der Eltern Urtheil. — Das Weib setzt der Unge-
rechtigkeit Thränen, der Mann Zorn entgegen.

Richardson giebt bisweilen ein Urtheil des Seneca vom Weibe: das Mädchen urtheilt und setzt dazu, wie mein Bruder sagt; wäre sie verheirathet gewesen, so würde es heissen, wie mein Mann mir sagt.

Männer werden süß gegen die Weiber, wenn die Weiber männlich werden. — Beleidigung der Weiber in der Gewohnheit ihnen zu schmeicheln.

Die Weichlichkeit rottet mehr die Tugend aus als die Lüderlichkeit. — Das Ehrwürdige einer Hausfrau. Die Eitelkeit der Weiber macht, dass sie nur glücklich sind im Schimmer ausser Hause. — Der Muth einer Frau besteht in dem geduldigen Ertragen der Übel um ihrer Ehre oder um der Liebe willen; der Muth des Mannes in dem Eifer die Übel trotzig zu vertreiben. — Omphale nöthigte den Herkules zu spinnen.

Da so viel läppische Bedürfnisse uns weichlich machen, so kann uns der blosse ungekünstelte moralische Trieb nicht genug Kräfte geben, daher etwas Phantastisches dazu kommen muss.

Woher der Stoiker sagt: „mein Freund ist krank, was geht es mich an.“ Kein Mensch ist, der nicht das schwere Joch der Meinung fühlt, und Keiner schafft es ab.

Das Chimärische der Freundschaft; das Chimärische unserer Zustände und des Phantastischen im Alter. Aristoteles.

Cervantes hätte besser gethan, wenn er anstatt die phantastische und romantische Leidenschaft lächerlich zu machen, sie besser dirigirt hätte.

Die Romane machen edle Frauenzimmer phantastisch und gemeine albern; edle Männer auch phantastisch und gemeine faul.

Rousseau's Buch dient die Alten zu bessern.

Nach der Einfalt der Natur kann ein Weib nicht viel Gutes thun ohne die Vermittelung des Mannes. Im Zu-

stande der Ungleichheit und des Reichthums kann es unmittelbar Gutes thun.

Moralische Sentenzen: in Sentiments, die ohne Wirkung sind.

Die innere Bekümmerniss über das Unvermögen zu helfen, oder über die Aufopferung, wenn man hilft, ingleichen über die eigene Feigheit, welche uns glauben macht, dass Andere viel leiden, ob sie gleich es billig ertragen könnten, macht das Mitleiden. Ubrigens ist dieses kein grosses Gegenmittel gegen den Eigennutz. — Diese Triebe sind insgesamt bei natürlichen Menschen sehr kalt.

Die natürlichen Erhebungen sind Erniedrigungen unter seinen Stand, z. B. sich zum Stande des Handwerkers erheben.

Das Frauenzimmer hat eben so grosse Affecte, als der Mann; aber es ist dabei überlegter, nämlich was die Anständigkeit betrifft, der Mann ist unbesonnener. Die Chinesen und Indier haben eben so grosse Affecte als die Europäer, aber sie sind gelassener.

Die aufgehende Sonne ist eben so prächtig, als die untergehende, aber der Anblick der ersteren schlägt ins Schöne, der der letzteren ins Tragische und Erhabene ein.

Das, was eine Frau in der Ehe thut, läuft weit mehr auf die natürliche Glückseligkeit aus, als was der Mann thut, wenigstens in unserem gesitteten Zustande.

Weil in den gesitteten Verhältnissen so viel unnatürliche Begierden sich hervorfinden, so entspringt auch gelegentlich die Veranlassung zur Tugend, und weil so viel Uppigkeit im Genusse und im Wissen sich hervorfindet, so entspringt die Wissenschaft. Im natürlichen Zustande kann man gut seyn ohne Tugend und vernünftig ohne Wissenschaft.

Ob der Mensch besser im einfachen natürlichen Zustande es haben würde, ist jetzt schwer einzusehen: 1. weil er sein Gefühl vom einfachen Vergnügen verloren hat, 2. weil er gemeinhin glaubt, dass das Verderben, welches er im gesitteten Zustande sieht, auch im Stande der Ein-

falt sich vorfindet. — Die Glückseligkeit ohne Geschmack beruht auf der Einfalt und der Genügsamkeit der Neigungen; die mit Geschmack auf der gefühlvollen Seele: Ruhe. — Daher muss man auch ohne Gesellschaft glücklich seyn können: denn dann belästigen keine Bedürfnisse. Die Ruhe nach der Arbeit ist angenehmer, und der Mensch muss überhaupt nicht dem Vergnügen nachrennen.

Der logische Egoismus; die Geschicklichkeit seinen Standpunct zu nehmen.

Die gemeinen Pflichten bedürfen nicht zum Beweggrunde der Hoffnung eines anderen Lebens: aber die grössere Aufopferung und das Selbstverkennen haben wohl eine innere Schönheit. Unser Gefühl der Lust darüber kann an sich niemals so stark seyn, dass es den Verdruss der Ungemächlichkeit überwiege, wo nicht die Vorstellung eines künftigen Zustandes von der Dauer einer solchen moralischen Schönheit und der Glückseligkeit, die dadurch vergrössert werden wird, dass man sich noch tüchtiger finden wird, so zu handeln, ihr zu Hülfe kommt.

Alle Vergnügungen und Schmerzen sind entweder körperlich oder idealisch.

Eine Frau wird beleidigt durch Grobheit oder gedrückt, wo keine Verantwortung, sondern Drohen nur helfen kann. Sie bedient sich ihrer rührenden Waffen, der Thränen, des wehmüthigen Unwillens und der Klage, erduldet aber gleichwohl das Ubel, ehe sie der Ungerechtigkeit nachgiebt. Der Mann entrüstet sich, dass man so dreist seyn darf ihn zu kränken; er treibt Gewalt mit Gewalt zurück, schreckt und lässt dem Beleidiger die Folgen der Ungerechtigkeit fühlen. Es ist nicht nöthig, dass der Mann über die Übel des Wahns sich entrüste, er kann sie nämlich verachten. —

Rousseau verfährt synthetisch und fängt vom natürlichen Menschen an, ich verfare analytisch und fange vom gesitteten an. — Das Herz des Menschen mag beschaffen seyn, wie es wolle, so ist hier nur die Frage, ob der Zustand der Natur oder der gesitteten Welt mehr

wirkliche Sünde und Fertigkeit dazu entwickele. — Es kann das moralische Ubel so gedämpft seyn, dass sich in Handlungen lediglich ein Mangel grösserer Reinheit, niemals aber ein positives Laster zeigt (derjenige, welcher nicht heilig ist, ist deshalb nicht lasterhaft), dagegen kann sich dieses nach gerade so entwickeln, dass es zum Abscheu wird. Der einfältige Mensch hat wenig Versuchung lasterhaft zu werden. Lediglich die Uppigkeit macht den grossen Reiz, und die Achtung der moralischen Empfindung und des Verstandes kann ferner kaum zurückhalten, wenn der Geschmack an Uppigkeit schon gross ist.

Frömmigkeit ist das Mittel des Complements der moralischen Bonität zur Heiligkeit. In der Relation eines Menschen zum andern ist davon nicht die Frage. Wir können natürlicher Weise nicht heilig seyn, und dieses haben wir der Erbsünde zu verdanken, wir können aber wohl moralisch gut seyn. — Man kann entweder seine üppige Neigung einschränken, oder, indem man sie beibehält, Gegenmittel wider ihre Wirkungen erfinden. Zu den letzteren gehören Wissenschaften und Verachtung des Lebens.

Die heilige Schrift wirkt mehr auf die Verbesserung von übernatürlichen Kräften; die gute moralische Erziehung mehr, wenn Alles blos nach der Ordnung der Natur geschehen soll. Ich gestehe es, dass wir durch die letztere keine Heiligkeit, welche rechtfertigend ist, hervorbringen können, aber wir können doch eine moralische Bonität *coram foro humano* hervorbringen, und diese ist jener sogar beförderlich.

Eben so wenig wie man sagen kann, die Natur habe uns eine unmittelbare Neigung zum Erwerb (die filzige Habsucht) eingepflanzt, eben so wenig kann man sagen, sie habe uns einen unmittelbaren Trieb der Ehre gegeben. Es entwickeln sich beide, und sind beide in der allgemeinen Üppigkeit nützlich. Aber daraus lässt sich nur schliessen, dass eben so wie die Natur Schwielen bei har-

ter Arbeit hervorbringt, sie auch selbst in ihren Verletzungen Gegenmittel erschafft.

Die Verschiedenheit des Standes macht, dass, so wenig man sich in die Stelle des dienstbaren Pferdes setzt, um sein elendes Futter sich vorzustellen, eben so wenig setzt man sich an die Stelle des Elends, um dieses zu fassen.

Die jetzigen Moralisten setzen viel der Ubel voraus und wollen lehren sie zu überwinden, und setzen viel Versuchungen zum Bösen voraus und schreiben Bewegungsgründe vor, sie zu überwinden. Die Rousseau'sche Methode lehrt jene für keine Ubel und diese für keine Versuchungen zu halten.

Die Drohung der ewigen Bestrafung kann nicht der unmittelbare Grund moralisch guter Handlungen seyn, aber wohl ein starkes Gegengewicht gegen die Reizung zum Bösen, damit die unmittelbare Empfindung der Moralität nicht überwogen werde. — Es giebt gar keine unmittelbare Neigung zu moralischen bösen Handlungen, wohl aber eine unmittelbare zu guten.

Der wohlgeartete und wohlgesittete Mensch sind sehr zu unterscheiden. Der Erstere bedarf nicht zu bändigen seine verkehrten Triebe, denn sie sind natürlich gut. Wenn er an eine Vergeltung vermittelt der Vorstellung vom oberen Wesen denkt, so sagt er, vielleicht ist es hier, vielleicht im andern: man muss gut seyn und das Übrige erwarten. Der Zweite ist 1. nur gesittet, 2. wohlgesittet.

Diese natürliche Sittlichkeit muss auch der Probierstein aller Religion seyn. Denn wenn es ungewiss ist, ob Leute in einer anderen Religion können selig werden, und ob nicht die Qualen in dieser Welt sie können zur Glückseligkeit in der künftigen verhelfen, so ist es gewiss, dass ich sie nicht verfolgen müsse. Dieses letzte würde aber nicht seyn, wenn nicht die natürliche Empfindung zureichend zu aller Pflichtausübung dieses Lebens wäre.

Ein jeder Feige lügt, aber nicht umgekehrt. Was da schwach macht, bringt Lüge hervor.

Die Scham und die Schamhaftigkeit sind zu unterscheiden. Jene ist ein Verrath eines Geheimnisses durch die natürliche Bewegung des Blutes: diese ist ein Mittel, ein Geheimniss zu verbergen, um der Eitelkeit willen, in gleichen in der Geschlechtsneigung.

Es ist weit gefährlicher mit freien und gewinnsüchtigen Leuten als mit Unterthanen eines Monarchen im Kriege zu seyn. — Ganze Nationen können das Beispiel von einem Menschen überhaupt abgeben. Man findet niemals grosse Tugenden, wo nicht zugleich grosse Ausschweifungen damit vereinbart sind, wie bei Engländern.

Alle Andacht, welche natürlich ist, hat nur einen Nutzen, weil sie die Folge einer guten Moralität ist. Unter derselben wird auch die natürliche Andacht mitgenommen, welche auf ein Buch verwandt wird. Daher sagen auch die geistlichen Lehrer mit Recht, dass die Andacht nichts taugt, wofern sie nicht durch den Geist Gottes bewirkt worden: alsdann ist sie eine Anschauung, sonst ist sie zum Selbstbetrug sehr aufgelegt. Diejenigen, welche aus der Tugendlehre eine Lehre der Frömmigkeit machen, machen aus dem Theile ein Ganzes: denn die Frömmigkeit ist nur eine Art von Tugend. — Es ist ein grosser Unterschied seine Neigungen zu überwinden, oder sie auszurotten, nämlich machen, dass wir sie verlieren. Dieses ist auch davon noch zu unterscheiden, Neigungen abzuhalten, nämlich machen, dass jemand diese Neigungen niemals bekommt. Jenes ist bei alten Leuten, dieses bei jungen nöthig.

Es gehört eine sehr grosse Kunst dazu, bei den Kindern das Lügen zu verhüten. Denn da sie viel zu leisten haben und viel zu schwach sind, abschlägige Antworten zu geben oder Strafe auszuhalten, so haben sie eine weit stärkere Anreizung zu lügen, als die Alten jemals haben. Vornehmlich da sie sich selbst nichts verschaffen können, wie die Alten, sondern Alles von der Art abhängt, wie

sie etwas vorstellen nach der Neigung, die sie an Andern merken. Man muss sie daher nur über das strafen, was sie gar nicht leugnen können und ihnen nicht um vorgewandter Gründe willen etwas bewilligen.

Man muss durchaus, wenn man die Moralität bilden will, keine Bewegungsgründe anführen, welche die Handlung nicht moralisch gut machen, nämlich Strafe, Lohn u. s. w. Daher muss man auch die Lüge unmittelbar hässlich schildern, und wie sie es auch in der That ist, sie keiner anderen Regel der Moralität z. B. der Pflicht gegen Andre unterordnen. Man hat keine Pflichten gegen sich selbst, man hat aber wohl absolute Pflichten, die an und für sich selbst sind — gut zu handeln. Es ist auch ungeeignet, dass wir in unserer Sittlichkeit von uns selbst selten abhängen.

In der Medicin sagt man, dass der Arzt der Diener der Natur sey: in der Moral gilt aber dasselbe. Haltet nur das äussere Übel ab, die Natur wird schon die beste Richtung nehmen. Wenn der Arzt sagte, dass die Natur an sich verderbt sey, durch welches Mittel wollte er sie bessern? Eben so der Moralist.

Der Mensch nimmt nicht eher Antheil an Anderer Glück oder Unglück, als bis er sich selbst zufrieden fühlt. Macht also, dass er mit Wenigem zufrieden sey, so werdet ihr gütige Menschen machen: sonst ist es umsonst. Die allgemeine Menschenliebe hat etwas Hohes und Edles an sich, aber sie ist chimärisch. So lange man so sehr selbst von Sachen abhängig ist, kann man nicht an Anderer Glück Theil nehmen.

Der einfältige Mensch hat sehr früh eine Empfindung von dem, was recht ist, aber sehr spät oder gar nicht einen Begriff davon. Jene Empfindung muss weit eher entwickelt werden, als der Begriff. Lehret man ihn früher entwickeln nach Regeln, so wird er niemals empfinden. Es ist schwer, nachdem die Neigungen entwickelt sind, sich das Gute oder Übel in anderen Verhältnissen vorzustellen. Weil ich jetzt ohne einen immerwährenden

Genuss von der Langeweile verzehrt werde, so stelle ich mir dies auch an dem Schweizer vor, der seine Kühe auf dem Gebirge weidet; und wird dieser sich nicht vorstellen, wie ein Mensch, der satt ist, noch etwas mehr begehren könne. Man kann kaum begreifen, wie in einem solchen niedrigen Stande diese Niedrigkeit selbst nicht mit Schmerzen erfüllt. Andererseits, wenn die übrigen Menschen auch mit den Übeln des Wahns angesteckt sind, können Einige sich nicht vorstellen, wie dieser Wahn bei ihnen könne erwartet werden. Der vornehme Mann bildet sich ein, dass die Übel der Geringschätzung eines beraubten Glanzes den Bürger nicht drücken können, und begreift nicht, wie er zur Gewohnheit kommen könne, gewisse Ergötlichkeiten zu seinen Bedürfnissen zu zählen.

Der Fürst, welcher den Adel gab, wollte etwas ertheilen, was gewissen Personen statt alles anderen Überflusses dienen könnte. Hüten sie also als Leckerbissen des Adels Last, wie die übrigen Eiteln des Geldes Besitz.

Kann wohl etwas verkehrter seyn, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der anderen etwas vorzureden?

So wie die Frucht, wenn sie reif genug ist, sich vom Baume trennt, sich der Erde nähert, um ihre eignen Samen wurzeln zu lassen, so trennt sich auch der mündige Mensch von seinen Eltern, verpflanzt sich selbst, und wird die Wurzel eines neuen Geschlechts. Der Mann muss von keinem Andern abhängen, damit die Frau gänzlich von ihm abhängt.

Es muss gefragt werden, wie weit können die inneren moralischen Gründe einen Menschen bringen? Sie werden ihn vielleicht dahin bringen, dass er im Stande der Freiheit ohne grosse Versuchung gut ist. Aber wenn Anderer Ungerechtigkeit oder der Zwang des Wahns ihm Gewalt anthun, alsdann hat diese innere Moralität nicht Macht genug. Er muss Religion haben und vermittelst der Belohnung des künftigen Lebens sich aufmuntern; die menschliche Natur ist nicht fähig einer unmittelbaren moralischen

Reinheit. Wenn aber übernatürlicher Weise auf ihre Reinheit gewirkt wird, so haben die künftigen Belohnungen nicht mehr die Eigenschaft der Bewegungsgründe.

Das ist der Unterschied der falschen und gesunden Moral, dass jene nur Hülfsmittel gegen Übel sucht, diese aber dafür sorgt, dass die Ursachen dieser Übel gar nicht da seyen.

Unter allen Arten des Putzes ist auch der moralische. — Das Erhabene des Standes besteht darin, dass er viele Würde umfasse: das Schöne heisst hier das Geziemende. Die Ursache, weswegen die Würde am Adel gemeinhin schlecht besteht. — Erhabene Gesinnung, welche Kleinigkeiten übersieht und das Gute unter den Mängeln bemerkt. —

Es ist unnatürlich, dass ein Mensch sein Leben grossentheils zubringen soll, um einem Kinde zu lehren, wie es dereinst leben soll. Dergleichen Hofmeister als Jean Jacques sind demnach erkünstelt. Im einfachen Zustande werden einem Kinde nur wenige Dienste geleistet: sobald es ein wenig Kräfte hat, thut es selbst kleine nützliche Handlungen des Erwachsenen, wie bei Landleuten oder den Handwerkern und lernt allmählig das Übrige. Es ist indessen geziemend, dass ein Mensch sein Leben verwende, um viele zugleich leben zu lehren, dass dann die Aufopferung seines eigenen Lebens dagegen nicht zu achten ist. Schulen sind daher nöthig, damit sie aber möglich werden, muss man Emile ziehen. Es wäre zu wünschen, dass Rousseau zeigte, wie daraus Schulen entspringen könnten. Prediger auf dem Lande können dieses mit ihren eigenen Kindern und denen ihrer Nachbarn anfangen.

Der Geschmack hängt nicht an unseren Bedürfnissen. Der Mann muss schon gesittet seyn, wenn er eine Frau nach Geschmack wählen soll.

Ich muss den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit der Ausdrücke gar nicht mehr stört, und dann kann ich allererst ihn mit Vernunft übersehen. Dass grosse Leute nur in der Ferne schimmern und dass ein

Fürst vor seinem Kammerdiener viel verliert, kommt daher, weil kein Mensch gross ist.

Wenn ich mich jetzt in eine grosse obzwar nicht gänzliche Unabhängigkeit von Menschen setzen wollte, so müsste ich arm seyn können, ohne es zu fühlen, und gering gehalten werden, ohne es zu achten. Wäre ich aber ein Reicher, so würde ich vornehmlich in mein Vergnügen Freiheit von Sachen und Menschen hineinbringen, ich würde mich alsdann nicht mit Dienern, Gärten, Pferden u. s. w. überladen, über deren Verlust ich besorgt seyn müsste, ich würde keine Juwelen haben, weil ich sie verlieren kann u. s. w. Ich würde mich gemäss dem Wahne Anderer einrichten, damit er mir nicht wirklich schade, z. B. meinen Umgang verringern, damit er nicht meiner Bequemlichkeit zu nahe trete.

Es ist nöthig einzusehen, wie sich die Kunst und die Zierlichkeit der gesitteten Verfassung hervorfinden, und wie sie in einigen Weltgegenden (z. B. wo keine Haushiere sind) sich niemals finden, damit man das, was der Natur fremd und zufällig ist, von dem unterscheiden lerne, was ihr natürlich ist. Wenn man die Glückseligkeit des Wilden erwägt, so ist es nicht, um in die Wälder zurück zu kehren, sondern nur um zu sehen, was man verloren habe, indem man anderseits gewinnt: damit man in dem Genusse und Gebrauche der geselligen Uppigkeit nicht mit unnatürlichen und unglücklichen Neigungen derselben fest klebe und ein gesitteter Mensch der Natur bleibe. Jene Betrachtung dient zum Richtmaasse: denn niemals schafft die Natur einen Menschen zum Bürger, und seine Neigungen und Bestrebungen sind blos auf den einfachen Zustand des Lebens abgezielt. — Es scheint bei den meisten anderen Geschöpfen ihre Hauptbestimmung zu sein, dass sie leben und dass ihre Arten leben: wenn ich dies bei den Menschen voraussetze, so muss ich den gemeinsten Wilden nicht verachten.

Wie aus dem Luxus endlich die bürgerliche Religion und auch der Religionszwang (wenigstens bei jeder neuen

Veränderung) nothwendig wird? — Die blosse natürliche Religion schickt sich gar nicht für einen Staat, noch eher der Skepticismus.

Der Zorn ist eine sehr gutartige Empfindung des schwachen Menschen. Eine Neigung, ihn zu unterdrücken, veranlasst den unversöhnlichen Hass. Man hasst den nicht immer, über den man zürnt. Gutartigkeit der Menschen, die da zürnen. Verstellte Sittsamkeit verbirgt den Zorn und macht falsche Freunde.

Ich kann einen anderen niemals überzeugen als durch seine eigenen Gedanken. Ich muss also voraussetzen, der andere habe einen guten und richtigen Verstand, sonst ist es vergeblich zu hoffen, er werde durch meine Gründe können gewonnen werden. Eben so kann ich Niemand moralisch rühren, als durch seine eigene Empfindungen; ich muss also voraussetzen, der andere habe eine gewisse Bonität des Herzens, sonst wird er bei meiner Schilderung des Lasters niemals Abscheu und bei meiner Anpreisung der Tugend niemals eine Triebfeder dazu in sich fühlen. Weil es aber möglich ist, dass einige moralisch-richtige Empfindung in ihm sich befinde, oder er vermuthen kann, dass seine Empfindung mit der des ganzen menschlichen Geschlechts einstimmig sey, wie sein Böses ganz und gar böse sey, so muss ich ihm das partielle Gute darin zugestehen und die schlüpfrige Ähnlichkeit der Unschuld und des Verbrechens als an sich betrüglich abmalen.

Der oberste Grund zu schaffen ist, weil es gut ist. Daraus muss folgen, erstens dass, weil Gott mit seiner Macht und seiner grossen Erkenntniss sich selbst gut findet, er auch alles dadurch Mögliche gut finde; zweitens, dass er auch an Allem ein Wohlgefallen habe, was wozu gut ist, am meisten aber daran, was seine grösste Güte abzielt. Das erstere ist gut als eine Folge, das zweite als ein Grund.

Weil die Rache voraussetzt, dass Menschen, die sich hassen, einander nahe bleiben, widrigenfalls, wenn man sich entfernen kann, wie man will, der Grund sich zu

rächen wegfallen würde, so kann dieselbe nicht in der Natur liegen, weil diese nicht voraussetzt, dass Menschen mit einander eingesperrt seyen. Allein der Zorn, eine sehr nöthige und einem Manne geziemende Eigenschaft, wenn sie nämlich keine Leidenschaft ist (welche vom Affect zu unterscheiden ist), liegt gar sehr in der Natur.

Man kann sich die Annehmlichkeit von etwas nicht vorstellen, was man nicht gekostet hat, so wie der Caraibe das Salz verabscheut, woran er sich nicht gewöhnt hat.

Agesilaus und der Persische Satrap verachteten sich beide; der erste sagte, ich kenne die Persische Wollust, aber dir ist die meinige unbekannt.

Der Christ, sagt man, soll sein Herz nicht an zeitliche Dinge hängen. Hierunter wird nun auch verstanden, man solle frühzeitig verhüten, dass Keiner solche Anhänglichkeit sich erwirbt. Aber erst diese Neigungen zu nähren und dann übernatürliche Beihülfe erwarten, sie zu regieren, das ist Gott versuchen.

Ein gewisser grosser Monarch im Norden hat, wie es heisst, seine Nation civilisirt. Wollte Gott, er hätte Sitten in sie gebracht, so aber war Alles, was er that, die politische Wohlfahrt und das moralische Verderben.

Ich kann Niemand besser machen als durch den Rest des Guten, das in ihm ist: ich kann Niemand klüger machen, als durch den Rest der Klugheit, die in ihm ist.

Aus dem Gefühle der Gleichheit entspringt die Idee der Gerechtigkeit sowohl der Genöthigten als der Nöthigenden. Jene ist die Schuldigkeit gegen Andere, diese die empfundene Schuldigkeit Anderer gegen mich. Damit diese ein Richtmaass im Verstande habe, so können wir uns im Gedanken in die Stelle Anderer setzen, und damit es nicht an Triebfedern hiezu ermangele, so werden wir durch Sympathie von dem Unglücke und der Gefahr Anderer wie durch unser eigenes bewegt. Diese Schuldigkeit wird als so etwas erkannt, dessen Ermangelung einen Anderen mich würde als meinen Feind ansehen lassen und machen, dass ich ihn hasste. Niemals empört etwas mehr

als Ungerechtigkeit; alle andere Übel, die wir ausstehen, sind nichts dagegen. Die Schuldigkeit betrifft nur die nothwendige Selbsterhaltung, sofern sie mit der Erhaltung der Art besteht; alles übrige sind Gunstbezeugungen und Gewogenheiten. Ich werde demnach einen Jeden hassen, der mich in einer Grube zappeln sieht und mit Kaltsinn vorüber geht.

Die Gütigkeit findet sich nur durch die Ungleichheit. Denn ich verstehe unter Gütigkeit eine Bereitwilligkeit Gutes zu erzeugen, selbst in dem Falle, wo die allgemeine natürliche Sympathie kein genügender Grund dazu seyn würde. Nun ist es nicht einfältig* und natürlich, eine eben so grosse Gemächlichkeit aufzuopfern, als ich einem Andern erzeuge, weil ein Mensch so viel gilt, als ein Anderer. Wenn ich also dazu bereitwillig seyn soll, muss ich mich stärker in Ansehung der Unbequemlichkeit als einen Anderen urtheilen; ich muss es als ein grosses Übel ansehen, was ich einem Andern erspare, und als ein kleines, das ich selbst erleide. Ein Mann würde einen anderen verachten, wenn er solche Gütigkeit gegen ihn bewiese.

Die erste Ungleichheit ist die eines Mannes und eines Kindes, die eines Mannes und eines Weibes. Jener sieht es gewissermaassen als eine Schuldigkeit an, da er stark und diese schwach sind, ihnen nicht etwas aufzuopfern.

Das scheinbar Edle ist der Anstand; das scheinbar Falsche der Schimmer; das scheinbar Schöne das Geschmückte.

Alle unrichtige Schätzung desjenigen, was nicht zu dem Zwecke der Natur gehört, zerstört auch die schöne Harmonie der Natur. Dadurch, dass man die Künste und Wissenschaften so sehr wichtig hält, macht man diejenigen verächtlich, die sie nicht haben und bringt uns zur Ungerechtigkeit, die wir nicht ausüben würden, wenn wir sie mehr als uns gleich ansähen.

* Dem einfachen Naturzustande entsprechend.

Wenn etwas nicht der Dauer der Lebenszeit, nicht ihren Epochen, nicht dem grossen Theile der Menschen angemessen ist, endlich gar sehr dem Zufalle unterworfen und nur schwerlich zum Nutzen gereicht, so gehört es nicht zu der Glückseligkeit und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts. Wie viel Jahrhunderte sind verflossen, ehe ächte Wissenschaft war, und wie viel Nationen sind in der Welt, die sie niemals haben werden! Man muss nicht sagen, die Natur berufe uns zur Wissenschaft, weil sie uns Fähigkeit dazu gegeben hat: denn was die Lust anlangt, so kann diese blos erkünstelt seyn.

Gelehrte glauben, es sey Alles um ihretwillen da: Adelige auch. — Wenn man durch das öde Frankreich gereist ist, so kann man sich bei der Akademie der Wissenschaften oder in den Gesellschaften von gutem Tone wieder trösten: so wenn man von allen Betteleien im Kirchenstaate sich glücklich losgemacht hat, kann man sich bis zur Trunkenheit in Rom über die Pracht der Kirchen und der Alterthümer erfreuen.

Der Mensch mag künsteln, so viel er will, so kann er die Natur nicht nöthigen andere Gesetze einzuschlagen. Er muss entweder selbst arbeiten oder Andere für ihn: und diese Arbeit wird Anderen so viel von ihrer Glückseligkeit rauben, als er seine eigene über das Mittelmaass steigern will.

Man kann die Wohlfahrt befördern, entweder indem man die Begierden sich erweitern lässt und bestrebt ist sie zu befriedigen. Man kann die Rechtschaffenheit befördern, wenn man die Neigungen des Wahns und der Uppigkeit wachsen lässt und sich um moralische Antriebe bemüht, ihnen zu widerstehen. Zu beiden Aufgaben ist aber noch eine andere Auflösung, nämlich diese Neigungen nicht entstehen zu lassen. Zuletzt kann man auch das Wohlverhalten befördern, indem man alle unmittelbare moralische Bonität bei Seite setzt und lediglich die Befehle eines lohnenden und strafenden Oberherrn zum Grunde legt.

Das Ubelschaffende der Wissenschaft für die Menschen ist vornehmlich dieses, dass der allergrösste Theil derer,

die sich damit zeigen wollen, gar keine Verbesserung des Verstandes, sondern nur eine Verkehrtheit desselben erwirkt, nicht zu erwähnen, dass sie den meisten nur zum Werkzeuge der Eitelkeit dient. Der Nutzen, den die Wissenschaften haben, ist entweder die Üppigkeit (*e. g.* Mathematik), oder die Verhinderung der Übel, die sie selbst angerichtet hat, oder auch eine gewisse Sittsamkeit als eine Nebenfolge.

Die Begriffe der bürgerlichen Gerechtigkeit und der natürlichen und die daraus entspringenden Empfindungen von Schuldigkeit sind sich fast gerade entgegengesetzt. Wenn ich von einem Reichen erbe, der sein Vermögen durch Erpressungen von seinen Bauern gewonnen hat, und dieses auch an die nämlichen Armen schenkte, so thue ich im bürgerlichen Verstande eine sehr grossmüthige Handlung, im natürlichen aber nur eine gemeine Schuldigkeit.

Bei der allgemeinen Üppigkeit klagt man über die göttliche Regierung und über die Regierung der Könige. Man bedenkt nicht, 1. dass was die letztere anlangt, eben dieselbe Ehrbegierde und Unmässigkeit, welche den Bürger beherrschen, auf dem Throne keine andere Gestalt haben können, als wie sie haben: 2. dass solche Bürger nicht anders können regiert werden. Der Unterthan will, der Herr soll seine Neigung der Eitelkeit überwinden, um das Wohl seiner Länder zu befördern, und besinnt sich nicht, dass diese Forderung an ihn in Ansehung der Niedern mit eben dem Rechte geschähe. Seyd allererst selbst weise, rechtschaffen und mässig, diese Tugenden werden bald zum Throne aufsteigen und den Fürsten auch gut machen. Seht die schwachen Fürsten, welche in solchen Zeiten Gütigkeit und Grossmuth blicken lassen, können sie solche wohl anders ausüben, als mit grosser Ungerechtigkeit gegen andere, weil diese in nichts Anderem die Grossmuth setzen, als in der Austheilung eines Raubes, den man Anderen entwendet hat. Die Freiheit, die ein Fürst ertheilt, so zu denken und zu reden, als ich jetzt thue, ist wohl so viel werth, als viele Vergünstigungen zu einer grösseren Üppig-

keit: denn durch jene Freiheit kann alles dieses Üble noch verbessert werden.

Die grösste Angelegenheit des Menschen ist zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung gehörig erfülle und recht verstehe, was man seyn muss, um ein Mensch zu seyn. Wenn er aber öde Liebe seiner Vergnügen kennen lernt, die ihm zwar schmeicheln, wozu er aber nicht organisirt ist, und welche den Einrichtungen widerstreiten, die ihm die Natur angewiesen hat, wenn er sittliche Eigenschaften kennen lernt, die da schimmern, so wird er die schöne Ordnung der Natur stören, sich selbst und Andern nur das Verderben bereiten. Denn er ist aus seinem Posten gewichen, da er sich nicht genügen lässt, das zu seyn, wozu er bestimmt ist. Weil er ausserhalb des Kreises eines Menschen heraustritt, so ist er Nichts, und die Lücke, die er macht, breitet sein eigenes Verderben auf die benachbarten Glieder aus.

Unter den Schäden, welche die Sündfluth von Büchern anrichtet, womit unser Welttheil jährlich überschwemmt wird, ist einer nicht der geringsten, dass die wirklich nützlichen hin und wieder auf dem weiten Oceane der Büchergelehrsamkeit schwimmenden Bücher übersehen werden und das Schicksal der Hinfälligkeit mit der übrigen Spreu theilen müssen. — Die Neigung viel zu lesen, um zu sagen, dass man gelesen habe; die Gewohnheit nicht lange bei einem Buche sich zu verweilen.

Die Übel bei der sich entwickelnden Unmässigkeit der Menschen ersetzen sich ziemlich. Der Verlust der Freiheit und die alleinige Gewalt eines Beherrschers ist ein grosses Unglück, aber es wird doch eben so wohl ein ordentliches System, ja es ist wirklich mehr Ordnung, obzwar weniger Glückseligkeit als in einem freien Staate. Die Weichlichkeit in der Sitte der Müssiggänger und die Eitelkeit bringen Wissenschaften hervor. Diese geben dem Ganzen eine neue Zierde, halten von vielem Bösen ab, und wo sie zu einer gewissen Höhe gesteigert werden, so verlassen sie die Übel, die sie selbst angerichtet haben.

Der erste Eindruck, den ein Leser, welcher nicht blos aus Eitelkeit und zum Zeitvertreib liest, von den Schriften des J. J. Rousseau bekommt, ist, dass er eine ungemeine Scharfsinnigkeit des Geistes, einen edlen Schwung des Genius und eine gefühlvolle Seele in einem so hohen Grade antrifft, als vielleicht niemals irgend ein Schriftsteller, von welchem Zeitalter oder von welchem Volke er auch sey, vereint mag besessen haben. Der Eindruck, der hiernächst folgt, ist die Befremdung an seltsamen und widersinnigen Meinungen, die demjenigen, was allgemein gangbar ist, so sehr entgegen stehen, dass man leichtlich auf die Vermuthung gerathet, der Verfasser habe vermöge seiner ausserordentlichen Talente und Zauberkraft der Beredtsamkeit nur beweisen und den Sonderling machen wollen, welcher durch eine einnehmende und überraschende Neuheit über alle Nebenbuhler des Witzes hervorstehe.

Man muss die Jugend lehren, den gemeinen Verstand in Ehren zu halten, sowohl durch moralische als durch logische Gründe.

Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntniss und die begierige Unruhe darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses Alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von Nichts weiss. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendende Vorzug verschwindet, ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden, als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, dass diese Betrachtung allen übrigen einen Werth ertheilen könne, die Rechte der Menschheit herzustellen.

Es ist sehr lächerlich zu sagen, ihr sollt andere Menschen lieben; sondern man muss vielmehr sagen, ihr habt guten Grund euern Nächsten zu lieben. Selbst gilt dieses bei euern Feinden.

Die Tugend ist stark: was also entkräftet und unter Lüsten weichlich oder von dem Wahne abhängig macht,

ist der Tugend entgegen. Was das Laster und die Tugend schwer macht, liegt nicht in der Natur.

Die allgemeine Eitelkeit macht, dass man nur von denjenigen sagt, sie wissen zu leben, die niemals zu leben (für sich selbst) verstehen.

Wenn es irgend eine Wissenschaft giebt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man seyn muss, um ein Mensch zu seyn. Gesetzt er hätte über sich oder unter sich zu täuschende Anlockungen kennen gelernt, die ihn unvermerkt aus seiner eigenthümlichen Stelle gebracht haben, so wird ihn diese Unterweisung wiederum zum Stande des Menschen zurück führen, und er mag sich alsdann auch noch so klein oder mangelhaft finden, so wird er doch für seinen angewiesenen Posten recht gut seyn, weil er gerade das ist, was er seyn soll.

Der Fehler zu sagen, dieses ist bei uns allgemein, also überhaupt allgemein, ist für Verständige leicht zu verhüten. Allein folgende Urtheile sind scheinbar. Die Natur hat uns die Gelegenheit zum Vergnügen gegeben, wie wollen wir uns ihrer bedienen? Wir haben die Fähigkeit zu Wissenschaften, daher ist es ein Ruf der Natur, sie zu suchen. Wir fühlen in uns eine Stimme, die in uns spricht, das ist edel und rechtschaffen, daher ist es eine Pflicht so zu thun.

Alles geht in einem Flusse vor uns vorbei, und der wandelbare Geschmack und die verschiedenen Gestalten der Menschen machen das ganze Spiel ungewiss und trüglich. Wo finde ich feste Punkte der Natur, die der Mensch niemals verrücken kann, und wo ich die Merkzeichen geben kann, an welches Ufer er sich zu halten hat.

Dass alle Grösse nur verhältnissmässig seyn kann und es keine absolute Grösse giebt, ist daraus zu ersehen. — Ich habe gar nicht den Ehrgeiz, ein Seraph seyn zu wollen, mein Stolz ist nur dieser, desto mehr Mensch zu seyn. Der mässige Bürger kann sich keinen Begriff machen, was denn dem Hofmanne fehlen kann, der auf seine Güter ver-

wiesen nach Belieben leben kann: indessen grämt sich dieser stark.

Das Leben der blos Geniessenden ohne Betrachtung und Sitten scheint keinen Werth zu haben.

Ein Zeichen von grobem Geschmack ist anjetzt, dass man so viel schönen Schmuck nöthig hat; jetzt ist der feinste Geschmack in der Einfachheit. — Man wird im gesitteten Stande sehr spät klug, und man könnte wohl mit dem Theophrast sagen, es ist Schade, dass man dann zu leben aufhört, wann man es erst aufgehen sieht.

Bei Menschen und Thieren hat eine gewisse mittlere Grösse die meiste Stärke.

Der moralische Geschmack in Ansehung der Geschlechtsneigung, wo Jedermann scheinen will, darin sehr fein oder auch rein zu seyn. — Die Wahrheit ist nicht die Hauptvollkommenheit des gesellschaftlichen Lebens; der schöne Schein treibt es hier so wie in der Malerei viel weiter. Vom Geschmack im Heirathen.

Die Gewissheit in den sittlichen Urtheilen vermittelt der Vergleichung mit dem sittlichen Gefühle ist eben so gross als die mit der logischen Empfindung. Der Betrug in Ansehung des sittlichen Urtheils geht eben so zu, als des logischen, aber dieser ist noch häufiger.

Bei den metaphysischen Anfangsgründen der Ästhetik ist das verschiedene unmoralische Gefühl, bei den Anfangsgründen der sittlichen Metaphysik das verschiedene moralische Gefühl der Menschen nach Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters, der Erziehung und Regierung, der Racen und Klimaten anzuwenden.

Der moralische Geschmack ist zur Nachahmung geneigt, die moralischen Grundsätze erheben sich über dieselbe. Wo Höfe sind und grosse Standesunterschiede der Menschen, ist Alles deren Geschmack ergeben; in Republiken ist es anders: daher der Geschmack der Gesellschaft dort feiner und hier gröber ist. Man kann sehr tugendhaft seyn und wenig Geschmack haben. Wo das gesellschaftliche Leben zunehmen soll, muss der Geschmack erweitert

werden, wie die Annehmlichkeit der Gesellschaft leicht seyn muss, Grundsätze aber schwer sind. Unter Frauenzimmern ist dieser Geschmack am leichtesten. Der moralische Geschmack vereinbart sich leicht mit dem Schein der Grundsätze. Schweizer, Holländer, Engländer, Franzosen, Reichsstädte.

Der Geschmack an der blossen Tugend ist etwas grob, wenn er frei ist, so muss er sie mit Thorheit untermenzt kosten können.

Man hat Ursache, sein Gefühl nicht zu sehr zu verfeinern, erstlich um es nicht dem Schmerz um so stärker zu eröffnen, zweitens um wahrer und nützlicher zu sorgen. Die Genügsamkeit und Einfalt erfordern ein gröberes Gefühl und machen glücklich. — Das Schöne wird geliebt, das Edle geachtet; das Hässliche macht Ekel, das Unedle wird verachtet. Kleine Leute sind hochmüthig und hitzig, grosse gelassen.

Der natürliche Mensch ist mässig nicht aus Rücksicht auf die künftige Gesundheit (denn er prospicirt nicht), sondern wegen des gegenwärtigen Wohlbefindens. — Die Ursache, warum die Ausschweifungen der Wollust so hoch empfunden werden, ist, weil sie Gründe der Propagation in der Erhaltung der Art betreffen, und weil dieses das Einzige ist, wozu die Frauenzimmer taugen, so macht es ihre Hauptvollkommenheit aus, daher die Erhaltung ihrer selbst auf dem Manne beruht. Das Vermögen Nutzen zu schaffen mit der Zeugungsfähigkeit ist bei dem Weibe eingeschränkt und an einem Manne ausgebreitet. — Die Üppigkeit macht, dass man zwischen der einen Frau und der andern einen grossen Unterschied macht. Die Begierde sättigt man nicht durch Liebe, sondern durch Heirath. — Die Geschlechtsneigung ist entweder das verliebte Bedürfniss, oder die verliebte Lüsternheit. Im Stande der Einfalt herrscht das erstere, und also noch kein Geschmack. Im Stande der Kunst wird die verliebte Lüsternheit entweder eine des Genusses oder des idealischen Geschmacks. Jenes macht die wollüstige Unmässigkeit aus.

In allen diesen Dingen ist auf zwei Stücke zu sehen. Das weibliche Geschlecht ist entweder mit dem männlichen in freiem Umgange vermengt, oder ausgeschlossen. Wo das letztere ist, findet kein moralischer Geschmack statt, sondern allenfalls Einfalt (das Leihen der Weiber bei den Spartanern); oder es ist ein wollüstiger Wahn, gleichsam einer verliebten Habsucht, viel zu geniessen und zu besitzen, ohne eins recht zu geniessen (König Salomo). Im Stande der Einfalt herrschte das beiderseitige Bedürfniss, hier ist auf der einen Seite Bedürfniss, auf der andern Mangel. Dort war Treue ohne Versuchung, hier Wächter der Keuschheit, die an sich selbst nicht möglich ist. Im freien Umgange beider Geschlechter, welcher eine neuere Erfindung ist, wächst die Lüsternheit, aber auch der moralische Geschmack.

Das Merkmal der Geselligkeit ist sich nicht jederzeit einem andern vorzuziehen. Einen Andern sich jederzeit vorzuziehen ist schwach. Die Idee der Gleichheit regulirt Alles. — In der Gesellschaft und den Gastmählern erleichtern Einfachheit und Gleichheit und machen sie angenehm.

Herrsche über den Wahn und sey ein Mann; damit deine Frau dich unter allen Menschen am höchsten schätze, so sey selbst kein Knecht von den Meinungen Anderer. Damit deine Frau dich ehre, so sehe sie nicht in dir die Sklaverei der Meinung Anderer. Sey häuslich, es herrsche in deiner Geselligkeit nicht Aufwand, sondern Geschmack und Bequemlichkeit, nicht Überfluss sowohl in Wahl der Gäste als der Gerichte.

Ein Gut des Wahns besteht darin, dass die Meinungen nur allein gesucht, die Sachen selbst aber entweder mit Gleichgültigkeit angesehen oder gar gehasst werden. — Der erste Wahn ist der der Ehre, der zweite der des Geizes. Der letzte liebt nur die Meinung, dass er viele Güter des Lebens durch sein Geld haben könnte, ohne es gleichwohl jemals im Ernste zu wollen.

Der, den das nicht überzeugt, was offenbar gewiss ist, ist ein Dummkopf; den das nicht antreibt, was offenbar eine Pflicht ist, ist ein Bösewicht.

Dass der Ehrtrieb aus der Begierde der Gleichheit entsprungen ist, kann man daraus sehen. Würde wohl ein Wilder einen Andern aufsuchen, um ihm seinen Vorzug zu zeigen? Wenn er seiner entübrigt seyn kann, so wird er seine Freiheit geniessen. Nur wenn er von Neuem mit ihm zusammen seyn muss, wird er ihn zu übertreffen suchen, also ist die Ehrbegierde mittelbar. Sie ist eben so mittelbar als die Geldliebe eines Geizigen: beide entstehen auf einerlei Art.

Das Arkadische Schäferleben und unser geliebtes Hofleben ist beides abgeschmackt und unnatürlich, obzwar anlockend. Denn niemals kann wahres Vergnügen da stattfinden, wo man es zur Beschäftigung macht. Die Erholungen von einer Beschäftigung, die selten aber kurz und ohne Zurüstung sind, sind allein dauerhaft und von ächtem Geschmacke. Das Frauenzimmer, welches nichts zu thun hat, als auf Zeitkürzung zu sinnern, wird sich selbst lästig, und bekommt einen Abgeschmack an Männern, welche diese Neigung nicht zu stillen wissen.

Die eheliche Liebe wird darum so hoch geschätzt, weil sie soviel Entsagung auf andere Vortheile anzeigt.

Es ist die Frage, ob meine oder Anderer Affecte zu bewegen ich den Stützpunkt ausser der Welt oder in dieser nehmen soll. Ich antworte, im Stande der Natur, d. i. in der Freiheit finde ich ihn. — Alle Vergnügungen des Lebens haben ihren grossen Reiz, indem man ihnen nachjagt. Der Besitz lässt kalt und der bezaubernde Geist ist dann ausgedunstet. So hat der gewinnsüchtige Kaufmann tausend Vergnügen, während dass er Geld erwirbt. Denkt er nach dessen Erwerb es zu geniessen, so quälen ihn tausend Sorgen. Der junge Liebhaber ist äusserst glücklich in der Hoffnung, und der Tag, an dem sein Glück aufs höchste steigt, bringt es auch wieder zum Sinken.

Eine gewisse ruhige Selbstzuversicht, mit den Merkmalen der Achtung und Sittsamkeit verbunden, erwirbt sich Zutrauen und Gewogenheit: dagegen eine Dreistigkeit, die Andere wenig zu achten scheint, Hass und Widerwillen hervorbringt. In Disputen ist die ruhige Stellung des Gemüths, mit Gütigkeit und Nachsicht gegen den Streitenden verbunden, ein Zeichen, dass man im Besitz der Macht sey, wodurch der Verstand seines Sieges gewiss ist: so wie Rom den Acker verkaufte, worauf Hannibal stand. Wenige Menschen werden mit ruhigem Gemüthe, wenn sie unter den Augen einer grossen Menge sind, ihr Gespötte und ihre Verachtung ertragen, ob sie gleich wissen, dass sie alle Unwissende, alle Thoren sind. Die grosse Menge macht jederzeit Ehrfurcht, ja sogar die Zuhörer erkalten vor Schmerz über den Fehltritt dessen, der sich ihrer Gegenwart blossstellt, obgleich ein jeder Einzelne, wo er allein mit dem Redner wäre, wenig Verkleinerliches zu seiner Missbilligung finden würde. Ist aber die grosse Menge abwesend, so kann ein gesetzter Mann sehr wohl ihr Urtheil mit völliger Gleichgültigkeit ansehen.

Den Mann ziert in Ansehung des schönen Geschlechtes sehr wohl eine heftige Leidenschaft, das Weib aber ruhige Zärtlichkeit. Es ist nicht gut, dass die Frau sich dem Mann anbiete oder seinen Liebeserklärungen zuvorkomme. Denn der, so allein die Macht hat, muss nothwendig abhängig seyn von derjenigen, welche Nichts wie Reize hat, und diese muss sich des Werthes ihrer Reize bewusst seyn, sonst wäre keine Gleichheit, sondern Sklaverei.

Man lacht am heftigsten, wenn man sich ernsthaft halten soll. Man lacht am stärksten über den, der ernsthaft aussieht. Das starke Lachen ermüdet und bricht sich wie die Traurigkeit durch Thränen. Das Lachen, das durch Kitzeln erregt wird, ist zugleich sehr beschwerlich. Über wen ich lache, selbst dann, wenn ich Schaden erleide, kann ich nicht mehr böse seyn. Die Erinnerung des Lächerlichen erfreut sehr, nützt sich auch nicht so

leicht ab, wie andere angenehme Erzählungen. Es scheint der Grund des Lachens in dem Erzittern der schnell gewickten Nerven zu bestehen, die sich durchs ganze System fortpflanzt. Wenn ich etwas höre, was einen Schein einer klugen zweckmässigen Beziehung hat, sich selbst aber gänzlich aufhebt, oder zur Kleinigkeit herabsinkt, so wird der auf eine Seite gebogene Nerve gleichsam zurückschlagend und bebend: z. B. Wetten möchte ich eben wohl nicht, aber beschwören will ich's allezeit.

Der natürliche Mensch ohne Religion ist dem gesitteten mit der blossen natürlichen Religion weit vorzuziehen, da des letztern Sittlichkeit hohe Grade haben müsste, wenn sie ein Gegengewicht seinem Verderben setzen sollte. Indessen ist ein gesitteter Mensch ohne alle Religion viel gefährlicher.

Es kann im natürlichen Zustande gar kein richtiger Begriff von Gott entspringen, und der falsche, den man sich macht, ist schädlich. Folglich kann die Theorie der natürlichen Religion nur wahr seyn, wo Wissenschaft ist, also kann sie nicht alle Menschen verbinden. Eine übernatürliche Theologie kann gleichwohl einer natürlichen Religion verbunden seyn. Die, welche die christliche Theologie glauben, haben gleichwohl nur eine natürliche Religion, sofern die Moralität natürlich ist. Die christliche Religion ist in Ansehung der Lehre und auch der Kräfte sie auszuüben übernatürlich. Wie wenig haben die gewöhnlichen Christen sich über die natürlichen Ursachen aufzuhalten.

Die Erkenntniss von Gott ist entweder speculativ, und diese ist ungewiss und gefährlichen Irrthümern unterworfen, oder moralisch durch den Glauben, und die denkt keine andern Eigenschaften von Gott, als die auf die Moralität abzielen. Dieser Glaube ist natürlich oder übernatürlich. — Die Vorsehung ist darin vornehmlich zu preisen, dass sie mit dem jetzigen Zustande der Menschen sehr wohl zusammenstimmt, nämlich dass die läppischen Wünsche derselben nicht der Direction entsprechen, dass jene

für ihre Thorheiten leiden, und dass mit dem aus der Ordnung der Natur getretenen Menschen Nichts harmoniren will. Sehen wir die Bedürfnisse der Thiere, der Pflanzen an, mit diesen stimmt die Vorsehung. Es wäre sehr verkehrt, wenn die göttliche Regierung nach dem Wahne der Menschen, so wie er sich ändert, die Ordnung der Dinge ändern sollte. Es ist eben so natürlich, dass, sofern der Mensch davon abgeht, ihm nach seinen ausgearteten Neigungen Alles müsse verkehrt zu seyn scheinen.

Es entspringt aus diesem Wahne eine Art von Theologie als ein Hirngespinnst der Uppigkeit (denn diese ist jederzeit weichlich und abergläubisch) und eine gewisse schlaue Klugheit durch Unterwerfung den Höchsten in seine Geschäfte und Entwürfe einzuflechten.

Newton sah zu allererst Ordnung und Regelmässigkeit mit grosser Einfachheit verbunden, wo vor ihm Unordnung und schlimm gepaarte Mannigfaltigkeit anzutreffen waren, und seitdem laufen Kometen in geometrischen Bahnen.

Rousseau entdeckte zu allererst unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten die tief verborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz, nach welchem die Vorsehung durch seine Beobachtungen gerechtfertigt wird. Vordem galt noch der Einwurf des Alphonsus und des Manes. Nach Newton und Rousseau ist Gott gerechtfertigt, und nunmehr ist Pope's Lehrsatz wahr.

Der Wilde hält sich unter der Natur des Menschen, der Üppige schweift ausserhalb ihrer Grenzen weiter aus, der moralisch Gekünstelte geht über dieselbe.

Die männliche Stärke äussert sich nicht darin, dass man sich zwingt, die Ungerechtigkeiten Anderer zu erdulden, wenn man sie zurücktreiben kann, sondern das schwere Joch der Nothwendigkeit zu ertragen, ingleichen die Lernübungen auszustehen, als ein Opfer für die Freiheit, oder für dasjenige, was ich sonst liebe. Die Erduldung der Frechheit ist eine Mönchstugend.

Das Nürrische der Aufgeblasenheit besteht darin, dass derjenige, der Andere so wichtig schätzt, dass er glaubt, ihre Meinung gebe ihm einen so hohen Werth, sie gleichzeitig so verachtet, dass er sie gleichsam als Nichts gegen sich ansieht.

Mit dem Charakter des Schönen stimmt sehr zusammen die Kunst zu scheinen. Denn da das Schöne nicht aufs Nützliche geht, sondern auf die blosse Meinung, da übrigens die Sache selbst verkehrt wird, die da schön ist, wo sie nicht neu zu seyn scheint, so ist die Kunst, einen angenehmen Schein zu geben bei Dingen, bei welchen die Einfalt der Natur immer einerlei ist, sehr schön. Das weibliche Geschlecht besitzt diese Kunst in hohem Grade, welches auch unser ganzes Glück macht. Dadurch ist der betrogene Ehemann glücklich, der Liebhaber oder Gesellschafter sieht engelhaft Tugenden und viel zu erobern, und glaubt über einen starken Feind triumphirt zu haben.

Mit dem Edlen schmückt sich die Aufrichtigkeit, sie gefällt sogar, wenn sie plump, aber gutherzig ist, dem Frauenzimmer. — Der Cholerische wird in seiner Gegenwart geehrt und in der Abwesenheit getadelt und hat gar keine Freunde. Der Melancholicus ist gerecht und erbittert über Unrecht, er hat wenige und gute Freunde, der Sanguineus viele und leichtsinnige.

Wenn man bedenkt, dass Mann und Frau ein moralisches Ganzes ausmachen, so muss man ihnen nicht einerlei Eigenschaften beilegen, sondern der einen solche Eigenschaften, die dem andern fehlen. Die Frauen haben nicht so viel Empfindungen vom Schönen als der Mann, aber mehr Eitelkeit.

Alle empörte Ergötzlichkeiten sind fieberhaft, und auf Verzückungen von Freude folgt tödtliche Mattigkeit und stumpfes Gefühl. Das Herz wird abgenutzt und die Empfindung grob.

Der Grund der *potestas legislatoris div.* ist nicht in der Güte, denn alsdann wäre der Bewegungsgrund Dankbarkeit und mithin nicht strenge Pflicht. Er setzt vielmehr die Ungleichheit voraus und macht, dass ein Mensch

gegen den andern einen Grad Freiheit verliert. Dies kann nur geschehen, wenn er seinen Willen selber dem eines andern aufopfert. Wenn er dieses in Ansehung aller seiner Handlungen thut, macht er sich zum Sklaven. Der Mensch hat *spontaneitas*; ist er dem Willen eines Menschen unterworfen (wenn er gleich selbst schon wählen kann), so ist er verächtlich: allein ist er dem Willen Gottes unterworfen, so ist er bei der Natur. Man muss nicht handeln aus Gehorsam gegen einen Menschen, wo man es aus einem inneren Bewegungsgrunde thun konnte.

Der Leib ist mein, denn er ist ein Theil meines Ichs und wird durch meine Willkühr bewegt. Die ganze belebte oder unbelebte Welt, die nicht eigne Willkühr hat, ist mein, insofern ich sie zwingen und sie nach meiner Willkühr bewegen kann. Die Sonne ist nicht mein. Bei einem andern Menschen gilt dasselbe, also ist Keines Eigenthum eine *proprietas* oder ein ausschliessendes Eigenthum. Insofern ich aber etwas ausschliessungsweise für mich zwingen will, so werde ich eines Andern Willen wenigstens nicht gegen den meinigen oder nicht sein Theil wider die meinigen voraussetzen. Ich werde also die Handlungen ausüben, die das Meine bezeichnen, z. B. den Baum abhauen, ihn zimmern u. s. w. Der andere Mensch sagt mir, das ist sein, denn es gehört durch die Handlungen seiner Willkühr gleichsam zu seinem Selbst.

In allem Demjenigen, was zur schönen oder erhabenen Empfindung gehört, thun wir am besten, wenn wir uns durch die Muster der Alten leiten lassen: in der Bildhauerkunst, Baukunst, der Poesie und der Beredtsamkeit, den alten Sitten und der alten Staatsverfassung. Die Alten waren der Natur näher; wir haben zwischen uns und der Natur viel Tändelhaftes oder Uppiges oder knechtisches Verderben. Unser Zeitalter ist das Jahrhundert der schönen Kleinigkeiten, Bagatellen, der erhabenen Chimären.

Der Sanguinische läuft hin, wo er nicht gebeten ist, der Cholerische kommt da nicht hin, wo er nicht nach der

Anständigkeit gebeten ist, der Melancholische verhütet, dass er gar nicht gebeten werde. In der Gesellschaft ist der Melancholische still und merkt auf, der Sanguinische redet, was ihm vorkommt, der Cholerische macht Anmerkungen und Auslegungen. Im häuslichen Wesen ist der Melancholische karg, der Sanguinische ein schlechter Wirth, der Cholerische gewinnsüchtig, aber prächtig. Des Melancholischen Freigebigkeit ist Grossmuth, des Cholerischen Prahlerei, des Sanguinikers Leichtsinn. Der Melancholische ist eifersüchtig, der Cholerische herrschsüchtig, der Sanguinische verbuhlt.

Einigkeit ist möglich, wo Einer ohne den Andern ein Ganzes seyn kann, z. B. zwischen zwei Freunden und wo keiner dem Andern untergeordnet ist. Es kann auch Einigkeit im Tausch oder Contracte der Lebensart seyn. Aber bei der Einheit kommt es darauf an, dass sowohl in Ansehung der Bedürfnisse, als der Annehmlichkeiten nur zwei zusammen natürlicher Weise ein Ganzes ausmachen. Dieses ist bei Mann und Frau; doch ist hier die Einheit mit Gleichheit verbunden. Der Mann kann kein Vergnügen des Lebens geniessen ohne die Frau und diese keine Bedürfnisse ohne den Mann. Dieses macht auch die Verschiedenheit der Charaktere. Der Mann wird seiner Neigung nach bloß die Bedürfnisse nach seinem Urtheile und das Vergnügen auch nach dem der Frau und sich auch diese zu Bedürfnissen machen. Die Frau wird das Vergnügen nach ihrem Geschmack suchen und die Bedürfnisse dem Manne überlassen.

Unterschied desjenigen, der wenig bedarf, weil ihm wenig mangelt, von demjenigen, der wenig bedarf, weil er viel entbehren kann. Sokrates. Der Genuss des Vergnügens, was kein Bedürfniss ist, d. h. was man entbehren kann, ist die Annehmlichkeit: wird sie gleichwohl für ein Bedürfniss gehalten, so ist sie Lüsternheit. Der Zustand des Menschen, der entbehren kann, ist Genügsamkeit; dagegen desjenigen, der das, was sehr entbehrlich ist, zum Bedürfniss zählt, ist Üppigkeit. Die Zufriedenheit des

Menschen entspringt entweder dadurch, dass er viel Neigungen befriedigt durch viel Annehmlichkeiten, oder dass er nicht viel Neigungen in sich hat aufkeimen lassen, und also durch wenig erfüllte Bedürfnisse zufrieden ist. Der Zustand dessen, der zufrieden ist, weil er die Annehmlichkeiten nicht kennt, ist die Einfachheit oder Einfalt; desjenigen, der sie kennt, aber willkürlich entbehrt, weil er die Unruhe fürchtet, die daraus entspringt, ist die weise Genügsamkeit. Jene erfordert keinen Selbstzwang und Beraubung, diese aber verlangt es, jene ist leicht zu versuchen, diese ist verführt gewesen und schwerer für das Künftige. Der Zustand des Menschen ohne Missvergnügen daran, weil er grössere mögliche Vergnügen nicht kennt und also nicht begehrt.

Die Ursache aller moralischen Strafen ist diese. Alle böse Handlungen, wenn sie durch das moralische Gefühl mit so viel Abscheu empfunden würden, als sie werth sind, so würden sie gar nicht geschehen. Werden sie aber ausgeübt, so ist es ein Beweis, dass die physische Reizung sie versüsst haben und die Handlung gut geschienen hat. Nun ist es aber widersinnig und hässlich, dass, was moralisch böse ist, im Ganzen doch gut sey, und überhaupt im Erfolge ein physisches Böse den Abgang des Widerwillens ersetze, der in der Handlung gefehlt hat.

Wenn sich ein Mensch fände, von dem ich gehasst würde, so würde es mich beunruhigen: nicht als wenn ich mich vor ihm fürchtete, sondern weil ich es hässlich fände, etwas an sich zu haben, was Andern ein Grund eines Hasses werden könnte. Denn ich würde vermuthen, dass ein Anderer nicht ganz ohne alle scheinbare Veranlassung einen Widerwillen hätte fassen können. Ich würde ihn daher aufsuchen, ich würde mich ihm besser zu erkennen geben, und nachdem ich in ihm einiges Wohlwollen gegen mich hätte entstehen sehen, so würde ich mich hiebei genügen lassen, ohne jemals einigen Vortheil daraus ziehen zu wollen. Sähe ich es aber als unvermeidlich an, dass gemeine und pöbelhafte Vorurtheile, etwa der Neid oder

eine noch verächtlichere eifersüchtige Eitelkeit es unmöglich machen, allem Hasse gänzlich ausweichen zu wollen, so würde ich eher mir sagen, es ist besser, dass ich gehasst als dass ich verachtet werde. Dieser Sinnspruch bewährt sich auf einem ganz andern Grunde, als derjenige, welchen nur der Eigennutz ausheckt, ich will lieber beneidet als bedauert seyn. Der Hass meiner Mitbürger hebt ihren Begriff von der Gleichheit nicht auf, die Verachtung macht mich aber in den Augen Anderer gering und veranlasst immer eine sehr verdriessliche Stellung der Ungleichheit. Es ist aber dann viel schädlicher, verachtet als gehasst zu seyn.

Der Mensch hat seine eigenen Neigungen und vermöge seiner Willkühr einen Willen der Natur, in seinen Handlungen diesem zu folgen, diesen zu richten. Es kann nun Nichts entsetzlicher seyn, als dass die Handlungen eines Menschen unter dem Willen eines Andern stehen sollen. Daher kann kein Abscheu natürlicher seyn, als den ein Mensch gegen die Knechtschaft hat. Um desgleichen weint und erbittert sich ein Kind, wenn es das thun soll, was Andere wollen, ohne dass man sich bemüht hat, es ihm beliebt zu machen. Und es wünscht nur bald ein Mann zu seyn, um nach seinem Willen zu schalten.

Von der Freiheit. Der Mensch hängt von vielen äussern Dingen ab, er mag sich befinden, in welchem Zustande er auch wolle. Er hängt jederzeit durch seine Bedürfnisse an einigen, durch seine Lüsterheit an andern Dingen, und indem er wohl der Verweser der Natur, aber nicht ihr Meister ist, so muss er sich nach dem Zwange derselben bequemen, weil er findet, dass sie sich nicht immer nach seinen Wünschen bequemen wollen. Was aber weit härter und unnatürlicher ist, als dieses Joch der Nothwendigkeit, das ist die Unterwürfigkeit eines Menschen unter den Willen eines Andern. Es ist kein Unglück, dass demjenigen, der der Freiheit gewohnt wäre, erschrecklicher seyn könnte, als sich einem Geschöpfe von seiner Art überliefert zu sehen, das ihn zwingen könnte, sich seines

eignen Willens zu begeben und das zu thun, was jenes will. Es gehört eine lange Gewohnheit an dem schrecklichen Gedanken, die Dienstbarkeit leidlicher gemacht zu haben: denn Jedermann muss es in sich empfinden, dass, wenn es gleich viele Ungemächlichkeiten giebt, die man nicht immer mit Gefahr des Lebens abzuwerfen Lust haben möchte, dennoch kein Bedenken stattfinden würde in der Wahl zwischen Sklaverei und Leben die Gefahr des letzteren vorzuziehen. Die Ursache hiervon ist auch sehr klar und rechtmässig. Alle andern Übel der Natur sind doch gewissen Gesetzen unterworfen, die man kennen lernt, um nachher zu wählen, wiefern man ihnen nachgeben oder sich ihnen unterwerfen will. Die Hitze der brennenden Sonne, die rauhen Winde, die Wasserbewegungen verstatten dem Menschen noch immer etwas zu ersinnen, was ihn dawider schützen oder ihn doch selbst der Einwirkung davon entziehen kann. Aber der Wille eines jeden Menschen ist die Wirkung seiner eigenen Triebe, Neigungen und stimmt nur mit seiner eigenen wahren oder eingebildeten Wohlfahrt zusammen. Nichts kann aber, wenn ich vorher frei war, mir eine grässlichere Erscheinung von Gram und Verzweiflung eröffnen, als dass künftighin mein Zustand nicht in meinen, sondern in eines Andern Willen gelegt werden soll. Es ist heute eine strenge Kälte, ich kann ausgehen oder zu Hause bleiben, nachdem es mir beliebt: allein der Wille eines Andern bestimmt nicht das, was mir, sondern ihm diesmal das Angenehmste ist. Will ich schlafen, so weckt er mich. Will ich ruhen oder spielen, so zwingt er mich zum Arbeiten. Der Wind, der draussen tobt, nöthigt mich wohl in eine Höhle zu fliehen, aber hier oder anderswo lässt er mich doch endlich zur Ruhe kommen. Aber mein Herr sucht mich auf, und weil die Ursache meines Unglücks Vernunft hat, so ist er weit geschickter, mich zu quälen, als alle Elemente. Setze ich auch voraus, er sey gut, wer steht mir davor, dass er sich nicht eines andern besinne. Die Bewegungen der Materie halten doch eine

gewisse bestimmte Regel, aber des Menschen Sinn ist regellos.

Es ist in der Unterwürfigkeit nicht allein etwas äusserst Gefährliches, sondern auch eine gewisse Hässlichkeit und ein Widerspruch, der zugleich seine Unrechtmässigkeit anzeigt. Ein Thier ist noch nicht ein complettes Wesen, weil es sich seiner selbst nicht bewusst ist, und seinen Trieben und Neigungen mag nun durch einen Andern widerstanden werden oder nicht, so empfindet es wohl sein Übel, aber es ist jeden Augenblick für dasselbe verschwunden, und es weiss nicht von seinem eignen Daseyn. Dass der Mensch aber selbst gleichsam keiner Seele bedürfen und keinen eignen Willen haben soll, und dass eine andere Seele meine Gliedmaassen beugen soll, das ist ungereimt und verkehrt. Auch in unserer Verfassung ist uns ein jeder Mensch verächtlich, der in einem grossen Grade unterworfen ist* — — — — — Anstatt dass die Freiheit mich über das Thier zu erheben scheint, so setzt es mich noch unter dasselbe, denn ich kann besser gezwungen werden. Ein solcher Mensch ist gleichsam für sich nichts als ein Hausgeräth eines Andern. Ich könnte eben so wohl dem Stiefel des Herrn meine Hochachtung bezeigen als sie putzen. Der Mensch, der abhängt, ist nicht mehr ein Mensch, er hat diesen Rang verloren, er ist nichts als ein Zubehör eines andern Menschen.

Unterwürfigkeit und Freiheit sind gemeinhin in gewissem Grade vermengt, und eine hängt von der andern ab. Aber auch der kleinere Grad der Abhängigkeit ist ein viel zu grosses Übel, als dass es nicht sollte natürlicher Weise erschrecken. Dieses Gefühl ist sehr natürlich, aber man kann es auch sehr schwächen. Die Macht, anderen Übeln zu widerstehen, kann so klein werden, dass die Sklaverei ein kleineres Übel scheint als die Ungemächlichkeit. Dennoch ist es gewiss, dass jene in der menschlichen Natur oben an stehe.

* Diese Auslassungsstriche befinden sich bereits im Original. Sch.

Man ist nicht mitleidig über den Gram und die Verzweiflung eines Andern, sondern über dieselbe, insofern ihre Ursache natürlich und nicht eingebildet ist. Daher hat der Handwerker kein Mitleiden mit einem banqueroteten Kaufmann, der zum Stande eines Mäklers oder Bedienten herabgesetzt ist, weil er nicht sieht, dass ihm etwas Anderes als die eingebildeten Bedürfnisse abgehen. Der Kaufmann hat kein Mitleiden mit einem in Ungnade gefallenen Hofmanne, der auf seinen Gütern mit Verlust der Charis leben muss. Doch wenn beide als Wohlthäter des Menschen angesehen werden, so betrachtet man die Übel nicht nach seiner, sondern nach des Andern Empfindung. Der Kaufmann aber hat mit einem Andern, der sonst redlich ist, bei seinem Sturz Mitleiden, wenn er auch davon nicht Vortheil hat, weil er eben dasselbe eingebildete Bedürfniss hat, wie der Andere. Allenfalls hat man bei einem sonst sanften Frauenzimmer auch Mitleiden mit ihrem Gram über das eingebildete Unglück, weil man den Mann wegen seiner Schwäche in einem solchen Falle verachten würde, die Frau aber nicht. Jedermann aber hat Mitleiden mit dem Übel, das dem wahren Bedürfnisse entgegengesetzt ist. Daraus folgt, dass die Gutherzigkeit eines Menschen über viele Üppigkeit ein sehr ausgebreitetes Mitleiden ertheilen werde, der Mensch der Einfalt aber ein sehr eingeschränktes. Man hat mit seinen Kindern ein uneingeschränktes Mitleiden. Je ausgebreiteter das Mitleiden ist, wenn die Kräfte dieselben bleiben, desto mässiger ist es: je mehr hierbei noch die eingebildeten Bedürfnisse wachsen, desto grösser ist das Hinderniss des noch übrigen Vermögens, Gutes zu thun. Daher wird die Wohlthätigkeit des üppigen Zustandes ein blosser Wahn.

Es ist keine süssere Idee als die Nichtsthuerei und keine andere Beschäftigung, als die auf Vergnügen gewandt ist. Dieses ist auch das Object, welches man vor Augen hat, wenn man sich einmal in Ruhe setzen will. Aber alles dieses ist ein Hirngespinnst. Wer nicht arbei-

tet, verschmachtet vor langer Weile und ist allenfalls von Ergötzlichkeiten betäubt und erschöpft, niemals aber erquickt und befriedigt.

Es sind zwei Wege der christlichen Religion, insofern sie die Moralität verlassen soll. Erstens mit der Offenbarung der Geheimnisse anzufangen, indem man von der göttlichen übernatürlichen Einwirkung eine Heiligung des Herzens erwartet. Zweitens mit der Verbesserung der Moralität nach der Ordnung der Natur anzufangen und nach der grösstmöglichen darauf verwandten Bemühung die übernatürliche Beihülfe nach der in der Offenbarung vorgetragenen göttlichen Auslegung seine Rathschlüsse zu erwarten. Denn es ist nicht möglich, wenn man mit der Offenbarung anfängt, die moralische Besserung aus dieser Unterweisung als einen Erfolg nach der Ordnung der Natur zu erwarten.

Obgleich es wohl einen Nutzen der Religion geben kann, der unmittelbar auf die künftige Seligkeit gerichtet ist, so ist doch der natürlichste erste derjenige, der die Sitten so richtet, dass sie gut sind zu erfüllen, der des Postens in der gegenwärtigen Welt. Soll aber dieser einheimische Nutzen erreicht werden, so muss die Moralität eher als die Reliquien excolirt werden.

Man muss jetzt gar keine Bücher verbieten, das ist das einzige Mittel, dass sie sich selbst vernichten. Wir sind jetzt auf den Punkt der Wiederkehr gekommen. Die Flüsse, wenn man sie ihre Überschwemmungen machen lässt, bilden sich selbst Ufer. Der Damm, den wir ihnen entgegensetzen, dient nur ihre Zerstörungen unaufhaltbarer zu machen. Denn die Verfasser unnützer Schriften haben zu ihrer Entschuldigung die Ungerechtigkeit Anderer für sich.

Die Grösse der Strafe ist entweder praktisch zu schätzen, nämlich dass sie gross genug sey, die Handlungen zu verhindern; und dann ist keine grössere Strafe erlaubt, aber nicht immer ist eine grosse Strafe, als physisch nöthig ist, moralisch möglich. Aber ihre Grösse wird im

moralischen Verhältnisse geschätzt. Der Mensch, der einen anderen Menschen, um ihm Geld zu nehmen, tödtet, von dem wird geurtheilt, dass, weil er eines Anderen Leben weniger als sein Geld geschätzt hat, man auch seines weniger schätzen müsse, als so viel Geld in Beziehung auf das Leben eines Jeden austrägt.

Alle Narrheiten haben das mit einander gemein, dass die Bilder, die sie reizen, in der Luft schweben und keine Unterstützung oder Festigkeit haben.

Der Irrthum ist niemals, alles in einander gerechnet, nützlicher, als die Wahrheit, aber die Unwissenheit ist es oft. — Die gemeine Meinung, dass die vorigen Zeiten besser waren, kommt von dem Übel her, das man fühlt, und von der Voraussetzung, dass Alles sonst gut seyn würde.

Die richtige Erkenntniss des Weltbaues nach Newton ist vielleicht das schönste Product der vorwitzigen menschlichen Vernunft. Indessen merkt Hume an, dass der Philosoph in diesem ergötzlichen Nachsinnen leichtlich durch ein kleines Brunnen-Mädchen könne gestört werden, und dass die Regenten durch die Kleinheit der Erde gegen den Weltall nicht bewogen werden, ihre Eroberungen zu verachten. Die Ursache davon ist, weil es zwar schön, aber unnatürlich ist, sich ausserhalb des Kreises, den uns der Himmel hier bestimmt hat, zu verlieren. Eben so ist es auch mit der erhabenen Betrachtung über den Himmel der Seele.

Die Philosophie ist nicht eine Sache der Nothdurft, sondern der Annehmlichkeit. Daher ist es wunderlich, dass man sie durch sorgfältige Gesetze einschränken will. — Der Mathematiker und der Philosoph sind darin unterschieden, dass jener Data von andern verlangt, dieser sie aber selber prüft: daher jener aus einer jeden geoffenbarten Religion beweisen kann. — Die Streitigkeiten in der Philosophie haben den Nutzen, dass sie Freiheit des Verstandes befördern und ein Misstrauen gegen den Lehrbegriff selbst erregen, der aus den Ruinen eines andern hat

erbaut werden sollen. Im Widerlegen ist man noch so glücklich!

Die Fähigkeit etwas als Vollkommenheit an einem Andern zu erkennen bringt noch gar nicht die Folge hervor, dass wir selbst daran Vergnügen fühlen. Wenn wir aber ein Gefühl haben, daran Vergnügen zu finden, so werden wir auch bewogen werden, es zu begehren und unsere Kräfte dazu anzuwenden. Es fragt sich also, ob wir unmittelbar an Anderer Wohl Vergnügen fühlen, oder eigentlich die unmittelbare Lust in der möglichen Anwendung unserer Kraft liegt, es zu befördern. Es ist beides möglich, welches aber ist wirklich? Die Erfahrung lehrt, dass im einfachen Zustande ein Mensch Anderer Glück mit Gleichgültigkeit ansieht; hat er es aber befördert, so gefällt es ihm unendlich mehr. Anderer Ubel lassen gemeinhin eben so gleichgültig: habe ich sie aber verursacht, so drücken sie ungleich mehr, als wenn es ein Anderer gethan hat. Und was die theilnehmenden Instincte des Mitleidens und der Wohlgewogenheit anlangt, so haben wir Ursache zu glauben, es sey blos die grosse Bestrebung Anderer Ubel zu lindern aus der Selbstbilligung der Seele hergenommen, welche diese Empfindung hervorbringen.

Darin scheint mir Epikurus von Zeno unterschieden zu seyn, dass jener die tugendhafte Seele in Ruhe nach Überwindung moralischer Hindernisse, dieser aber im Kampfe und in der Übung zu siegen vorstellte. Anthisthenes hatte keine so hohe Idee, er wollte, man sollte das eitle Gepränge und die falsche Glückseligkeit nur betrachten, und lieber wählen, ein einfältiger als grosser Mann zu seyn.

Sklaverei ist entweder die der Gewalt oder der Verblendung. Die letztere beruht entweder auf der Abhängigkeit von Sachen (Üppigkeit) oder vom Wahne anderer Menschen (Eitelkeit). Die letztere ist ungereimter und auch härter als die erstere, weil die Sachen weit eher in meiner Gewalt sind, als die Meinungen Anderer, und es auch verächtlicher ist.

Wir haben selbstnützliche und gemeinnützige Empfindungen. Jene sind älter als diese, und die letzteren erzeugen sich allererst in der Geschlechterneigung. Der Mensch ist bedürftig, aber auch über die Bedürfnisse mächtig. Der im Stande der Natur ist mehr gemeinnütziger und thätiger Empfindungen fähig: der in der Üppigkeit hat eingebilddete Bedürfnisse und ist eigennützig. Man nimmt mehr Antheil an dem Ubel, vornehmlich der Ungerechtigkeit, das andere erleiden, als an ihrer Wohlfahrt. Die theilnehmende Empfindung ist wahr, wo sie den gemeinnützigen Kräften gleich ist, sonst ist sie chimärisch. Sie ist allgemein auf unbestimmte Art, sofern sie auf einen von allen, denen ich helfen kann, gerichtet ist, oder auf bestimmte Art, einem jeden Leidenden zu helfen. Die letztere ist chimärisch. Die Gutherzigkeit entspringt durch die Cultur der moralischen, aber unthätigen Empfindung und ist ein moralischer Wahn. — Die Moral ist chimärisch, die Allen uneigennützig helfen will, diejenige auch, die gegen eingebilddete Bedürfnisse theilnehmend ist. Die Moral ist grob, die den Eigennutz allein behauptet.

Die *officia beneplaciti* können niemals mit sich bringen, dass man sich seiner eigenen Bedürfnisse beraube, aber wohl die *officia debiti*, denn diese sind moralische Bedürfnisse. —

2. Sieben kleine Aufsätze aus den Jahren 1788—91.

Diese kleinen Aufsätze theilte Kant dem Professor Kiesewetter während seines zweimaligen Aufenthaltes (zuerst im Jahre 1788 und dann 1791) in Königsberg mit. Kiesewetter hatte die Erlaubniss von Kant erhalten, einen Tag um den andern die Vormittagsstunde von 11 bis 12 Uhr bei ihm zuzubringen. Die Zeit wurde zu Unterredungen über philosophische Gegenstände, zu Erklärungen schwieriger Stellen in Kant's Schriften, zu Beantwortung von Fragen verwandt, die Kiesewetter vorlegte, oder auch solcher, deren Beantwortung Kant in der vor-

hergegangenen Stunde als einen Gegenstand des Nachdenkens vorgeschlagen hatte. Dabei geschah es mehrere Male, dass Kant eigene kleine Aufsätze dem Kiese Wetter mit nach Hause gab, um sie vorher für die nächste Unterredung durchzulesen. Oftmals theilte auch Kant nach längerer Besprechung eines Gegenstandes in der darauf folgenden Stunde den Inhalt seiner Behauptungen schriftlich mit. Zu solchen Aufsätzen gehören die hier zuerst durch den Druck mitgetheilten, von denen einige, ebenso wie die vorher bekanntgemachten Bemerkungen, in späteren Druckschriften mehr ausgeführt sind, aber dennoch im ersten Entwurf durch die lebhafte Frische der Gedanken ihr besonderes Interesse für die öffentliche Mittheilung besitzen. Ich lasse sie hier in der von Kiese Wetter bereits 1808 handschriftlich gemachten Reihenfolge abdrucken. Die Mittheilung derselben verdanke ich der zuvorkommenden Gewogenheit des Geheimen-Legationsraths Varnhagen von Ense.

Sch.

a. Beantwortung der Frage, ist es eine Erfahrung,
dass wir denken?

Eine empirische Vorstellung, deren ich mir bewusst bin, ist Wahrnehmung; das, was ich zu der Vorstellung der Einbildungskraft vermittelt der Auffassung und Zusammenfassung (*comprehensio aesthetica*) des Mannigfaltigen der Wahrnehmung, denke, ist die empirische Erkenntniss des Objects, und das Urtheil, welches eine empirische Erkenntniss ausdrückt, ist Erfahrung.

Wenn ich mir *a priori* ein Quadrat denke, so kann ich nicht sagen, dieser Gedanke sey Erfahrung; wohl aber kann dieses gesagt werden, wenn ich eine schon gezeichnete Figur in der Wahrnehmung auffasse, und die Zusammenfassung des Mannigfaltigen derselben vermittelt der Einbildungskraft unter dem Begriff eines Quadrats denke. In der Erfahrung und durch dieselbe werde ich vermittelt

der Sinne belehrt; allein wenn ich ein Object der Sinne mir blos willkührlich denke, so werde ich von demselben nicht belehrt und hänge bei meiner Vorstellung in nichts vom Objecte ab, sondern bin gänzlich Urheber derselben.

Aber auch das Bewusstseyn, einen solchen Gedanken zu haben, ist keine Erfahrung; eben darum, weil der Gedanke keine Erfahrung, Bewusstseyn aber an sich nichts Empirisches ist. Gleichwohl aber bringt dieser Gedanke einen Gegenstand der Erfahrung hervor oder eine Bestimmung des Gemüths, die beobachtet werden kann, sofern es nämlich durch das Denkungsvermögen afficirt wird; ich kann daher sagen, ich habe erfahren, was dazu gehört, um eine Figur von vier gleichen Seiten und rechten Winkeln so in Gedanken zu fassen, dass ich davon die Eigenschaften demonstrieren kann. Dies ist das empirische Bewusstseyn der Bestimmung meines Zustandes in der Zeit durch das Denken; das Denken selbst, ob es gleich auch in der Zeit geschieht, nimmt auf die Zeit gar nicht Rücksicht, wenn die Eigenschaften einer Figur gedacht werden sollen. Aber Erfahrung ist, ohne Zeitbestimmung damit zu verbinden, unmöglich, weil ich dabei passiv bin und mich nach der formalen Bedingung des innern Sinnes afficirt fühle.

Das Bewusstseyn, wenn ich eine Erfahrung anstelle, ist Vorstellung meines Daseyns, sofern es empirisch bestimmt ist, d. i. in der Zeit. Wäre nun dieses Bewusstseyn wiederum selbst empirisch, so würde dieselbe Zeitbestimmung wiederum als unter den Bedingungen der Zeitbestimmung meines Zustandes enthalten, müssen vorgestellt werden. Es müsste also noch eine andere Zeit gedacht werden, unter der (nicht in der) die Zeit, welche die formale Bedingung meiner innern Erfahrung ausmacht, enthalten wäre. Also gäbe es eine Zeit, in welcher und mit welcher zugleich eine gegebene Zeit verflösse, welches ungereimt ist. Das Bewusstseyn also, eine Erfahrung anzustellen, oder auch überhaupt zu denken, ist ein transcendentes Bewusstseyn, nicht Erfahrung.

Anmerkungen zu diesem Aufsatz.

Die Handlung der Einbildungskraft, einem Begriff eine Anschauung zu geben, ist *exhibitio*. Die Handlung der Einbildungskraft, aus einer empirischen Anschauung einen Begriff zu machen, ist *comprehensio*. ---

Auffassung der Einbildungskraft, *apprehensio aesthetica*. Zusammenfassung derselben, *comprehensio aesthetica* (ästhetisches Begreifen), ich fasse das Mannigfaltige zusammen in eine ganze Vorstellung und so bekommt sie eine gewisse Form.

b. Über Wunder.

Es kann weder durch ein Wunder, noch durch ein geistiges Wesen in der Welt eine Bewegung hervorgebracht werden, ohne eben so viel Bewegung in entgegengesetzter Richtung zu wirken, folglich nach Gesetzen der Wirkung und Gegenwirkung der Materie, denn widrigenfalls würde eine Bewegung des Universi im leeren Raum entspringen.

Es kann aber auch keine Veränderung in der Welt (also kein Anfang jener Bewegung) entspringen, ohne durch Ursachen in der Welt nach Naturgesetzen überhaupt bestimmt zu seyn, also nicht durch Freiheit oder eigentliche Wunder; denn weil nicht die Zeit die Ordnung der Begebenheiten bestimmt, sondern umgekehrt die Begebenheiten, d. i. die Erscheinungen nach dem Gesetze der Natur (der Causalität) die Zeit bestimmen, so würde eine Begebenheit, die unabhängig davon in der Zeit geschähe, oder bestimmt wäre, einen Wechsel der leeren Zeit voraussetzen, folglich die Welt selbst in der absoluten Zeit ihrem Zustande nach bestimmt seyn.

Anmerkungen.

1. Man kann die Wunder eintheilen in äussere und innere, d. h. in Veränderungen der Erscheinung für den äussern und in die für den innern Sinn. Jene geschehen im

Raume, diese in der Zeit. Wären Wunder im Raum möglich, so wäre es möglich, dass Erscheinungen geschehen, bei denen nicht Wirkung und Gegenwirkung gleich gross sind. Alle Veränderungen im Raume sind nämlich Bewegung. Eine Bewegung aber, die durch ein Wunder hervorgebracht werden soll, deren Ursache soll nicht in den Erscheinungen zu suchen seyn. Das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung aber beruht darauf, dass Ursache und Wirkung zur Sinnenwelt (zu den Erscheinungen) gehören, d. i. im relativen Raum vorgestellt werden; da dies nun bei den Wundern im Raume von der Ursache nicht gilt, so werden sie auch nicht unter dem Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung stehen. Wird nun durch ein Wunder eine Bewegung gewirkt, so wird, da sie nicht unter dem Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung steht, durch sie das *centrum gravitatis* der Welt verändert werden, d. i. mit andern Worten, die Welt würde sich im leeren Raume bewegen; eine Bewegung im leeren Raume aber ist ein Widerspruch, sie wäre nämlich die Relation eines Dinges zu einem Nichts, denn der leere Raum ist eine blosser Idee.

Auf eine ähnliche Art wird bewiesen, dass es keine Wunder in Ansehung der Erscheinungen in der Zeit geben kann. Eine Erscheinung in der Zeit ist nämlich ein Wunder, wenn die Ursache derselben nicht in der Zeit gegeben werden kann, nicht unter den Bedingungen derselben steht. Da aber allein dadurch, dass beide Ursache und Wirkung zu den Erscheinungen gehören, die letztere in der relativen Zeit bestimmt werden kann, so wird dies bei einer Wirkung, die durch ein Wunder hervorgebracht wird, nicht geschehen können, weil ihre Ursache nicht zu den Erscheinungen gehört. Es wird also eine übernatürliche Begebenheit nicht in der relativen, sondern in der absoluten (leeren) Zeit bestimmt seyn. Eine Bestimmung in der leeren Zeit aber ist ein Widerspruch, weil zu einer jeden Relation zwei Correlata gegeben werden müssen.

2. Wunder ist eine Begebenheit, deren Grund nicht in der Natur zu finden ist. Es ist entweder *miraculum*

rigorosum, das in einem Dinge ausser der Welt (also nicht in der Natur) seinen Grund hat; oder *miraculum comparativum*, das zwar seinen Grund in einer Natur hat, aber in einer solchen, deren Gesetze wir nicht kennen; von der letztern Art sind die Dinge, die man den Geistern zuschreibt. *Miraculum rigorosum* ist entweder *materiale*, wo auch die Kraft, die das Wunder hervorbrachte, ausserhalb der Welt ist, oder *formale*, wo die Kraft zwar in der Welt, die Bestimmung derselben aber ausserhalb der Welt sich findet, z. B. wenn man das Austrocknen des rothen Meeres beim Durchgang der Kinder Israel für ein Wunder hielt, so ist es ein *miraculum materiale*, wenn man es für eine unmittelbare Wirkung der Gottheit ausgiebt; hingegen ein *miraculum formale*, wenn man es durch einen Wind austrocknen lässt, der aber durch die Gottheit gesandt wurde.

Ferner ist das *miraculum* entweder *occasionale* oder *praestabilitum*. Im ersten Falle nimmt man an, die Gottheit sey unmittelbar ins Mittel getreten; im andern aber lässt man die Begebenheit durch eine Reihe von Ursachen und Wirkungen hervorgebracht werden, die alle dieser einzigen Begebenheit wegen da sind. —

c. Widerlegung des problematischen Idealismus.

Man theilt den Idealismus in den problematischen (den des Cartesius) und in den dogmatischen (den des Berkeley). Der letzte leugnet das Daseyn aller Dinge ausser dem des Behauptenden, der erste hingegen sagt bloß, dass man dasselbe nicht beweisen könne. Wir wollen uns hier bloß auf den problematischen Idealismus einschränken.

Der problematische Idealist giebt zu, dass wir Veränderungen durch unsern innern Sinn wahrnehmen, er leugnet aber, dass man darum auf das Daseyn äusserer Gegenstände im Raum schliessen könne, weil der Schluss von einer Wirkung auf eine bestimmte Ursache nicht gültig

sey. — Veränderung des innern Sinnes oder innere Erfahrung wird also von dem Idealisten zugegeben, und wenn man ihn daher widerlegen will, so kann dies nicht anders geschehen, als dass man ihm zeigt, diese innere Erfahrung, oder welches einerlei ist, das empirische Bewusstseyn meines Daseyns setze äussere Wahrnehmung voraus.

Man muss hier das transscendentale und empirische Bewusstseyn wohl unterscheiden; jenes ist das Bewusstseyn Ich denke und geht aller Erfahrung vorher, indem es sie erst möglich macht. Dies transscendentale Bewusstseyn liefert uns aber keine Erkenntniss unserer Selbst; denn Erkenntniss unserer Selbst ist die Bestimmung unseres Daseyns in der Zeit und soll dies geschehen, so muss ich meinen innern Sinn afficiren. Ich denke z. B. über die Gottheit nach und verbinde mit diesen Gedanken das transscendentale Bewusstseyn (denn sonst würde ich nicht denken können), ohne mich mir dabei doch in der Zeit vorzustellen, welches geschehen müsste, wenn ich mir dieser Vorstellung durch meinen innern Sinn bewusst wäre. Geschehen Eindrücke auf meinen innern Sinn, so setzt dies voraus, dass ich mich selbst afficire (ob es gleich uns unerklärbar ist, wie dies zugeht) und so setzt also das empirische Bewusstseyn das transscendentale voraus.

In unserm innern Sinn wird unser Daseyn in der Zeit bestimmt und setzt also die Vorstellung der Zeit selbst voraus; in der Zeit aber ist die Vorstellung des Wechsels enthalten; Wechsel setzt etwas Beharrliches voraus, woran es wechselt und welches macht, dass der Wechsel wahrgenommen wird. Die Zeit selbst ist zwar beharrlich, aber sie kann allein nicht wahrgenommen werden, folglich muss es ein Beharrliches geben, woran man den Wechsel in der Zeit wahrnehmen kann. Dies Beharrliche können wir selbst nicht seyn, denn wir sind eben als Gegenstand des innern Sinnes durch die Zeit bestimmt; es kann also das Beharrliche blos in dem, was durch den äussern Sinn gegeben wird, gesetzt werden. So setzt also

Möglichkeit der innern Erfahrung Realität des äussern Sinnes voraus. Denn gesetzt man wollte sagen, auch die Vorstellung des durch den äussern Sinn gegebenen Beharrlichen sey blos durch den innern Sinn gegebene Wahrnehmung, die nur durch die Einbildungskraft als durch den äussern Sinn gegeben vorgestellt wird, so würde es doch überhaupt (wenn auch gleich nicht für uns) möglich seyn müssen, sich derselben als zum innern Sinn gehörig, bewusst zu werden; aber dann würde die Vorstellung des Raumes in eine Vorstellung der Zeit verwandelt werden, d. h. es würde möglich seyn, den Raum sich als eine Zeit (nach einer Dimension) vorzustellen, welches sich selbst widerspricht. Es hat also der äussere Sinn Realität, weil ohne ihn der innere Sinn nicht möglich ist. — Hieraus scheint zu folgen, dass wir unser Daseyn in der Zeit nur immer im Commercio erkennen.

d. Über particuläre Providenz.

Wir können uns keine Einrichtung nach Zwecken als bei dem Zufälligen denken; folglich kann die göttliche Vorsehung sich nur beim Zufälligen beweisen, und es ist ungereimt, sie auf das Nothwendige auszudehnen. Es entsteht nun die Frage: Sorgt Gott blos für das Allgemeine, oder auch für das Besondere? Wir nehmen die Frage in dem Sinn, hat Gott nur blos einen grossen allgemeinen Zweck, dem Alles untergeordnet seyn muss, oder hat er sich mehrere einzelne Zwecke vorgesetzt, die zusammengenommen einen Zweck ausmachen? Man muss die erste Frage bejahen, die andere verneinen; denn ich kann es mir nicht vorstellen, wie mehrere Zwecke zusammengenommen einen ausmachen; unsere Vernunft geht vielmehr den entgegengesetzten Weg und nimmt eins an, von dem sie auf mehrere heruntersteigt; dessenungeachtet können mehrere Beschaffenheiten als zweckmässig gedacht werden, ohne doch wegen eines besondern Zweckes da zu seyn. Alles, was in der Welt geschieht, muss zwar dem

grossen alleinigen Zweck nicht entgegen seyn; allein ich kann mir nicht vorstellen, dass es selbst wieder eines besondern Zweckes wegen da sey; denn nähme man das letztere an, so würde man in grosse Verwirrung gerathen, weil nicht blos der Willkühr zu viel überlassen bleibt, sondern auch eine Sache um mehrerer Zwecke willen da seyn würde, welches unmöglich ist, da ein Zweck den zureichenden Grund eines Dinges enthalten muss und ein Grund doch nicht mehr als zureichend seyn kann. Z. B. die Luft ist zum Leben nothwendig, sieht man nun das Leben der Geschöpfe als den Zweck der Luft an, so wird dies als der zureichende Grund derselben gedacht. Die Luft dient aber auch zum Sprechen, doch muss man nun nicht sagen, das Sprechen sey der Zweck derselben, denn sonst würde sie zwei zureichende Gründe haben. Die Luft ist zum Sprechen zweckmässig, das heisst aber keinesweges, das Sprechen sey der Zweck der Luft, weil dies sagen würde, das Sprechen sey der zureichende Grund, weshalb die Luft geschaffen sey. Sehr oft meint man, es seyen Dinge als Mittel zu Zwecken hervorgebracht, die offenbar blos mechanischen Ursprungs sind; z. B. wenn man sagt: der Continent ist Insel; er ist aber deshalb mit Meer umgeben, damit die Gemeinschaft unter den Menschen erleichtert werde, so begeht man gewiss einen Fehler, indem deutliche Spuren vorhanden sind, dass die jetzige Beschaffenheit der Erde eine blosse Wirkung mechanischer Ursachen ist. — Wendet man ein, dass wenn alles blos Mittel zu dem einen grossen Zwecke der Gottheit ist, es dadurch nothwendig gemacht wird, und also die Zufälligkeit z. B. der Schicksale der Menschen aufhört, so muss man bedenken, dass bei der Gottheit der Unterschied zwischen möglich, wirklich und nothwendig wegfällt.

e. Vom Gebet.

Dem Gebete andere als natürliche Folgen beizulegen, ist thöricht und bedarf keiner ausführlichen Widerlegung;

man kann nur fragen, ist nicht das Gebet seiner natürlichen Folgen wegen beizubehalten? Zu diesen natürlichen Folgen zählt man, dass durchs Gebet die in der Seele vorhandenen dunkeln und verworrenen Vorstellungen deutlicher gemacht, oder ihnen ein höherer Grad der Lebhaftigkeit ertheilt werde, dass es den Beweggründen zur Tugend dadurch eine grössere Wirksamkeit ertheilt u. s. w. Hierbei ist nun erstlich zu merken, dass das Gebet aus den angeführten Gründen doch nur subjectiv zu empfehlen ist, denn derjenige, welcher die vom Gebet gerühmten Wirkungen auf eine andere Weise erreichen kann, wird desselben nicht nöthig haben. — Ferner lehrt uns die Psychologie, dass sehr oft die Auseinandersetzung eines Gedanken die Wirkung schwächt, welche derselbe, da er noch im Ganzen und Grossen vorhanden, wenn gleich dunkel und unentwickelt war, hervorbrachte. Aber endlich ist auch bei dem Gebete Heuchelei, denn der Mensch mag nun laut beten, oder seine Ideen innerlich in Worte auflösen, so stellt er sich die Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden kann, da sie doch bloß ein Princip ist, das seine Vernunft ihn anzunehmen zwingt. Das Daseyn der Gottheit ist nicht bewiesen, sondern es wird postulirt, und es kann also bloß dazu dienen, wozu die Vernunft gezwungen war, es zu postuliren. Denkt nun der Mensch, wenn ich zu Gott bete, so kann mir dies auf keinen Fall schaden, denn ist er nicht, nun gut, so habe ich des Guten zu viel gethan, ist er aber, so wird es mir nützen; so ist diese Prosopopöia Heuchelei, indem beim Gebet vorausgesetzt werden muss, dass derjenige, der es verrichtet, gewiss überzeugt ist, dass Gott existirt. Daher kommt es auch, dass derjenige, welcher schon grosse Fortschritte im Guten gemacht hat, aufhört zu beten, denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen — ferner, dass diejenigen, welche man beten findet, sich schämen. In den öffentlichen Vorträgen an das Volk kann und muss das Gebet beibehalten werden, weil es wirklich rhetorisch von grosser Wirkung seyn und einen grossen

Eindruck machen kann, und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen so viel wie möglich herablassen muss.

f. Über das Moment der Geschwindigkeit im Anfangs-
augenblick des Falls.

Man kann nicht sagen, ein Körper habe im Anfangs-
augenblicke des Falls eine gewisse Geschwindigkeit und
könne deren verschiedene haben, z. B. eine andere auf
der Oberfläche der Sonne, eine andere auf der Oberfläche
der Erde, sondern man kann ihm bloß eine verschiedene
Tendenz zur Bewegung beilegen. Man kann die Wahr-
heit dieses Satzes auf folgende Art darthun.

Es sey AB eine gewisse Zeit und ein Körper habe in
derselben durch den Fall eine Geschwindigkeit BK erlangt;
man mache $BK = KC$ oder $BC = 2 BK$, so wird derjenige
Körper, welcher durch den Fall in der Zeit AB die Ge-
schwindigkeit BC erlangt, im Anfangsaugenblick ein dop-
pelt so grosses Moment der Geschwindigkeit haben müs-
sen. Man kann aber diese Momente nicht selbst schon
Geschwindigkeit nennen; denn gesetzt, dies ginge an, so
sey AD ein unendlich kleiner Theil der Zeit AB, dann ist
für BK, DE und für BC, DF das Moment; und $DF = 2DE$.
Nimmt man nun $AG = 2AD$, so wird da $AD : AG = DE : GH$,
 $GH = 2DE$ und also $GH = DF$ seyn. Da
ein Körper nicht eher eine Geschwindigkeit DF erlangen
kann, bis er alle kleinern (hier also DE) durchgegangen
ist, so wird eine gewisse Zeit dazu gehören, um DF zu
erhalten. Das soll aber nicht seyn, eben weil man DF
als Moment betrachtet. Man muss daher das Moment der
Geschwindigkeit nicht schon selbst als Geschwindigkeit
betrachten, sondern bloß als das Bestreben, einem Körper
eine gewisse Geschwindigkeit mitzutheilen; nicht als ex-
tensive, sondern als intensive Grösse, die aber den Grund
der extensiven Grösse enthält. Man darf aber auch nicht
sagen, das Moment der Geschwindigkeit sey Null, weil

sonst durch die Summirung derselben keine endliche Grösse entstehen würde.

g. Über formale und materiale Bedeutung einiger Worte.

Es giebt mehrere Worte, die im Singulari gebraucht einen andern Sinn haben, als wenn man sie im Plurali braucht; sie sind alsdann im Singulari in formaler, im Plurali in materialer Bedeutung zu nehmen: diese sind Einheit, Vollkommenheit, Wahrheit, Möglichkeit*. Einheit im Singulari gebraucht ist qualitativ, im Plurali gebraucht quantitativ. Qualitative Einheit ist wie der Grund des Ganzen, quantitative wie ein Theil des Ganzen zu betrachten. So kann man z. B. nicht sagen, die Wärme bestehe aus Lauigkeiten, man bestimmt also ihre Grösse nicht nach den Theilen, welche sie enthält, sondern nach den Wirkungen, die sie hervorbringt, z. B. dass sie die Körper ausdehnt und man kann ihr daher nicht eine eigentliche Grösse beilegen, sondern einen Grad, die Einheit, die sich bei ihr findet, ist also qualitative Einheit. — Die Einheiten, aus welchen discrete Grössen (Zahlen) bestehen, sind quantitative Einheiten.

Vollkommenheit (formaliter gebraucht) eines Dinges ist die Übereinstimmung der Realitäten desselben zu einer Idee; Vollkommenheiten eines Dinges (materialiter gebraucht) sind diese Realitäten**.

Wahrheit im Singulari (formaliter und qualitative gebraucht) ist die Übereinstimmung unserer Erkenntniss eines Objects mit demselben; Wahrheiten im Plurali (materialiter und quantitative gebraucht) sind wahre Sätze.

* Man sieht, dass dieses auf die Titel der Kategorien sich gründet: Quantität, Qualität, Relation und Modalität.

** So spricht man von der Vollkommenheit einer Uhr, insofern sich das an ihr findet, was man von einer guten Uhr erwarten kann. Vollkommenheiten einer Uhr sind Eigenschaften derselben, die mit dem Begriffe einer guten Uhr übereinstimmen. — Man muss aber auch noch quantitative und qualitative Vollkommenheit von Vollkommenheit unterscheiden.

Möglichkeit eines Objects (formaliter und qualitative gebraucht); Möglichkeiten (materialiter und quantitative gebraucht), Gegenstände, so fern sie möglich sind.

3. Erster Entwurf seiner Vorstellung an König Friedrich II. zur Rechtfertigung seiner Stellung als Universitätslehrer 1794*.

Ew. Königl. Majestät allerhöchster mir den 12. Oct. c. gewordener Befehl legt es mir zur devotesten Pflicht auf: erstlich wegen des Missbrauchs meiner Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums, namentlich in meinem Buche: „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft,“ desgleichen in andern kleinern Abhandlungen, und der hierdurch auf mich fallenden Schuld der Übertretung meiner Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen die allerhöchsten mir sehr wohl bekannten landesväterlichen Absichten, eine gewissenhafte Verantwortung beizubringen; zweitens nichts dergleichen künftighin mir zu Schulden kommen zu lassen. In Ansehung beider Stücke hoffe ich hiermit in tiefster Unterthänigkeit Ew. Königl. Majestät von meinem bisher bewiesenen und fernerhin zu beweisenden devoten Gehorsam hinreichende Überzeugungsgründe zu Füßen zu legen.

Was das Erste, nämlich die gegen mich erhobene Anklage eines Missbrauchs meiner Philosophie durch Abwürdigung des Christenthums betrifft, so ist meine gewissenhafte Verantwortung folgende:

1. Dass ich mir als Lehrer der Jugend, mithin in akademischen Vorlesungen dergleichen nie habe zu Schul-

* Dieses Document, womit Kant sich gegen den wider ihn erhobenen Verdacht vor dem Landesherrn rechtfertigte, nimmt eine so bedeutsame Stelle in der Culturgeschichte des Preussischen Staats in dieser Zeit ein, dass es nur das höchste Interesse gewähren kann, diesen ersten Entwurf mit dem später abgesandten und im Streite der Facultäten (Bd. X. S. 253—57) bekanntgemachten Documente zu vergleichen. Sch.

den kommen lassen, welches ausser dem Zeugniss meiner Zuhörer, worauf ich mich berufe, auch die Beschaffenheit derselben als reiner bloß philosophischer Unterweisung nach A. G. Baumgarten's Handbüchern, in denen der Titel vom Christenthum gar nicht vorkommt, noch vorkommen kann, hinreichend beweist. Dass ich in der vorliegenden Wissenschaft die Grenzen einer philosophischen Religionsuntersuchung überschritten habe, ist ein Vorwurf, der mir am wenigsten wird gemacht werden können.

2. Dass ich auch nicht als Schriftsteller z. B. im Buche „die Religion innerhalb der Grenzen u. s. w.“ gegen die allerhöchsten mir bekannten landesväterlichen Absichten mich vergangen habe; denn da diese auf die Landesreligion gerichtet sind, so müsste ich in dieser meiner Schrift als Volkslehrer haben auftreten wollen, wozu dieses Buch, nebst den andern kleinen Abhandlungen gar nicht geeignet ist. Sie sind nur als Verhandlungen zwischen Facultätsgelehrten des theologischen und philosophischen Fachs geschrieben, um zu bestimmen, auf welche Art Religion überhaupt mit aller Lauterkeit und Kraft an die Herzen der Menschen zu bringen sey; eine Lehre, wovon das Volk keine Notiz nimmt, und welche allererst die Sanction der Regierung bedarf, um Schul- und Kirchenlehrer danach zu instruiren, zu welchen Vorschlägen aber Gelehrten Freiheit zu erlauben, der Weisheit und Autorität der Landesherrschaft um so weniger zuwider ist, da dieser ihr eigener Religionsglaube von ihr nicht ausgedacht ist, sondern sie ihn selbst nur auf jenem Wege hat bekommen können, und also vielmehr die Prüfung und Berichtigung desselben von der Facultät mit Recht fordern kann, ohne ihnen einen solchen eben vorzuschreiben.

3. Dass ich in dem genannten Buche mir keine Herabwürdigung des Christenthums habe können zu Schulden kommen lassen, weil darin gar keine Würdigung irgend einer vorhandenen Offenbarungs-, sondern bloß der Ver-

nunftreligion beabsichtigt worden, deren Priorität als oberste Bedingung aller wahren Religion, ihre Vollständigkeit und praktische Absicht (nämlich das, was uns zu thun obliegt), obgleich auch ihre Unvollständigkeit in theoretischer Hinsicht (woher das Böse entspringe, wie aus diesem der Übergang zum Guten, oder wie die Gewissheit, dass wir darin sind, möglich sey u. dgl.), mithin das Bedürfniss einer Offenbarungslehre nicht verhehlt wird, und die Vernunftreligion auf diese überhaupt, unbestimmt welche es sey (wo das Christenthum nur zum Beispiel als blosser Idee einer denkbaren Offenbarung angeführt wird), bezogen wird, weil, sage ich dieser Werth der Vernunftreligion deutlich zu machen Pflicht war. Es hätte meinem Ankläger obgelegen, einen Fall anzuführen, wo ich mich durch Abwürdigung des Christenthums vergangen habe, entweder die Annahme desselben als Offenbarung zu bestreiten, oder diese auch als unnöthig zu erklären; denn dass diese Offenbarungslehre in Ansehung des praktischen Gebrauchs (als welcher das Wesentliche aller Religion ausmacht) nach den Grundsätzen des reinen Vernunftglaubens müsse ausgelegt und öffentlich ans Herz gelegt werden, nehme ich für keine Abwürdigung, sondern vielmehr für Anerkennung ihres moralisch fruchtbaren Gehalts an, der durch die vermeinte innere vorzügliche Wichtigkeit bloss theoretischer Glaubenssätze verunstaltet werden würde.

4. Dass ich vielmehr eine wahre Hochachtung für das Christenthum bewiesen habe durch die Erklärung die Bibel als das beste vorhandene zu Gründung und Erhaltung einer wahrhaftig moralischen Landesreligion auf unabsehbare Zeiten taugliche Leitmittel der öffentlichen Religionsunterweisung anzupreisen, und daher in dieser sich selbst auf bloss theoretische Glaubenslehren keine Angriffe und Einwürfe zu erlauben (obgleich die letztern vor den Facultäten erlaubt seyn müssen); sondern auf ihren heiligen praktischen Inhalt zu dringen, der bei allem Wechsel der theoretischen Glaubens-Meinungen, welcher in Ansehung der blossen Offenbarungslehren wegen ihrer

Zufälligkeit nicht ausbleiben wird, das Innere und Wesentliche der Religion immer erhalten und das manche Zeit hindurch, wie in den dunkeln Jahrhunderten des Pfaffenthums, entartete Christenthum in seiner Reinigkeit immer wieder herstellen kann.

5. Dass endlich so wie ich allerwärts auf Gewissenhaftigkeit der Bekenner eines Offenbarungsglaubens, nämlich nicht mehr davon vorzugeben, als sie wirklich wissen, oder andern dasjenige zu glauben aufzudringen, was sie doch selbst nicht mit völliger Gewissheit zu erkennen sich bewusst sind, gedrungen habe, ich auch an mir selbst das Gewissen, gleichsam als den göttlichen Richter in mir bei Abfassung meiner die Religion betreffenden Schriften nie aus den Augen verloren habe, vielmehr jeden, ich will nicht sagen seelenverderblichen Irrthum, sondern auch nur mir etwa anstössigen Ausdruck, durch freiwilligen Widerruf nicht würde gesäumt haben zu tilgen, vornehmlich in meinem 71sten Lebensjahre, wo der Gedanke sich von selbst aufdringt, dass es wohl seyn könne, ich müsse der einst einem herzenskundigen Weltrichter davon Rechenschaft ablegen; daher ich diese meine Verantwortung jetzt vor der höchsten Landesherrschaft mit voller Gewissenhaftigkeit als mein unveränderliches freimüthiges Bekenntniss beizubringen kein Bedenken trage.

6. Was den zweiten Punkt betrifft, mir keine dergleichen (angeschuldigte) Entstellung und Herabwürdigung des Christenthums künftighin zu Schulden kommen zu lassen, so finde ich, um als Ew. Majestät treuer Unterthan darüber in keinen Verdacht zu gerathen, das Sicherste, dass ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge in Sachen der Religion, es sey der natürlichen oder der geoffenbarten, in Vorlesungen sowohl als in Schriften völlig enthalte und mich hiemit dazu verbinde.

Ich ersterbe in devotestem Gehorsam

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigster Knecht.

4. Rechtfertigung des Directoriums der Französischen Republik wegen seines angeblich ungereimten Plans, den Krieg mit England zu ihrem Vortheil zu beendigen, 1798*.

Das einzig mögliche Mittel war es, dies durch einen Krieg zu Lande auszuführen, weil Englands Obermacht zur See entscheidend ist, — und mit Genehmigung und Begünstigung von Spanien nach Portugal, mit welchem Frankreich im Kriege begriffen ist, mit einer Armee zu ziehen, die stark genug wäre, um das Letztere zu erobern und es nachher gegen die Englischen Eroberungen in allen Welttheilen auszutauschen. — —

Allein wie dieses möglich machen? Da Spanien Mangel an Lebensmitteln erleidet, und blos die Vertheuerung derselben schon einen Aufruhr in diesem Lande erregen könnte, wo denn nichts übrig bliebe, als diesen Zug der Franzosen mit Transportschiffen wenigstens grossentheils zur See zu thun. Allein diesem Plane war wiederum die Obermacht der Englischen Flotte entgegen, und es kam darauf an, diese irre zu leiten, dadurch, dass Frankreich eine Absicht, die es niemals im Ernste gehabt hat, verbreitete, über Ägypten und das rothe Meer ein Truppen-corps unter Bonaparte's Anführung nach Indien zu führen und dort die Englischen Besitzungen anzugreifen. Wenn dann Nelson nach dieser Finte griff, sich geschickt zu wenden, und mit der Französischen Flotte unbemerkt zwischen Tunis und Malta sich in die Französischen Häfen zu wenden und mit der Toulonschen Flotte (und anderen Schiffen) sein Debarquement nahe an den Grenzen von Portugal zu machen und so in dieses Land einzufallen.

* Diese politische Rhapsodie erlangt ihr besonderes Interesse, wegen des Jahres, in dem sie niedergeschrieben wurde, indem sie zugleich seine lebhafteste Theilnahme an den wichtigern politischen Ereignissen, auch in diesem hohen Lebensalter augenfällig, an den Tag legt und dadurch die Schwäche des politischen Raisonnements verdeckt.

Man hat auch in den Zeitungen von der Niederlage des Brueys gelesen: „Bonaparte hat Nelson irre geleitet und ist zu seiner Bestimmung (nämlich nach Portugal) gegangen“, wiewohl das alles nicht eingetroffen ist.

Es war also nicht Unklugheit des Plans. Denn es war nach Spaniens Bedenklichkeiten kein anderer möglich: sondern es war Unglück daran Schuld. Auf alle Fälle aber musste er doch versucht werden. Was nun das Schicksal Bonaparte's und seiner Unglücksgefährten betrifft, so sind alle Projecte, sie durchs Einschiffen ins rothe Meer, oder wie jetzt gesagt wird, durch einen Zug nach Syrien zu retten, baare Ungereimtheiten, werden aber absichtlich spargirt, um die Aufmerksamkeit Englands und Nelson's noch immer auf die Levante hin zu ziehen, und wenn binnen dessen Spanien, wie zu glauben steht, seine Bedenklichkeiten fahren lässt, den Landmarsch (zum Theil auch einigen Seetransport) nach Portugal einzurichten, wo dann für Frankreich noch der Weg übrigbleibt, sich von England den Frieden zu erzwingen: zumal der König von Spanien sonst einen so kostbaren Krieg auf reinen Verlust geführt haben würde.

Das Ende vom Liede ist: Kann und will Spanien den Marsch einer Französischen Armee nach Portugal befördern, so wird England von der Französischen Republik gezwungen, alle seine Eroberungen herauszugeben, findet aber jenes nicht statt, so muss sie sich so bald als möglich ihrem Schicksal unterwerfen und die Bedingungen annehmen, unter denen das Cabinet von St. James den Frieden zu verwilligen gut finden wird.

INHALTSANZEIGE.

	Seite
I. Briefe	1
1. An Moses Mendelssohn in Berlin, 1766—1783	5
2. An Dr. Marcus Herz in Berlin und ein Brief von Marcus Herz, 1770—1797	18
3. An Friedrich Nicolai in Berlin, 1773	70
4. An Hofprediger Crichton in Königsberg, 1778	72
5. An Professor J. Engel in Berlin, 1779	76
6. An Professor Chr. Gottfr. Schütz in Jena, 1785— 1797	78
7. An Professor C. L. Reinhold in Jena, 1787—1795	84
8. An Fr. Heinr. Jacobi in Pempelfort, 1789	118
9. An Dr. Joh. Benjamin Erhard in Berlin, 1792— 1799	121
10. An den Bibliothekar Joh. Fr. Biester in Berlin, 1789—1792	125
11. An Professor Dr. Selle in Berlin, 1792	129
12. An den Kirchenrath Ludw. Ernst Borowski in Kö- nigsberg, 1792	130
13. An Professor J. G. Fichte in Jena und dessen Briefe an Kant, 1792—1798	132
14. An den Buchhändler Carl Spener in Berlin, 1793	157
15. An Professor Carl Fr. Stäudlin in Göttingen, 1793, und Erwiderung des letztern, als Kant ihm seine Schrift „der Streit der Facultäten 1798“ gewidmet hatte	159

	Seite
16. An Hofrath G. Lichtenberg in Göttingen, 1793— 1798, und Lichtenberg's Antwort auf den letzten Brief	163
17. Zwei Briefe zwischen Schiller und Kant, 1794— 1795	168
18. Bischof Lindblom in Linköping an Kant und Kant's Antwort, 1797	172
19. An den Professor und Oberschulrath Meierotto in Berlin, 1797—1798	176
20. An Hofrath S. Th. Sömmerring in Frankfurt a. M., 1795—1800	178
21. An Professor Joh. Heinr. Tieftrunk in Halle, 1797 —1798	182
22. An Professor Kiesewetter in Berlin, 1798—1800	191
23. An Dr. Andreas Richter, 1801	193
II. Erklärungen, die Kant, durch besondere Er- eignisse veranlasst, in öffentlichen Blättern ergehen liess	195
1. Über Komarnicki	197
2. Über den Druck der Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft	199
3. Über die von J. T. Haupt veranstaltete Sammlung kleiner Schriften	201
4. Gegen G. Schlettwein	202
5. Über Hippel's Autorschaft	204
6. Gegen Vollmer in Bezug auf phys. Geographie .	206
III. Ehrendenksprüche auf verstorbene Collegen	209
IV. Fragmente aus seinem Nachlasse	215
1. Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Ge- fühl des Schönen und Erhabenen	221
2. Sieben kleine Aufsätze aus den Jahren 1788—1791	260
3. Erster Entwurf seiner Vorstellung an König Frie- drich Wilhelm II. zur Rechtfertigung seiner Stellung als Universitätslehrer, 1794	272
4. Eine politische Rhapsodie aus dem Jahre 1798 .	276

Kant, Immanuel, 1724-1804 / Rosenkranz, Karl, 1805-1879 / Schubert,
Friedrich Wilhelm, 1799-1869

Sämtliche Werke

Bd.: Bd. 11, Abth. 1

Leipzig 1842

Ph.u. 287 db-11,1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046196-9